Ottilie Wildermuth's Werke.

I. Band.



Ottilie Wildermuth.

Ottilie Wildermuth's

Werke.

Erste Gesammt-Ausgabe.

Mit dem Portrait der Verfasserin.

Erster Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1862.



Ottilie Wildermuth's

Werke.

Erste Gesammt-Ausgabe.

Mit dem Portrait der Verfasserin.

Erster Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1862.

Genrebilder

aus

einer kleinen Stadt.

Was kann aus einem Landstädtchen Gutes kommen? Alle Bilder, die uns bis jetzt aus solchen Orten zugekommen sind, waren mehr oder weniger Karrikaturen, und wer das Leben in einer kleinen Stadt nicht aus eigener Anschauung kennen gelernt hat, der bringt meist noch den Maßstab dafür aus Kotzebueschen Lustspielen mit. Er denkt sich eine endlose Folge von Kaffeevisiten, aus Frau Basen bestehend, die sich mit langen Titeln anreden und mit Klatschereien unterhalten.

Die Sache hat aber beim Lichte betrachtet doch noch eine andere Seite. Es ist wahr, es fand und findet sich in solchen Kreisen manches Gerümpel, das der Geist der Zeit nur allmählig verweht; aber Manches gibt es auch, von dem ich nicht möchte, daß er es jemals hinweg nähme. Die genaue Kunde, die Jedermann von Jedermanns Thun und Leiden hat, macht das Leben zu einem erweiterten Familienleben, und neben viel kleinlichem Aerger und Neid erwächst auch viel herzliche Theilnahme

an Anderer Geschick, viel kräftiger Beistand mit Rath und That. Daneben kommt doch jede Individualität zur Geltung, weil jede wichtig und nützlich werden kann in einem Kreise, der nicht zu viele Kräfte in sich enthält.

Wenn Ihr meinen Erinnerungen ein freundliches Ohr leihen wollt, so möcht ich es wagen, in einigen Beispielen den Beweis für das eben Gesagte zu führen. Ich möchte zeigen, wie die Poesie nicht allein in strohgedeckten Hütten an murmelnden Bächen, nicht allein in glänzenden Salons und geschmackvollen Boudoirs mit bleichen Damen wohnt, sondern wie sie sich auch hie und da in den regellosen Straßen und kunstlosen Häusern einer kleinen Stadt niederläßt. Ich möchte Euch einige der Gestalten vorführen, wie sie mir von dem einfachen Schauplatz einer kleinen Stadt im Gedächtniß geblieben sind, lebendiger vielleicht, als dies in einer glänzendern und mannigfaltigern Umgebung möglich gewesen wäre.

I.

Eine alte Jungfer.

In der Vorstadt des Städtchens, wo ich meine Jugend verlebt, stand ein gar freundliches Häuschen, das aus seinen vier Fenstern recht hell in die Welt hinaus schaute; daneben ein Garten, nicht eben kunstvoll angelegt, noch zierlich gepflegt, sondern zum Theil mit Küchengewächsen, zum größern aber mit lustigem Gras, und mit Obstbäumen bepflanzt. Dicht neben dem Häuschen breitete ein stattlicher Nußbaum seine dunkelgrünen Zweige aus, der warf seinen Schatten und zur Herbstzeit seine Früchte gastlich weit in die Straße hinein, ein beliebter Sammelplatz für die liebe Jugend der ganzen Vorstadt. Minder freundlich und einladend erschien ein Paar kleiner fetter Möpse, die sich abwechselnd oder gemeinsam auf der Gartenmauer präsentirten und die obbemeldete Jugend und die Vorübergehenden beharrlich anbellten, ohne jedoch die mindeste Furcht zu erregen, da ihre beschwerliche Leibesbeschaffenheit ihnen nicht gestattet hätte, ihre Drohungen auszuführen.

Wer nun erwartet, an den Fenstern des Häuschens einen lockigen Mädchenkopf zu erblicken, wie das in ländlichen Novellen der Fall zu sein pflegt, der täuscht sich. Nein, so oft

die Hausglocke gezogen wurde, und das geschah sehr oft, erschien am Fenster das allzeit freundliche, aber sehr runzelvolle Angesicht der Jungfer Mine, der unumschränkten Herrin und Besitzerin des Häuschens. Und doch wurde dieses gealterte Antlitz von Jung und Alt so gern gesehen, wie nur je eine blühende Mädchenrose, und ihre Beliebtheit stieg noch von Jahr zu Jahr, was bei jungen Schönheiten gar selten der Fall ist.

Die Jungfer Mine war der hülfreiche Genius des Städtchens. Wie die Glocke begleitete sie „des Lebens wechselvolles Spiel," aber nicht herzlos, sondern mit dem allerherzlichsten Mitgefühl. Wo Kindtaufe war, da durfte Jungfer Mine nicht fehlen; geschäftig und eifrig, aber leise, leise, um die Wöchnerin nicht zu stören, schaffte und waltete sie in Küche und Vorzimmer, um alles zu besorgen, was an Speise und Trank zur Erhöhung der Festlichkeit gehörte. In's Zimmer ging sie nicht, auf kein Bitten: „Behüte, laßt mich gehen, Kinder, ich kann nicht, ich habe zu schaffen." Sie glich den Erdleutlein, die den Menschenkindern mit emsigen Händen ihre Arbeit verrichten und vor Tag verschwinden. Ein Hochzeitmahl war vollends ihr Element; da konnte man Tage lang zuvor in allen Räumen des Hauses ihre etwas singende Stimme, ihr geschäftiges Hin- und Hertrippeln hören. Sie war unentbehrlich, denn wer hätte solche Torten gebacken, solche Braten gewürzt, wer vor Allem solche Nudeln geschnitten, wie die Jungfer Mine? Wo der Tod in einem Hause eingekehrt war, da war sie die erste, die mit bescheidener, aufrichtiger Theilnahme nahte und mit geschickter Hand den Leidtragenden die äußerlichen Mühen und Sorgen abzunehmen wußte, die betrübten Herzen so schwer werden.

Alle Kinder lachten ihr schon von weitem entgegen, denn allen hatte sie schon eine Freude gemacht. Wie fröhlich

stürmte das junge Volk zur Osterzeit in den Garten der Jungfer Mine, wo eine lange Reihe von Nestchen bereit stand, mit bunten Eiern und Backwerk gefüllt, eine zahlreichere Ostergabe, als die kinderreichste Mutter zu spenden hatte! Und wie manchen Bissen hatte sich die gute Seele am Munde abgespart, bis sie um Weihnachten die Hanne, ihre treue Dienerin, von Haus zu Haus senden konnte, wo befreundete Kinder waren, um Allen eine kleine Weihnachtsfreude zu spenden!

Eine Geschichte hat sie nicht gehabt, die Jungfer Mine. So mittheilend und gesprächig sie war, so hat doch nie eine Seele etwas von ihr gehört über die Zeit, wo ihr Herz jung war; Niemand weiß, ob sie auch einmal geliebt, gehofft und geträumt, ob sie eben als ein vergessenes Blümchen stehen geblieben, oder ob Schuld eines Ungetreuen sie betrogen um des Weibes schönstes Lebensziel. Ihr einfacher Lebensgang lag offen vor aller Augen: Ihr Vater war Bürgermeister des Städtchens gewesen, in dem sie ihre Tage verlebte, und sie hatte eine harmlose fröhliche Jugendzeit unter günstigen Verhältnissen verbracht. Ein Paar alte Herrn der Gegend, die sie noch fleißig heimsuchten, versicherten, daß sie ein recht hübsches Mädchen und eine flinke Tänzerin gewesen sei, welche Bemerkung sie immer recht günstig, wenn auch mit niedergeschlagenen Augen und vielen Verwahrungen aufnahm. Zur Zeit, wo ich sie kannte, zeigte ihr Aeußeres nun eben keine Spuren ehemaliger Reize mehr, aber auf das eingefallene Gesicht mit den freundlichen Aeuglein hatte die Herzensgüte ihre unsichtbaren, aber fühlbaren Züge geschrieben, so daß man doch gern hineinsehen mußte. Ihre schmale schmiegsame Gestalt war in beständiger Bewegung, da sie stets im Begriff war, irgendwo anzugreifen und beizuspringen. Auf ihren Putz konnte sie vollends ganz und gar nichts

verwenden, dazu war sie immer viel zu sehr beschäftigt, und wenn ihre Freundinnen sie mit einem modernen Putzartikel versahen, so hatte er gar bald seine elegante Form verloren; zumal die Hauben, mit denen sie ihr spärliches graues Haar bedeckte, saßen immer schief, da sie im Geschäftseifer sich hinter den Ohren zu kratzen pflegte.

Ihre Eltern verlor sie ziemlich frühe, auch die einzige Schwester, die im Orte verheirathet war. Die Hand des Wittwers derselben wies sie entschieden zurück. Das Erbe der Eltern war klein; ein Hauptbestandtheil desselben war ein gelähmter, gichtkranker Bruder. Doch gelang es ihr mit großen sonstigen Opfern und Einschränkungen, das höchste Ziel ihrer Wünsche, ein eigenes kleines Häuschen nebst Garten zu erringen. Das bezog sie mit ihrem Bruder, mit der Hanne und den zwei Möpsen und pflegte den Bruder lange Jahre mit klageloser Geduld, mit unermüdeter Liebe, mit unerschütterter Freundlichkeit, bis zu seinem Tod.

Die Jungfer Mine sah man allezeit zufrieden und wohlgemuth. Wie groß auch oft ihr Mangel, ihre Entbehrungen sein mochten, Niemand hörte sie klagen, sie hatte immer einen Grund zu besonderer Dankbarkeit. Sie hatte auch genug zu thun, bis sie sich freute mit allen Fröhlichen und weinte mit allen Traurigen; wie hätte sie noch Zeit gefunden, an sich zu denken? Sie war immer in Eile, stets rastlos thätig für Andere, und es kann sich Niemand denken, sie in Ruhe gesehen zu haben.

Die Hanne war gerade durch ihre Verschiedenheit die unentbehrliche Gehilfin der Jungfer Mine. So bescheiden, schüchtern und rücksichtsvoll diese, so rasch, keck und entschlossen war die Hanne im Verkehr mit den Leuten. Sie vertheidigte mit Löwenmuth den Garten ihrer Jungfer gegen diebische Gassenjungen, ihren Brunnen gegen schmutzige Viehtreiber,

ihre schmalen Einkünfte gegen säumige Zinszahler. Sie hing ihr mit unerschütterlicher Treue an und hätte sich eher zerreißen, als ihrer Jungfer ein Härchen krümmen lassen. Als ganz junges Mädchen von ihr aufgenommen, diente sie ihr ganz ohne Lohn, sie wußte aus dem kleinen Garten einen fast fabelhaften Gewinn zu ziehen und verwandte den Ueberschuß ihrer rüstigen Kräfte zum Waschen und andern Arbeiten um Taglohn. Den Lohn lieferte sie pflichtmäßig ihrer Jungfer ab, diese bestritt dagegen ihre einfachen Bedürfnisse.

Jungfer Mine war eine ganz besondere Gönnerin der Jugend, vom wilden Knaben bis zum Studenten, vom spielenden Kinde bis zum aufgeblühten Mädchen. Deßhalb war ihr Häuschen auch gar oft der Sammelplatz der fröhlichen Jugend, und die Verschiedenheit ihrer Besucher gab oft zu komischen Scenen Anlaß. — Einmal wußte man, wie man in kleinen Städten Alles weiß, daß Jungfer Mine den Besuch von zwei Damen des Orts erwartete, die sich durch strenge Frömmigkeit und entschiedene Weltverachtung auszeichneten; sogleich ward sämmtliche anwesende männliche Jugend aufgeboten: Schreiber, Commis, Apothekergehülfen, ein langer Zug leichtfertig aussehender Leute begab sich vor das Haus der Jungfer Mine und schellte gewaltig, um sich zum Kaffee anzusagen. Den Schluß des Zugs bildete das Malerle, ein zwerghaftes Männlein, das eine Zeit lang im Städtchen grassirte und die ganze Gegend abkonterfeite. Was für ein Schreck befiel die gute Jungfer, als sie die Freischaar da unten erblickte und an ihr Zusammentreffen mit den gestrengen Damen dachte! Trotz aller Gastlichkeit öffnete sie das Haus nicht, sondern kapitulirte zum Fenster heraus, bis auf das Versprechen eines guten Kaffees unter dem Nußbaum für den nächsten Tag der Haufen lachend abzog.

Ein andermal saß ein Trupp lustiger Studenten, die

ihre Ferienzeit verjubelten, an einem Sonntag am runden Tisch in ihrem behaglichen Stübchen und hatte so eben trotz der bescheidenen Einreden der Jungfer Mine ein Kartenspiel begonnen, als es am Haus läutete. Siehe da, es war der Herr Diaconus, ein besonders hochverehrter Freund der Jungfer Mine. Nun war er zwar ein sehr freundlicher, duldsamer Mann, aber der Tisch voll rauchender Studenten, das Kartenspiel am Sonntag — das war denn doch zu arg! „O ihr lieben Herren! ich kann euch nicht mehr brauchen, — der Herr Helfer! — Geht doch in den Garten! — Hanne, führ' sie hinten hinaus!" rief sie, in großem Eifer hin und her rennend. Lachend zog die junge Schaar ab in's Nebenzimmer, die fatalen Karten aber schob sie eilig unter den Tischteppich und empfing nun den Herrn Diaconus. Aber, o weh! während des Gesprächs zupfte dieser unwillkürlich an dem Teppich und die Karten fielen ihm in Masse auf den Schooß. Daneben streckte das junge Volk die Köpfe durch die Wandöffnung über dem Ofen und brachte durch komisches Gesichterschneiden die ehrbare Jungfrau dermaßen außer Fassung, daß es am Ende das Beste war, die Frevler zu verrathen, worauf die Scene mit allgemeinem Lachen schloß.

Sie wurde von der Jugend auch jederzeit in Ehren gehalten. Zur Zeit der Herbstferien wurde alljährlich ein sogenannter „allgemeiner Herbst" gehalten, von dem man singend und schießend im Fackelzug heimkehrte. Jungfer Mine nahm nie Antheil an so großartigen und geräuschvollen Festen, wo man ihrer Hilfe ja doch nicht bedurfte. Vor ihrem Häuschen aber hielt jedesmal der fröhliche Zug bei der Heimkehr und brachte ihr ein Ständchen, ohne besondere Auswahl der Musikstücke; Jungfer Mine stand dann freundlich am Fenster und dankte mit züchtigem Verneigen. Ich

erinnere mich wohl, wie die Studenten ihr einmal jubelnd zusangen:

> Ach wie bald, ach wie bald
> Schwindet Schönheit und Gestalt 2c.,

und wie sie dann lächelnd mit dem Finger drohte: „ei ihr Schelmenherrn!“ Niemand hat besser einen Spaß verstanden als die Jungfer Mine, sogar über ihr Alter, und das will viel sagen bei einem ledigen Frauenzimmer.

Ihre allerhöchste Freude war aber, wenn sie einem liebenden Pärchen irgendwie Vorschub thun konnte, ihr ganzes Herz lachte, wenn sie junge Herzen gegen einander aufgehen sah, und manch glückliche Verbindung ist durch ihre so anspruchlos geleistete Beihülfe zu Stande gekommen. Wie erfinderisch war sie in Wendungen, mit denen sie zärtliche Herzen durch das Lob des Geliebten zu erfreuen wußte, wie unermüdet, Liebende bei ungünstigen Aussichten zur Treue und Ausdauer zu ermahnen! „Lieb's Kind, ich koch' Ihnen einmal das Hochzeitessen!“ war stets der Dank, mit dem sie jungen Mädchen kleine Aufmerksamkeiten und Freundlichkeiten vergütete. — In einer Schublade, in der viele Briefpäckchen aus ihren vergangenen Tagen pünktlich geordnet aufbewahrt lagen, vielleicht auch ein eigenes Herzensgeheimniß der guten Jungfer darunter, bewahrte sie mit besonderer Sorgfalt ein Paket Briefe mit schwarzen Bändern umbunden. Es war die Korrespondenz eines jungen Paares, das auch einst unter ihrem Schutze sich geliebt hatte und durch Elternhärte getrennt worden war, und dessen Andenken sie mit immer neuer Wehmuth erfüllte. Nie aber hätte eine unerlaubte Liebe auch nur im Entferntesten auf ihren Schutz rechnen dürfen. Behüte, die Jungfer Mine war eine ehrbare Person, Gott und der Obrigkeit unterthan, und sprach trotz aller Sanftmuth

eine sehr entschiedene Entrüstung aus gegen Alles, was gegen göttliche Ordnung und die heilige Sitte verstieß.

„Laß mich mit Jedermann in Fried' und Freundschaft leben!" war ihr tägliches Gebet zu Gott, und der liebe Gott hat es erhört, indem er ihr ein fromm und freundlich Gemüth gab, das Allen diente und es mit Keinem verderben konnte. Durch alle Spaltungen, die in kleinen Städten am tiefsten eingreifen, durch alle Zänkereien, durch öffentliche und Privatstreitigkeiten ging sie unberührt und unangefochten, und wußte mit den Häuptern kriegführender Mächte Freundschaft zu bewahren, ohne Achselträgerei und Zweizüngigkeit. Sie that Allen zu lieb, was sie vermochte, redete keinem Anwesenden zu Gefallen, keinem Abwesenden zu Leid, und meinte es mit Jedem so von Herzen wohl, daß ihr Jeder gut bleiben mußte, und so war es ihr vergönnt, mitten in vielem Unfrieden ihre Tage in Frieden zu verleben und zu beschließen.

Ihr Besitzthum war beinahe Gemeingut; das Gras in ihrem Garten war immer zertreten, weil es den Kindern als Spielplatz diente, ihre Obstbäume kamen nicht zum Gedeihen, weil die ganze Stadt Waschseile daran zog, um den sonnigen Platz zum Trocknen zu benützen. Die Hanne eiferte oft gewaltig gegen diese Duldsamkeit, und die gute Jungfer hatte alle ihre Beredtsamkeit aufzuwenden, um sie wieder zu beschwichtigen.

Auch der Unterschied der Stände, der in kleinen Städten so scharf abgegrenzt ist, war für die Jungfer Mine aufgehoben. Obgleich sie ihrem bescheidenen Anzug wie ihrer Herkunft nach zum Honoratiorenstande gehörte, war sie doch daheim und befreundet in allen ehrbaren Bürgerhäusern, wo man ihres Beistandes bedurfte, und ihre „Weiblein," wie sie ihre Freundinnen aus dem Bürgerstande nannte, wurden jederzeit mit derselben Rücksicht und Freundlichkeit aufgenommen

wie die ersten Frauen der Stadt. Ihr besonders guter Freund war Nachbar David, ein alter Hufschmied. Er besorgte ihr die Holzeinkäufe und nahm sich ihrer überall treulich an, wo ihre Güte und ihre Schutzlosigkeit mißbraucht werden konnte. Er war ihr Wetterprophet, dessen Meinung immer entschied, wenn es zweifelhaft war, ob die Wäsche in's Freie gehängt werden könne. Sobald ein Ungewitter am Himmel aufstieg, warf der ehrliche Meister sein Schurzfell ab und begab sich zur Jungfer Mine, die große Furcht vor Gewittern hatte; sie bewirthete ihn dann mit einem Kelche selbstfabrizirten Liqueurs, und sie trösteten einander mit Gesprächen über die Zeitläufte und mit Vorlesungen aus Arndts wahrem Christenthum und aus dem Schatzkästlein, bis das Gewitter vorüber war.

Das ehrwürdige Paar Möpse spielte keine kleine Rolle im Hause, und ein guter Theil der Sorgfalt der Jungfer Mine war ihnen zugewendet. Die Katze und der Kanarienvogel waren nur untergeordnete Subjecte. Die Katze hatte zwar ein Kissen unter dem Ofen, die beiden Möpse aber, Mopper und Weible genannt, nahmen ihre eigenen gepolsterten Stühle daneben ein, wenn sie es nicht vorzogen, bei gutem Wetter im Garten zu promeniren und die Leute anzubellen. „Es muß das Herz an etwas hangen," sagte sie zur Entschuldigung ihrer Vorliebe für die garstigen Thiere. Der nachmalige Tod der Möpse betrübte sie tief, doch nahm sie mit gutem Humor den Beileidsbesuch auf, den ihr einige Freundinnen in tiefer Trauerkleidung abstatteten.

Mit Lectüre hat sich die Jungfer Mine nie viel befaßt, weder mit sentimentaler noch mit gelehrter. Ein gescheidtes Wort konnte man aber doch mit ihr reden, und Niemand hat je Langeweile bei ihr gehabt. Deßhalb waren auch ihre Kaffeevisiten, der einzige Luxus, den sich die Jungfer erlaubte,

sehr gern besucht, nicht nur weil sie den besten Kaffee und die gelungensten Kuchen produzirte, sondern weil in dem kleinen Stübchen mit den geflickten Gardinen und dem verblichenen Sopha ein guter Geist wehte, der das Gespräch lebendig machte und die Herzen fröhlich. In's Raisonniren stimmte sie nie mit ein; es war ihr unmöglich, von einem Menschen Böses zu sagen.

Auch für das mütterliche Gefühl, das in jedem weiblichen Busen schlummert, sollte es nicht an einem Gegenstand für sie fehlen, obgleich es ein altes Kind war, das man ihrer treuen Fürsorge übergab. Ein ehemaliger Kaufmann aus guter Familie, dem in seinen jungen Jahren die südamerikanische Sonne das Gehirn ausgebrannt, lebte als harmloser Narr in der kleinen Stadt. Er war der zufriedenste Mensch, den man sehen konnte, stets vergnügt, stets aufgeräumt und, obschon bei Jahren, hüpfte und sprang er mehr als er ging. Der Friz nun wurde in die freundliche Obhut der Jungfer Mine befohlen. Sie quartierte ihn in das Stübchen, das seither ihre Heiligthümer verwahrt hatte: den „Papa" und die „Mama," lebensgroße Kinderbilder in hölzernen Röcklein, an denen ein Hündlein hinaufsprang, und eine spanische Wand, darauf die sieben Bitten des Vaterunsers bildlich dargestellt waren; und sie behütete und pflegte ihn mit mütterlicher Sorgfalt. In dem netten Haus und dem freundlichen Garten war der Friz ganz in seinem Element, er schenkte sein Herz abwechslungsweise bald der Jungfer, die er aber daneben sehr respektirte, bald der Hanne, der es zum erstenmal in ihrem Leben passirte, daß Jemand ihre Reize bewunderte. „Hübsch, Hannah, hübsch!" rief er ihr ermunternd zu, so oft er sie erblickte, setzte auch von Zeit zu Zeit den Hochzeitstag fest, ohne sich zu grämen, wenn der Termin immer wieder hinausgeschoben wurde. Ein verwandter Beamter

war so freundlich, den Friz in seiner Kanzlei zu beschäftigen, obgleich seine schriftlichen Arbeiten unbrauchbar waren, da allezeit seine krausen Ideen sich darein mischten. Aber er fühlte sich dadurch so beschäftigt, so wichtig! er eilte mit einer so glücklichen Amtsmiene auf seine Kanzlei, während Jungfer Mine und die Hanne daheim sein Stübchen ordneten und sein Mahl bereiteten. Nur Ein Leiden hatte der arme Friz, das zugleich eine Plage für die Jungfer war: die Hexen, von denen er nach seiner Meinung jede Nacht heimgesucht wurde. Er schnitt sich Stöcke und Stöckchen von jeder Größe, um die Hexen damit durchzuklopfen, und das gab oft einen wahren Hexentanz in seiner Stube, bis ihn die sanftmüthige Stimme der Jungfer Mine aus der andern Stube her wieder beruhigt.

Da der Friz bei der Küche der Jungfer Mine so wohl gedieh, so meldeten sich auch vernünftige Subjecte, anständige junge Männer vom Schreibereifach um Kost und Wohnung bei ihr; der Holzstall wurde noch zu einem Stübchen eingerichtet und der Pflichten- und Geschäftskreis der Jungfer hatte sich bedeutend erweitert. Wie nöthig hatte sie nun, um von ihren sonstigen Expeditionen rechtzeitig heimzukommen! sogar „Offertenmacher,“ wie sie die commis voyageur nannte, wurden nun hie und da als Kaffeegäste zu ihr gebracht, und noch sehe ich sie, wie sie einst in höchster Eil über die Straße rannte und allen Bekannten, die sie zum Spaß aufzuhalten suchten, zurief: „Kann nicht, muß heim, hab' vier Herren und eine Gans!“

Alles geht hienieden dem Ende zu, und der guten Jungfer Mine, die in Ehren und bei guten Kräften ein schönes Alter erreicht hatte, wollte der liebe Gott die Leiden eines langen Lagers und die Beschwerden des hülflosen Alters ersparen. Sie erkrankte bei der treuen Pflege ihrer Dienerin,

die ein Fieber befallen hatte; sie mußte sich legen, um nicht wieder aufzustehen. Verlassen war sie nicht in ihren letzten Tagen: sie, die so Vielen gedient, wurde von freundlichen Händen treulich gepflegt, und sie entschlief in ihrem Gott mit frohem und dankbarem Herzen, von Vielen aufrichtig betrauert, wenn auch die Trauer nicht von langer Dauer war.

Nach ihrem Tode fand sich, daß ihr Vermögen außer dem Häuschen so gering war, daß Niemand begreifen konnte, wie es ihr möglich gewesen, davon zu leben. Und doch war sie so reich gewesen an Freuden für Andere. Die Hanne blieb zum Lohn ihrer langen treuen Dienste als alleinige Erbin des Häuschens und Gartens zurück; für ein armes Mädchen ihres Standes ein beneidenswerther Besitz! Aber sie hat sich desselben nicht mehr lange gefreut, obgleich sie von der Krankheit, in der sie noch die letzte Pflege ihrer Herrin genossen hatte, wieder genesen war. Man hörte ihre laute, scharfe Stimme nicht mehr, mit der sie sonst so eifrig die Rechte ihrer Jungfer verfochten hatte, still und bleich schlich sie umher, es schien ihr Lebensnerv gebrochen, und nach einem halben Jahr folgte sie ihrer Herrin nach zur letzten Ruhestatt.

Wenige der alten Freunde von Jungfer Mine leben nun noch in dem Städtchen, und so ist auch ihr Grab verlassen und vergessen; von den schönen Levkoyen und Reseden, die wir aus ihrem Garten dorthin verpflanzt hatten, ist nichts mehr zu sehen, aber ein Fruchtbäumlein hat darauf Wurzel gefaßt und beschattet es mit seinen grünen Zweigen. — Leicht sei ihr die Erde, der guten Jungfer Mine, und sanft ihre Ruhe, ihr, die sich hienieden keine Ruhe gegönnt hat!

II.

Ein ausgebranntes Herz.

Als düsterer Gegensatz zu der freundlichen Erscheinung der guten Jungfer Mine drängt sich mir das Bild einer frühgealterten Jungfrau auf, die auf demselben Schauplatz ein verfehltes Dasein beschloß.

Ich sehe sie noch vor mir, die welke Gestalt mit der gelblichen Farbe auf dem eingefallenen Gesicht, das durch nichts mehr belebt war als durch ein paar glänzend blaue Augen, in denen aber ein so unheimlich Feuer glühte, daß Niemand wohl dabei ward. Nach außen konnten sie keine Flamme mehr entzünden, diese Augen, wie schön sie gewesen sein mochten; die Glut, die aus ihnen leuchtete, wandte sich nach innen und verzehrte das eigene Herz der Armen, die einst hell damit in's Leben hinaus geblickt. Und es war noch nicht zwanzig Jahre her, daß dieses unheimliche Wesen eine vielbewunderte Schönheit gewesen war, ein blühendes Mädchen, strahlend von Jugend und Lebenslust, vor der ein langes Leben voll Freude und Glück zu liegen schien. Sie war eine Zeit lang das einzige junge Frauenzimmer von Stande im Städtchen, die Schönheit der ganzen Gegend, die Tochter eines angesehenen Beamten. Was Wunder, wenn sie

von früher Jugend an von Anbetern umringt war, wenn sie mehr und mehr Gefallen fand an all den Vergnügungen, von welchen sie den Mittelpunkt bildete, den Festen, deren unbestrittene Königin sie war; was Wunder, wenn ihr der Sinn verschlossen blieb für den Ernst und die wahre Bedeutung des Lebens? Die Mutter fand ihre Herzenslust daran, Luise so früh bewundert zu sehen, sie erging sich in lachenden Planen für ihre Zukunft, und hielt beständig Musterung, wen unter den eifrigen Verehrern sie des Glücks werth halten sollte, ihr Töchterlein davon zu führen.

Da ging ein glänzender Stern an Luisens Horizont auf, die stattliche Gestalt eines jungen Edelmanns, der auf dem benachbarten Schlößchen seinen Sitz hatte; natürlich eine äußerst wichtige Erscheinung in den bürgerlichen Cirkeln einer kleinen Stadt. Es wundert wohl Niemand, daß es dem Baron leicht wurde, Luisens Herz zu gewinnen und alle Aktuare, Buchhalter und praktischen Aerzte, die seither ihren Hofstaat gebildet hatten, tief in Schatten zu stellen. Uebertraf er doch alle weit an freier, gefälliger Sitte, verband er doch mit seinem guten Adel und seiner schönen jugendlichen Gestalt eine gewisse Treuherzigkeit und passive Gutmüthigkeit, die den wenigen ernsten Ansprüchen genügten, deren sich Luisens verflachtes Herz noch bewußt war. — So zogen sich allmählig Alle zurück, die ihr seither in flüchtiger Huldigung oder mit ernstern Absichten genaht waren; auf allen Bällen, an allen Vergnügungsorten der Gegend sah man die schöne Luise am Arm des Barons, und recht mit vollem Herzen gab sie sich dem Genuß und der Freude der Gegenwart hin, ohne an eine Zukunft zu denken.

Man sagte, der Baron sei ehrlich mit ihr verfahren, er habe ihr frühe im Ernst gesagt, daß er ihr nichts als seine Liebe geben könne, daß die Rücksicht auf seinen Stand, auf

seine Verwandten es ihm unmöglich mache, eine Bürgerliche zu freien, zumal wenn sie den Mangel eines Stammbaums nicht mit Gold aufwiegen könne. So weit freilich ging seine ritterliche Ehrenhaftigkeit nicht, daß er bei Zeiten sich entschieden zurückgezogen hätte. Oder erlaubte ihm seine Gutmüthigkeit nicht, dem armen Kind so weh zu thun, ihr mit einem kurzen, wenn auch schmerzlichen Herzweh die Qual langer Jahre und einen schaudervollen Tod zu ersparen? Ich weiß es nicht. — Genug, das Verhältniß dauerte fort und fort. Sie dachte an kein Zurücktreten; entweder trug sie sich mit der Hoffnung, seine Liebe, ihre Schönheit und Liebenswürdigkeit werden doch den Sieg über Standesrücksichten davon tragen, oder ließ ihr die glühende, verzehrende Leidenschaft, die sie befangen hatte, keine Wahl mehr. Sie hat selbst einmal einer Freundin gestanden, sie habe nimmer beten können von der Stunde an, in der sie den Baron kennen gelernt, weil sein Bild sich vor alle ihre Gedanken an Gott gedrängt habe.

Der Vater starb früh, die schwache Mutter, ohnehin von der Tochter beherrscht, wiegte sich wohl auch mit der Hoffnung ein, ihre Luise doch noch als Baronin zu sehen, und wagte nicht, den Besuchen des Geliebten ein Hinderniß in den Weg zu legen. Aber Jahre um Jahre vergingen; „eine Mädchenjugend ist — abgeblüht in kurzer Frist“ — und die Blüthe der schönen Luise war von besonders kurzer Dauer. Sie verwelkte an der ewig unbefriedigten Glut ihres Innern. Die Liebe des Barons ward kühler und immer kühler, seine Besuche seltener, der Ton seiner Unterhaltung höflicher. Wie sein Herz erkaltete, wurde das ihre immer heißer, ihrem scharfen, ihn weit übersehenden Verstande blieb sein Erkalten nicht verborgen, eine quälende Furcht, ihn vollends ganz zu verlieren, eine rastlose Eifersucht ergriff sie. Einst

die Freude und die Lust seiner leichten Stunden, hing sie sich jetzt an ihn wie ein feindlicher Dämon, der ihm jede Lebenslust verbitterte. Wo sie glaubte, er könnte den Blick auf eine andere geworfen haben, da spann sie künstliche Lügengewebe, schrieb falsche Briefe, um ihn der Nebenbuhlerin zu entleiden; sie suchte ihm selbst durch Intriguen bei höher Gestellten zu schaden, vielleicht nur in der Hoffnung, wenn seine Stellung in der großen Welt Noth leide, wenn seine andern Plane fehlschlagen, werde er bei ihr Trost suchen und sich nicht mehr zu hoch dünken, sie zur Gattin zu nehmen.

Auf Todte war sie nicht mehr eifersüchtig. Eine leidige Episode (wohl nicht die einzige) in seinem Roman mit Luise war ein Liebesabenteuer mit einem schönen Bauernmädchen, das mit seinem Kinde gestorben war. Der Baron war, wie schon gesagt, ein gutmüthiger Mann, er ließ das arme Geschöpf mit möglichsten Ehren begraben und ihm einen schönen Denkstein setzen. Auf diesem Grabe sah man manchmal an einem hellen Morgen oder stillen Abend Luise in tiefem schmerzlichem Sinnen. Was da durch ihre Seele ging, was sie hinzog zu diesem Grab, wer will dieß in Worten aussprechen?

Sich gänzlich von ihr abzuziehen wagte der Baron nicht; war es noch ein halbverkohlter Rest alter Neigung, war es seine gerühmte Gutmüthigkeit oder eine gewisse Furcht vor ihr, genug, von Zeit zu Zeit besuchte er sie immer noch und suchte sie durch allerlei Beweise von Freundschaft zu trösten über die entflohene Liebe. — Ihre Gesundheit wurde leidend, sie meinte, der Aufenthalt auf einem Dorfe und in der Waldluft würden ihr gut thun. Ach, die stärkende Luft wehte von dem Schlößchen, in dessen nächster Nähe das Dorf lag, das sie in den Sommermonaten bezog! Das waren ihre sonnigsten Tage; er besuchte sie da pflichtlich, brachte ihr Blumen oder sonst kleine Geschenke, auch sah man sogar

hie und da die welke, sorgsam geschmückte Gestalt am Arm des noch immer schönen, stattlichen Mannes, und peinlich bemüht war sie, in eifrigen Gesprächen noch einen Hauch aus alten Zeiten zurückzurufen. Sie lebte auch wunderbar auf in dieser Landluft; Sonntags sammelte sich im Dörfchen oft Gesellschaft aus benachbarten Orten, sie mischte sich darunter, und manchmal erwachte wieder in ihr all die Lebendigkeit und Fröhlichkeit, die fesselnde Unterhaltungsgabe, die einst von den frischen jugendlichen Lippen entzückt hatte.

Junge Mädchen betrachteten sie immer mit einer gewissen Scheu, als einem traurigen Geschick verfallen, und sie sah die ganze nachwachsende Jugend mit Widerwillen an, als ob sie in jeder jugendlichen Gestalt eine Nebenbuhlerin gefürchtet hätte. Unter diesem bittern, friedlosen Wesen litten ihre Umgebungen mehr und mehr, am meisten die alte Mutter. Ohne Ruhe schweifte Luise oft Tage lang umher; sie meinte noch gewaltsam erzwingen zu können, wozu längst die Hoffnung vorüber war. Jede sanfte weibliche Tugend, jeden Zug jungfräulicher Würde hatte nach und nach der Hauch der Leidenschaft in ihr zerstört. Oft wenn der Baron von einem fröhlichen Ausflug zurückkehrte, hat er in einem Gang seines Schlosses wie ein böses Gespenst die bleiche Gestalt seiner ehemaligen Liebe erblickt, die ihm mit maßloser Heftigkeit seine Treulosigkeit vorwarf und ihr verlorenes Lebensglück von ihm forderte, so daß er nur mit Mühe sie bewegen konnte, sich zu entfernen, um ihn und sich nicht bloßzustellen.

Immer mehr zur Qual wurde ihm dieß Treiben, diese furchtbare Anhänglichkeit, und endlich beschloß er, sie um jeden Preis abzuschütteln. War er doch ein schöner Mann, der überall zu gefallen wußte, der seine Augen noch auf die frischesten Blumen richten konnte; wie sollte er sich halten und stechen lassen von den Dornen, die allein noch übrig

waren von der Rose, die er in leichtem Spiel an seine Brust gesteckt, bis sie verwelkt war und die Blätter abgefallen? — So schrieb er ihr endlich mit Entschiedenheit und aller daneben möglichen Schonung: „er werde immer ihr Freund bleiben, bereit zu Rath und Hülfe, aber ein zärtliches Verhältniß mit ihr fortzusetzen, sei ihm unmöglich. Da er aber nicht verkenne, wie sie ihre Jugend durch ihn verloren, so möge sie ihm erlauben, als Freund für ihre Zukunft zu sorgen." Mit aller Zartheit bot er ihr dann eine ziemlich bedeutende Geldsumme zur Unterstützung ihrer Mutter. — Mit kurzen Worten antwortete ihm Luise: ihre Liebe, ihre geopferte Jugend lasse sie sich nicht abkaufen, doch werde er bald von ihr befreit werden.

Nach wenigen Tagen fand man sie früh Morgens todt in einem kleinen Teiche der Umgegend. Sie hatte gewaltsam den Kopf bis zum Grunde gebeugt, um den Tod zu finden in dem seichten Wasser. — Der Baron begab sich bald darauf auf Reisen; erst nach langen Jahren kam die Nachricht von seinem Tode aus dem Auslande. Er war unvermählt geblieben.

III.

Der Engländer.

Ich erinnere mich, daß in den Geschichten aus kleinen Städten, die ich vor Jahren gelesen, meist ein geheimnißvoller oder wenigstens interessanter Fremder auftrat, der die Zungen der Frau Basen und die Herzen der jungen Mädchen in Bewegung setzte. Nun mag ich mich aber besinnen, wie ich will, so hat sich in unsrer kleinen Stadt nichts der Art gezeigt. Wurde zwar eines Tages ein bleicher Jüngling mit Gensd'armen eingeliefert, der sich als einen verkannten Edeln und Professor von Lyon zu erkennen gab; aber es stellte sich binnen kurzem heraus, daß besagter Professor ein Betrüger und Schelm, also mit vollem Recht transportirt war. Ferner erschien einmal Abends auf der sehr frequentirten Kegelbahn ein ältlicher, steifer Herr mit ganz feinen Manieren, dessen Andeutungen ihn etwa als einen russischen General außer Dienst, oder als einen ditto Diplomaten erscheinen ließen, und die Herren wußten bei ihrer Nachhausekunft gar viel zu rühmen von seinem feinen adligen Benehmen und seiner würdevollen Zurückhaltung. Am folgenden Morgen aber war derselbige Diplomat so herablassend, daß er von Haus zu Haus ging mit dem Offert, die etwaigen Hühneraugen aus-

zuschneiden; führte auch eine grüne Kordianmappe mit sich, voll von Zeugnissen von hohen und höchsten Herrschaften über seine Gewandtheit in dieser edlen Kunst. Vielleicht, das nahm man zum Troste an, war er heimlicherweise doch ein Spion, der's nur nicht sagte; er hätte auch in solcher Eigenschaft schlechte Geschäfte gemacht, es gab blutwenig zu spioniren im Städtchen M.

Einmal aber, ja einmal fuhr dennoch in einem kurios gestalteten Einspänner ein unbekannter Herr mit einem anständig aussehenden, noch jugendlichen Frauenzimmer am ersten Gasthof in M. vor, und erkundigte sich alsobald nach freistehenden Wohnungen. Derselbige war auffallend lang und mager, trug einen Rock, Beinkleider und Gamaschen von Lederfarbe, einen ditto Hut und ein Gesicht von derselben Couleur, es schien, er habe seine ganze Person am Stück in diesen dauerhaften Färbestoff tunken lassen. Seine lange Figur wurde durch seinen thurmhohen Hut noch vergrößert, so wie sich seine fabelhaft langen Arme durch die Aermel, die um ein Viertel länger waren, als erforderlich, fast bis zur Erde zogen.

Die Dame bei ihm schien nicht seine Frau zu sein und sich nicht besonders behaglich zu fühlen. Nach genossenem Imbiß schickten sie sich an, die wenigen freien Wohnungen des Städtchens zu besehen, und der lederfarbne Herr fand sogleich, was er suchte, in ein paar hübschen Zimmern im vierten Stock, mit freundlicher Aussicht auf die Apotheke und eine neue Metzig. Er versicherte den Hausbesitzer, daß ihm besonders lieb sei, eine so hoch gelegene Wohnung zu finden, da das Steigen seiner Brust sehr zusage. Der Hausknecht, der ihm als Führer vom Gasthof mitgegeben war, bemerkte bescheiden, daß auf dem Thurm auch noch ein Stübchen zu vermiethen wäre, womit sogar das Benefiz des Hochwächter=

dienstes verbunden. Das lehnte der Lederfarbne höflich ab, da in solcher Höhe die Luft aufhöre, gesund zu sein, namentlich weil sich auch schädliche Dünste mit ihr in die Höhe ziehen.

Der Unbekannte beabsichtigte gar nicht als solcher fortzuexistiren, er war, nach seiner Mittheilung, ein Engländer, der sich aber schon seit langen Jahren in Deutschland heimisch gemacht und der einen stillen, freundlich gelegenen Ort suchte, wo er seine Tage beschließen könne. Diesen Ort hatte er nun in dem Städtchen M. entdeckt, fragte nach dem Kirchhof, wo er sich ein Plätzchen für sein Grab erkiesen wolle, und bestellte den Notar, um sein Testament aufzusetzen.

Nun sah der Engländer aber gar nicht aus, als ob er seinem Ende so nahe wäre, er gehörte überhaupt zu der Klasse von Leuten, bei denen man nie beurtheilen kann, ob sie jung oder alt sind; er kam einem auch nicht vor, als ob er jemals klein gewesen und groß gewachsen sei, vielmehr glich er einem Stück, das in einer Auktion nicht verkauft worden ist und nur so herumfährt. Aus seinen Papieren aber, die er dem Notar vorwies, ergab sich, daß er wirklich schon ziemlich bejahrt war. Als Zeuge zu der Testamentaufsetzung wurde unter andern der Hausbesitzer gebeten, und dieser Ehrenmann war höchlich überrascht und gerührt, als der Engländer nach so kurzer Bekanntschaft ihm ein recht anständiges Legat bestimmte, auch die Armen der Stadt waren nicht vergessen und ein schon früher festgesetztes Vermächtniß für seine Haushälterin erneuert. Der Engländer versicherte den gerührten Hausbesitzer, daß es ja ganz natürlich sei, daß die Familie, in deren Schooß er seine letzten Tage verlebe, auch ein Andenken an ihn behalte, und das Verhältniß zwischen Hausherr und Miethsmann gestaltete sich durch diese freundliche Fürsorge recht gemüthlich.

Obgleich nach all diesem es scheint, daß der Engländer expreß nach M. gekommen war, um daselbst zu sterben, so vernachläßigte er die Pflicht der Selbsterhaltung keineswegs. Sein einziges Studium, seine ausschließliche Lektüre waren medicinische Werke; das System aber, nach dem er seine Diät einrichtete, war eigentlich aus keinem davon genommen. So bald er sein Zimmer in Besitz genommen, ließ er den Schreiner kommen und befahl ihm, die Füße seiner Bettstelle gänzlich abzusägen, denn da nach seiner Ansicht der Dampf sich nach oben zog, so behauptete er in der gesundesten Luft zu schlafen, wenn er möglichst niedrig gebettet war. Seine Kost bestand fast ganz ausschließlich aus Gerstenschleim, Kalbsbraten und gelben Rüben, welch letztere er in solchen Massen einkaufte, daß er das ganze Jahr hindurch Vorrath hatte. Der Thermometer war sein bester Freund, den er fast beständig bei der Hand hatte, um nachzusehen, ob das Zimmer die richtige Temperatur habe. War es zu kühl, so mußte augenblicklich geheizt werden und wäre es im höchsten Sommer gewesen; war es zu heiß, so ließ er eine große Wasserkufe in's Zimmer tragen, um die Luft abzukühlen, und war sehr übler Laune, wenn diese Maßregel keine gehörige Wirkung that. Große Fußtouren gehörten auch zu seiner Diät, und es nahm sich sonderbar aus, wie er unterwegs mit eigenthümlicher Gewandtheit sich Zuckerpasten in den Mund warf, die er in seinem großen Aermel verborgen hielt: solches, behauptete er, sei ganz vorzüglich für die Brust und den Athem, — kurz, er war unerschöpflich an Mitteln, das menschliche Leben zu verlängern, und konnten seine Erben das Glück der Hoffnung gründlich kennen lernen.

Die Kunde, daß das lederfarbne Subjekt ein Engländer sei und bereits ein Testament gemacht habe, verlieh ihm im Städtchen einiges Ansehen. Man glaubte auch, seine leder-

farbne Haut und Kleidung sei nur so eine Art Reiseüberzug zur Schonung über seinen ganzen Menschen, wie über einen Regenschirm, und er würde eines Tages schön und elegant hervorgehen. Dem war aber nicht so, er war und blieb derselbe, und eine vortheilhafte Farbe war's für seine Fußtouren: er hätte sich im Straßenstaube baden können, ohne sich im Mindesten zu verändern.

Auswanderungen waren dazumal selten und englische Sprachkenntniß so wenig gekannt und gesucht als spanische. Als aber ein lebendiger Engländer auf dem Platze war, überkam doch einen strebsamen ältlichen Herrn die Lust, englisch zu lernen, und er lud zu diesem Zweck den Herrn Cramble zum Kaffee ein, der, wie aus dem schon Erzählten hervorgeht, des Deutschen vollkommen mächtig war.

Zuerst wollte man die Conjugationen kennen lernen, also mit den Fürwörtern beginnen: „was heißt: ich?" fragte der Deutsche. — „I", antwortete der Engländer. — „Ei? nun das ist ja ganz gut behalten! Du?" — „Thou" — „Sau" sprach der Deutsche nach, „thou" berichtigte der Engländer, „tsau" versuchte der Schüler wieder, „nicht tsau, thou!" schrie der Lehrer, „sehen Sie, so" und er zeigte ihm, wie man die Zunge an die Zähne drücken muß, um den englischen Zischlaut hervorzubringen. Der Schüler wollte es noch besser machen und streckte die Zunge heraus, da wollte aber weder thou noch Sau hervorkommen, und der indignirte Herr beschloß, an eine so grobe Sprache keine Mühe mehr zu wenden.

Crambles Haushälterin, ein anständiges Frauenzimmer von guter Herkunft, aus einer andern Stadt, in der er sich früher etablirt gehabt hatte, um dort seine Tage zu beschließen, hatte sich durch ihre schutzlose Lage und das bedeutende Legat

bestimmen lassen, diese Stelle zu übernehmen, mußte aber die Aussicht auf ein eigen Kapitälchen gar sauer verdienen. Der Herr Cramble war ganz erstaunlich sparsam und erwartete natürlich, daß sie durchaus in seine ökonomischen Plane einging. An englischen Comfort schien er keine Ansprüche zu machen, es wurde z. B. nie auf einem Tischtuch gespeist aus dem einfachen Grunde, daß ein Tisch bälder gewaschen sei als ein Tischtuch, von Kaffee war keine Rede, verdünnten Gerstenschleim lauwarm getrunken, erklärte er für das zweckmäßigste Frühstück, auch liebte er durchaus nicht, wenn sie andern Umgang pflog, und somit war ihre Existenz eine ziemlich freudlose; ihr guter Ruf war übrigens nicht in der mindesten Gefahr bei ihm. Nur die Aussicht auf die Erbschaft, die ihr doch wenigstens dereinst ein trauliches eigenes Jungfernstübchen sicherte, gab ihr Geduld und Ausdauer. Sehr überrascht aber war sie eines Morgens, folgende Zuschrift zu bekommen:

„Liebwertheste Jungfer Henriette Steinin!

Da ich zwar von meinem Schwager, der Gschwisterkind zu des Notars Schreiber in Ihne Wohnort ist, vernommen, daß der engellische Herr Grembel, bei dem ich auch seine Haushaltung gefirt habe, Ihne in seinem Testament ein Vermächtniß vermacht hat, so halte ich das übrigens für wüst von Ihne, einer armen Person das Ihrige abzunehmen, wo der Herr Grembel in sein Testament hier mir auch so ein Legad vermacht hat und ich ihn bis zu seinem Tode bereits nicht verlassen hätte, außer daß er sagte, daß ich keine Bildung genug hätte, vor was der eine Bildung braucht zu ihm seine Gelberüben zu schaben und Gerstensuppe zu kochen, weiß ich allerdings nicht. Und laße Ihnen wißen, daß ich es insofern vor alle Ge-

richte bringen werde und laße es vor den König kommen so einer armen Persohn ein Legad zu berauben.
Ihre dienstwillige
Barbara Rothin."

Herr Cramble, dem die Haushälterin dieß Dokument mittheilte, kam gar nicht aus der Fassung: er habe dieser ehemaligen Haushälterin allerdings ein Legat bestimmt gehabt, aber nur auf den Fall sie bis zu seinem Tode in seinen Diensten bleibe, dieß frühere Legat und Testament hebe sich aber von selbst durch das neuere gültige auf.

Der Fräulein Henriette war die Sache dennoch bedenklich, die gelben Rüben kamen ihr immer unschmackhafter, der Engländer immer dauerhafter vor, und sie beschloß irgend einen Sperling in der Hand diesem Kraniche auf dem Dache vorzuziehen. Sobald sie ein anderweitiges anständiges Unterkommen, wenn auch ohne Aussicht auf Legat, gefunden, sagte sie Herrn Cramble ihre Dienste auf. Er bedauerte sehr, daß sie ihr Glück so mit Füßen trete, tröstete sich aber bald über den Verlust.

Mittlerweile hatte Herr Cramble sich überzeugt, daß M. noch nicht die rechte Stätte für seinen letzten Ruheplatz sei, er glaubte ihn aber gefunden zu haben in einem kleinen Städtchen etliche Stunden davon. Auch einer Haushälterin bedurfte er wieder; die Ansicht der gekränkten Jungfer Barbara, daß es nicht viel Bildung brauche, um seine gelben Rüben zu schaben, schien ihm einzuleuchten, und so warf er dießmal sein Auge auf die ehrbare Tochter eines kinderreichen Schreinermeisters in M. Das Mädchen bezeugte anfangs gar wenig Lust, Herrn Cramble aber war es Ernst mit der Sache, er beschied Vater und Mutter sammt der Tochter in seinen neuen Wohnort, ließ dort in ihrer Gegenwart von Notar und Zeugen ein abermaliges Testament in bester Form

verlesen, in welchem ihr noch ein ansehnlicheres Legat als ihren Vorgängerinnen zugesichert war, falls sie ihn vor seinem Tode nicht freiwillig verlasse. Das war doch gar zu lockend für fürsorgliche Aeltern und sie stellten der Luise ihre zukünftigen Aussichten, wenn der Engländer einmal das Zeitliche gesegnet, auf's Glänzendste vor, sie sei ja jung und stark, und er könne doch nicht umhin, einmal zu sterben, irgend einmal; und die Luise gab nach und arrangirte sich in dem neuen Haushalt.

Der Engländer aber war nicht lange an dem neuen Aufenthaltsort, als er abermals fand, daß das noch kein geeigneter Platz zum Abscheiden sei, somit zog er sammt der Luise in ein viel entlegeneres Städtchen. Da sie in der Korrespondenz nicht stark war, so blieben die Ihrigen Jahre lang ohne Nachricht von ihr, bis endlich nach Jahren wieder einmal ein Brief ankam.

Der Schreiner erbrach ihn und durchlief den Inhalt, um ihn vorzulesen, plötzlich rief er ganz erfreut aus: „Ach denk nur, Weib, der Engländer ist richtig gestorben, das hätt' ich ihm doch nicht zugetraut!“ — „Ists wahr?“ rief die Frau, „aber das ist doch schön von ihm, weißt man's gewiß?“ Die Geschwister eilten herbei, um den Grund des älterlichen Vergnügens zu erfahren: „Ja denket, der Herr Grembel ist gestorben und die Luise bekommt jetzt schon das schöne Erb, und sie ist doch kaum sechs Jahre bei ihm, und er ist nicht einmal so gar alt geworden, nur zweiundsiebzig, da hätt' man's ihm noch gar nicht zumuthen können, er hätt' ja auch achtzig oder gar neunzig alt werden können, wie der alte Thorwart selig.“ Und alles war ganz voll Dank und Rührung, daß der Herr Grembel richtig gestorben war.

Seit er M. verlassen, war der Engländer noch in vier

bis fünf Städten und Städtchen herumgekommen, bis es mit dem Sterben Ernst geworden war, in jedem hatte er ein Testament gemacht, in welchem die Ortsarmen und sein jeweiliger Miethsherr bedacht war. All diese Willensmeinungen wurden nach den Landesgesetzen von selbst ungültig; die Luise aber war auf dem Platz geblieben als Siegerin über all die Henrietten, Barbara's, Lotten und Friederiken, die als frühere Haushälterinnen bedacht gewesen waren, sie stand mit ihrem Legat noch im letzten Testament. Rechtsgültig waren alle diese Willensmeinungen gewesen. Nachdem sie ihrem verblichenen Gebieter einen redlichen Thränenzoll geweiht, zog sie ab mit dem Erbe, das sie zu einer gesuchten Parthie in ihrem Stande machte, ja, das ihr noch Aussicht gab auf irgend einen jungen Kaufmann oder Apotheker, der ein eigenes Geschäft gründen wollte.

Wer und woher der Cramble war, hat sich erst in Folge seines Todes genau herausgestellt. Er war von Natur ein Handlungskommis zu Liverpool, der durch den Gewinn des großen Looses aus einer bescheidenen, fast dürftigen Existenz mit Einem Schlag in die Fülle des Reichthums versetzt worden war.

Von da an hatte er das Festland nach Norden und Süden bereist, zuerst um Lebensgenuß, zuletzt um eine Grabstätte zu suchen. Ein großes Darlehen, das er einem ungarischen Großen zur Herstellung seiner Güter gab, und um das ihn dieser betrogen, hatte seinen Reichthum bedeutend geschmälert. Von daher stammte seine Sparsamkeit und fast cynische Lebensweise, von daher wohl auch das Mißtrauen, das ihn bewog, jede Dienstleistung durch Aussicht eines Erbes zu erkaufen.

Und, ein eigenthümlicher Hohn des Schicksals! Er, der Jahre lang keinen Lebenszweck gekannt, als sich ein friedliches

Grab zu sichern, sollte auch dies nicht ohne Schwierigkeit finden. Er hatte sich im Tode erst noch recht nach Herzenslust ausgestreckt und als man den Sarg, dem ein anständiges kleines Geleite, bestehend aus einigen Nachbarn und dem Vater der Luise, folgte, in's Grab senken wollte, fand sich daß dieses zu kurz war. So mußte denn erst das Grab verlängert werden, während die betrübte Trauerversammlung sich verlief und Herr Cramble in einsamer Größe in seinem Sarg auf dem Kirchhof stehen blieb.

Das also ist die Geschichte von dem Engländer, dessen bewundertste That die war, daß er richtig gestorben ist. Ruhe seiner Asche!

IV.

Ein ungerächtes Opfer.

Ich erinnere mich, daß ich hie und da in den Straßen von M. einen Mann von gedrücktem Aussehen herumschleichen sah, der besonders rasch und scheu auf die Seite wich, wenn ihm einer der Beamten des Städtchens begegnete. Es mochte weiter Niemand mit ihm zu thun haben, obschon er äußerlich unbescholten und ein fleißiger Mann war. Was es aber war, das die Leute von ihm scheuchte und seinem Auge den scheuen Blick gab, das sagten sich nur hie und da im Vertrauen ein Paar ältere Leute, denen seine Geschichte bekannt war.

Er war ein Schuster, und vor etwa dreißig Jahren als schmucker Bursche von der Wanderschaft zurückgekehrt. Das halbe Städtchen war damals zusammengelaufen, als es hieß: „des Steiners Wilhelm ist von der Wanderschaft da und hat eine Frau mitgebracht von „da drinnen 'raus," *) und sie hat Kleider, schöner als die Frau Oberrichterin, und schwätzt ganz wälsch." Wirklich hatte er ein gar hübsches, fein aussehendes Weibchen bei sich, das ihm aus Sachsen, wo er bei

*) Aus dem fernen Ausland.

ihrem Vater in Arbeit gestanden hatte, in's Schwabenland gefolgt war. Es gab viel Verwunderns, Redens und Fragens, seine „Freund'"*) konnten sich lange nicht darein finden, das zarte, „herrenmäßig" aussehende Frauenzimmer als ihres Wilhelms Weib anzusehen; besonders war ihr fremder Dialekt ein Gegenstand des Erstaunens und heimlichen Gekichers.

Er hatte ihr goldene Berge versprochen, dem guten Kind, bis sie sich entschlossen hatte, ihre Heimath zu verlassen: wie es eine gar schöne und fürnehme Stadt sei, wo er daheim, und fast das ganze Jahr Sommer, wie er sein eigen Haus dastehen habe, und wie bei ihm zu Haus ein Schuhmacher noch etwas ganz anderes vorstelle als in Sachsen. Auch sei von M. noch Keiner so weit herum gekommen wie er, da könne es ihm gar nicht fehlen, die allerbeste Kundschaft zu bekommen, er werde Geld verdienen wie Heu. Dann lasse er sie alle zwei Jahre in einer Kutsche heimführen zum Besuch bei ihren Aeltern. Was sagt ein Mensch nicht alles, um zu seinem Zweck zu kommen!

Der Wilhelm mochte wohl ein gut Theil davon selbst glauben und fast eben so enttäuscht werden wie sein junges Weib, als er durch die krummen Straßen seiner Vaterstadt zog und sie in die trübe Hinterstube eines baufälligen Hauses führte, das sein Antheil an dem väterlichen Nachlaß war, und zu dem er noch als Ausding den „Bide," einen blödsinnigen Vetter, zu übernehmen hatte, der seither bei seiner Schwester in der Kost gewesen war.

Die junge Frau schickte sich indeß so gut sie konnte, auch that der Wilhelm sein Möglichstes, ihr doch für den Anfang einen guten Eindruck zu geben. Er veranstaltete im

---

*) Verwandten.

Gasthofe eine Nachfeier seiner Hochzeit, die in Sachsen begangen worden war, wozu er die ganze Verwandtschaft einlud, und der Stadtzinkenist, ein Schulkamerad von ihm, blies dabei eine vielbekannte Weise, die gewöhnlich bei Hochzeiten gespielt wird, und der der Volkswitz den traurigen Text unterlegt hat:

Du meinst wir blasen dir Wecken und Wein,
Und wir blasen dich in's Elend 'nein.

Ein Glück, daß das Weibchen nichts wußte von dem Text, sonst hätte ihr die Musik wie eine böse Mahnung an ihre traurige Zukunft klingen können. Obgleich sie bereits eine Regung von Heimweh spürte, so strengte sie sich doch an, freundlich zu sein, und wenigstens mit einem Lächeln auf die vielen Fragen zu antworten, die sie in der breiten schwäbischen Mundart gar nicht verstand. — So lang die Familie noch vermuthete, sie sei reich, wurde sie von dieser recht „geehrt," auch hie und da aus Neugierde von einer der angesehenen Bürgersfrauen zu einem Kaffee eingeladen, weil man sie gern über ihre Heimath ausfragen und ihr „g'späßiges Gewälsch" anhören mochte.

Nun sollte die Haushaltung der jungen Leute beginnen. Hinsichtlich des Vermögens seines Weibes hatte sich Wilhelm sehr getäuscht, ein Paar hübsche Kleider und Häubchen bildeten den Hauptbestandtheil ihrer Mitgift, die nebst seinen geringen Ersparnissen eben hinreichte, um die ersten Einkäufe an Hausrath und Leder zu bestreiten. Doch gab's in der ersten Zeit Arbeit in Hülle und Fülle; Jedermann wollte sehen, wie's der Wilhelm nun verstehe, seit er „so weit 'rum" gewesen sei und so fürnehm spreche; denn er redete eigentlich noch viel sächsischer als seine Frau.

Ein Paar junge Herrn bestellten sich bei Wilhelm Stiefeln, in der Hoffnung, die hübsche Meistersfrau zu sehen,

und sogar des Herrn Oberamtmanns Töchter ließen sich Schuhe bei ihm machen. Leider war aber seine Arbeit gar nicht so vortrefflich, und da er, um recht schnell zu der gerühmten Einnahme zu kommen, die gewöhnlichen Preise verdoppelte, so verlor sich die Kundschaft bald und er hatte nur noch in der Verwandtschaft zu arbeiten, wo man ihm den halben Preis abdingte und auch diese Hälfte kaum bezahlte.

Die Karoline, seine Frau, konnte sich aber eben gar nicht zurechtfinden in dem schwäbischen Hauswesen. Schon am ersten Tag hatte sie ihren Wilhelm gefragt, ob er denn auch schon ein „Mehdchen" gemiethet habe? Der Wilhelm, um sie noch bei guter Laune zu erhalten, vertröstete sie, man könne eine Magd erst auf's Ziel dingen, sie müsse sich eben indeß behelfen; Holz und Wasser könne ihr ja der Bide tragen. Vor dem Bide und seinem simpelhaften Lachen fürchtete sich aber Karoline entsetzlich und wagte kaum ihn anzusehen; er hingegen schien großes Wohlgefallen an ihr zu finden, was er ihr durch freundliches Angrinsen und allerlei Geberden zu zeigen suchte. Er nannte sie immer „Mädle," eines der wenigen Worte, die er aussprechen konnte und mit dem er nur junge hübsche Gestalten bezeichnete.

So sollte nun Karoline die Haushaltung besorgen, daneben dem Mann im Handwerk helfen und mit ihren zarten weichen Händen aus rauhem Hanf den Schustersdraht spinnen, sollte kochen, waschen und putzen, alles allein. Obgleich selbst eine Schusterstochter, war sie der harten Arbeit ungewohnt; sie hatte ihre feinen Händchen fast nur zum Spitzenklöppeln gebraucht, eine Arbeit, die hier Niemand schätzte und begehrte. In der Familie verlor sich die Bewunderung für sie gar bald, als sich herausstellte, wie sie eben in der Haushaltung „gar nichts" sei; die Schwägerin schlug die Hände über dem Kopf zusammen, als sie nach Thee fragte,

um ihn zum Abendessen zu bereiten: „das habe sie ihr Lebtag nicht gehört, daß „sottige“ (solche) Leut' beim g'sunden Leib Thee trinken, das solle sie den Privatleuten lassen und Wassersuppe kochen und einen Hafen voll Grundbirnen.“ Als es aber gar im Städtchen bekannt wurde, daß sie auf die saure Milch Zucker und Zimmt gestreut habe, da berief man den Wilhelm wo er ging und stand, um sein hoffährtiges und „aushausiges“ Weib, die so wunderliche Bräuch' anfange, so daß er oft ganz wild heimkam.

Als nun nach und nach die Kundschaft ausblieb und das Geld immer seltener wurde, als Leder bezahlt werden sollte und nichts dazu im Hause war, als das Weib für die Haushaltung mehr Geld in Einem Tage verbrauchte, wie die Schwester meinte, als sie in acht, da wurde der Mann mehr und mehr übler Laune. Er vergaß, was er selbst wohl hätte wissen können, daß der Frau ein schwäbischer Haushalt fremd sein mußte, und ließ es immer härter sie entgelten, daß e r sie getäuscht. Das arme Weib strengte sich nach Kräften an, ihn zufrieden zu stellen, aber da Niemand sie mit Liebe zurecht wies, griff sie's immer ungeschickt an. Der Bide stand ihr treulich bei, wo er konnte, und sie gewöhnte sich an ihn; ja das arme Kind wurde bald froh, in dem Grinsen dieser halbthierischen Züge und seinen unbeholfenen Hülfeleistungen die Beweise einer Zuneigung und Freundlichkeit zu sehen, die sie vergeblich suchte bei dem Manne, dem zu lieb sie Vater und Mutter verlassen hatte. Sie verkaufte heimlich ihre ganze Kleiderherrlichkeit, weil sie des Mannes Schelten und Toben über ihren Hausverbrauch fürchtete. Ihr Herz hatte an den Fähnchen gehangen, sie waren ja noch von d a h e i m! Es war ihr, als sei sie nun allein auf der Welt, als sie ihr letztes gutes Kleid um geringes Geld in die Hände einer Unterkäuferin gegeben hatte.

Um seine Wahl besser in's Licht zu stellen und das geringe Beibringen seiner Frau zu beschönigen, hatte Steiner die Verwandten versichert, sein Schwiegervater sei eigentlich reich, er habe nur nichts „von ihm geben können,“ weil gar viel in Geschäft stecke, aber wenn's an's Erben gehe, bekomme sein Weib noch schwer Geld. Da kam aber eines Tags aus Sachsen die Botschaft, Michael Lange, der Vater der Schusterin, sei gestorben, und sein Nachlaß habe eben zugereicht, die Schulden zu decken. — So war denn Beiden die letzte Hoffnung vereitelt, dem Wilhelm auf das Erbe des Schwiegervaters, das er sich doch selbst besser vorgestellt hatte, der Karoline die Aussicht auf die Heimkehr, die noch ihr einziger Trost gewesen war. Auf die Kutsche hatte sie längst verzichtet, das arme Kind, sie wäre ja gerne mit bloßen Füßen heimgewandert, und nun erst, da ihr die Heimath abgestorben war — ihre Mutter war längst todt — bemächtigte sich ihrer ein verzehrendes Heimweh, das sie immer untauglicher machte zu den Hausgeschäften.

Zwei Kinder, die sie geboren hatte, vermehrten nur ihr Unglück; der Mann gestattete kein Kindsmädchen, er meinte, der Bide könne wohl die Kinder zu Zeiten hüten; auch ging der Bide wirklich mit grinsender Zärtlichkeit und möglichster Vorsicht mit den Kleinen um. Aber der vermehrten Arbeit bei geschwächtem Körper und immer größerer Verarmung war Karoline nicht gewachsen, und als die Kinder, schon schwächlich im Lebenskeim, im zarten Alter dahinstarben, da bemächtigte sich ihrer immer tiefere Schwermuth. Der Bide betrachtete sie oft traurig, wenn er sie so in stummem Jammer dasitzen sah, und schob ihr sein eigenes, sparsam zugeschnittenes Brodstück hin: „da, Mädle, iß!“, weil er kein Leid kannte, als den Hunger.

Der Mann, um der Trübsal seines Hauswesens zu ent-

fliehen, verfiel auf den gewöhnlichen Ausweg der Leute seines Schlages, er legte sich auf's Trinken. Daß dieß das Schicksal des armen Weibes nicht verbesserte, läßt sich denken. — Eines Abends hörte man ein wildes Geschrei in Steiners Hause, man eilte herzu und fand Steiner ringend mit dem Bide, der eine bis dahin Allen unbekannte bärenmäßige Stärke zeigte; man konnte den Schuster kaum von ihm los machen. Das Weib lag in dumpfem Schluchzen am Boden mit verhülltem Gesicht und antwortete auf keine Frage. Erst nach und nach brachte man von Steiner selbst heraus, daß er sein Weib mit Schlägen mißhandeln wollen, der Bide aber sich wie wüthend dazwischen geworfen und ihn fast umgebracht hätte. Von da an sprach das Weib kein Wort mehr; die Hände vor's Gesicht geschlagen, saß sie den ganzen Tag in einem Winkel der Stube, nur hie und da schlich sie leis wie ein Schatten umher, um die nothdürftigste Nahrung zu nehmen. Der Bide aber hütete sie den ganzen Tag mit großer Sorgfalt und ließ den Schuster ihr nicht nahe kommen; Nachts, wenn er genöthigt war, seine Schlafstätte zu suchen, zog er langsam rücklings ab und drohte dem Mann noch mit geballter Faust. — Steiner mußte nothgedrungen eine Magd halten, aber das bleiche Weib schien die Flüche nicht mehr zu vernehmen, die er wegen dieser vermehrten Ausgabe über sie hindonnerte.

Eines Morgens vor Tag läutete es am Hause des Ortschirurgen. Er glaubte ein Gespenst zu sehen, als die schwermüthige Schustersfrau unten stand, die von Vielen fast vergessen war, weil sie so lange nicht mehr an's Tageslicht gekommen. Entsetzt sah er, als er sie einließ, daß ihr Kleid voll Blut war. Mit leiser Stimme, aber in ganz ruhigem Tone und mit klaren vernünftigen Worten sagte sie ihm, ihr Mann habe sie in's Herz gestochen, sie werde nun ster-

ben. Sie entblößte ihre Brust und zeigte eine tiefe Wunde am Herzen, die augenscheinlich mit der Ahle gemacht war. Der Chirurg verband das ohnmächtig gewordene Weib eilends und ließ sie nach Hause bringen. Den Schuster fand man hinten im Höfchen mit verstörtem Aussehen. Er sagte, er suche sein Weib, sie sei vor Tag aufgestanden, habe das Haus verlassen, er fürchte, sie habe sich ein Leid gethan, seine Ahle sei blutig. Wirklich fand man in der Stube neben dem Bett die blutige Ahle am Boden. Das arme Weib aber erwachte nicht mehr zu Leben und Besinnung, sie starb vor Abend.

Die Bodenkammer, wo der Bide schlief, war von außen fest verriegelt; der Schuster sagte, das habe immer so sein müssen, damit dem unvernünftigen Menschen kein Leid geschehe. Der Bide polterte an der Thür, bis man öffnete. Als er in die Stube kam, wo das sterbende Weib lag, fiel er mit einem entsetzlichen Jammergebrüll bei ihr nieder, dann stürzte er sich wie wüthend auf den Schuster und konnte kaum von ihm losgemacht werden.

Der Schuster ward auf die Aussage des Chirurgen vor Gericht gefordert. Er läugnete hartnäckig, seinem Weib ein Leid gethan zu haben. „Es wisse ja Jedermann, daß sie schwermüthig sei und daß solche Leute immer an Selbstmord denken; sie habe schon lang sich etwas am Leben thun wollen, er habe ihr deßhalb kein Instrument in der Hand gelassen; nun habe sie aber doch die Ahle erwischt." — Das arme Opfer war auf ewig verstummt, ihr gestörter Geisteszustand war bekannt, kein Kläger konnte mehr auftreten. Der Schuster wurde von der Instanz entbunden. Den Bide konnte man nicht mehr in seinem Hause lassen, jener wäre seines Lebens nicht sicher gewesen, man brachte den Blödsinnigen im Armenhaus unter.

Aber fortan schlich der Schuster fast so still und bleich umher wie einst sein armes Weib, das in der fremden Erde eine bessere Ruhe gefunden als auf derselben. Niemand sprach mit ihm, und wo er von ferne den Richter sah, vor dem er in Untersuchung gewesen, da lenkte er weit ab, um ihm nicht zu begegnen. — Er beerbte einen entfernt wohnenden kinderlosen Bruder und wurde ein vermöglicher Mann, aber er hatte keine Freude daran. Lange Jahre schleppte er ein freudeloses Leben hin, und als er starb, folgten nur die nächsten Anverwandten seiner Bahre. Sie gruben aber sein Grab weit ab von dem seines Weibes, damit das ungerächte Opfer den Todten nicht auftreiben möge aus seiner Ruhe.

V.

Das unterbrochene Hochzeitsfest.

Vor dem Thore des Städtchens stand ein hübsches, neues Haus, das der „neue Konditor" erbaut hatte, der erst kürzlich hereingezogen war. Ein Konditor war eine wichtige Erscheinung, seither hatte man nur einen Zuckerbäcker gehabt, der in einem finstern Laden hauste und von dessen Dasein man nur zur Weihnachtszeit Kenntniß nahm, wo große Lebkuchen in Herzgestalt bei ihm zu haben waren.

Herr Protzel, der neue Ankömmling, war überdieß auch der erste Gewerbsmann, der es wagte, sich zu den Honoratioren des Städtchens zu zählen, welche Anmaßung zuerst mit etwas scheelen Augen gesehen, aber am Ende doch geduldet wurde. Hatte er doch einen Sohn, der Medicin studirte, wenn auch der Erfolg noch etwas zweifelhaft war, und seine Tochter, die rothwangige Ricke, ein gutmüthiges, etwas einfältiges Mädchen, hatte, wie man aus sichern Quellen wußte, bereits eine Liebschaft mit einem Juristen gehabt und war jetzt mit einem Pfarrer versprochen.

Eines Abends zeigte sich eine besonders lebendige Bewegung in und vor dem Protzel'schen Hause. Vor demselben stand ein bereits hochbepackter Wagen, auf dessen Gipfel im=

mer noch neue Möbeln, mit bauschigen Betten dazwischen, geladen wurden, lauter Stücke, die lange vorher schon auf der Straße ausgestellt waren und einen Kreis von Kindern und sonst schaulustigem Volk um sich versammelt hatten.

Herr Protzel, der dicke Papa, ging geschäftig umher und half dem Fuhrmann, der mit Seufzen die Last betrachtete, die seine dürren Mähren morgen zu schleppen hatten. Ricke bewegte sich mit einem Kopf voll Papilloten am Fenster hin und her und trug ihren Hochzeitsstaat zusammen. Der Sohn Theodor schaute sehr vornehm in einer rothen Cerevismütze dem Treiben zu und half, insoweit als er die bereits gerüsteten Speisen reichlich kostete. Die Frau Mama wußte vollends nicht, wo ihr der Kopf stand; sie sollte für's Einpacken sorgen, Brezeln rüsten zum morgigen Frühstück, einen Schinken zur heutigen Nachtkost, ferner etliche haltbare Speisen, die sie der Ricke mitgeben könnte, daneben noch den Brautstaat besichtigen und einen Thee bereit halten für den Bräutigam, der jeden Augenblick erwartet wurde; denn man wird aus all diesen Anstalten leichtlich ersehen haben, daß der Tag gekommen war, wo der Herr Pfarrer seine Braut heimholen wollte.

Die Eltern waren trotz aller Wehmuth des Abschieds höchst vergnügt, ihre Ricke nun bald als Frau Pfarrerin zu sehen; Ricke selbst aber schien in nicht sehr bräutlicher Stimmung. Selbst der Brautstaat machte ihr wenig Freude, und sie bemerkte gegen die Mutter einmal halblaut, sie möchte doch wissen, was wohl der Ferdinand dazu sagen würde. Von der Frau Mama ward sie wegen dieser unpassenden Reminiscenz gehörig ausgezankt. „Wenn der Ferdinand etwas von Dir gewollt hätte, so hätte er sich lang zeigen können, eh der Pfarrer um Dich angehalten; und statt daß Du nun Gott danken solltest, daß sich so ein guter Anstand zeigt, denkst Du noch ...“ Der mütterliche Redefluß ward unter-

brochen durch das Anrasseln der stattlichen, wenn auch etwas baufälligen Kutsche, aus der der Herr Pfarrer schon längst mit zarter Sehnsucht den Kopf herausstreckte.

Die ganze Familie zog ihm zu froher Begrüßung entgegen, auch das Bräutchen faßte sich, ließ sich die bräutigamliche Zärtlichkeit gefallen und erfreute und verwunderte sich gebührlich über den schönen Shawl, den ihr der Bräutigam verehrte.

Einige bedenkliche Unfälle warfen freilich ihren Schatten in die Vorfreude des Festes. Jungfer Mine, die uns schon bekannt ist, hatte versprochen eine Biskuittorte von ihrer eigenen Meisterhand zu liefern, die Hanne aber war auf der Schwelle des Bäckerhauses über einen der Möpse gestürzt, der ihr unberufener Weise nachgelaufen war, und die edle Masse floß ungebacken in den Staub. Das blaue Taffentkleid, das die Nähterin in tiefer Nacht noch für die Mama gefertigt, wurde aus nächtlichem Versehen mit grünen Franzen garnirt und andere waren in M. nimmer aufzutreiben; — aber mit großer Seele setzte sich die Familie Protzel über diese Unfälle weg und beschloß, sich demungeachtet zu amüsiren.

Die Gesellschaft saß beim Nachtessen und der Herr Tochtermann malte eben den glänzenden Empfang aus, den ihm wahrscheinlich seine Gemeinde zugedacht. Ricke ging hinaus, um ein neues Gericht aufzutragen, da stand auf der Treppe des Nachbar Zimmermanns Suffiele (Sophie) und winkte ihr eifrig hinunter zu kommen: es wolle sie unten Jemand heimlich sprechen. Wer stellt sich das Erstaunen und den Schreck des armen Bräutchens vor, als drunten der Ferdinand stand, der flotte Jurist, der ihr vor einem Jahr drei Monate lang so eifrig die Cour gemacht und an einem schönen Mondscheinabend ihr das Versprechen ewiger Liebe abgenommen hatte, der aber seither nichts mehr von sich hatte hören lassen, obgleich er

bereits im Merkur angezeigt, wo er seinen Wohnsitz als Rechtspraktikant genommen, und obgleich Ricke durch eine Freundin ihn von der Bewerbung des Pfarrers hatte in Kenntniß setzen lassen.

Da ihre Unterredung ohne Zeugen war, so weiß Niemand, wie heftig er dem armen Kind zugesetzt, mit was für schrecklichen Dingen er gedroht, im Fall sie ihm den Pfarrer vorzöge. Genug, Ricke kam zum Tisch zurück mit rothgeweinten Augen, die aber auf Rechnung der bräutlichen Bewegung geschrieben wurden. Die Mama trieb Alles bald zur Ruhe, da der Herr Helfer schon auf Morgens sechs Uhr zur Kopulation bestellt war, damit das junge Ehepaar noch zu rechter Zeit in dem etwas entlegenen Wohnort des Pfarrers eintreffen könnte. Ricke aber versah sich in aller Stille mit einem Hausschlüssel und legte Hut und Mantel bereit.

Am andern Morgen ward es schon um vier Uhr laut im Hause; die Mama mochte dem Töchterlein wohl noch den Schlaf gönnen, als aber der Manewel erschien, um die Braut zu frisiren, da mußte sie denn doch geweckt werden. — Den Manewel darf ich aber nicht vergessen, wenn ich von M. spreche; war er doch lange Jahre das Faktotum des Städtchens, und wenn er nicht gestorben wäre, man hätte gar nicht geglaubt, daß es möglich sei, ohne den Manewel auszukommen. Er hieß eigentlich Immanuel und war der Sohn eines getauften Juden, selbst ein guter Christ, ein kleines, wuseliges Männchen, das mit seinen kurzen Füßlein in einem Tage weiter kam als Andere mit langen in zwei. Er war ursprünglich seines Handwerks ein Frisеur, aber er war auch ein Kürschner, er konnte auch Hühneraugen ausschneiden, Flecken herausmachen und Warzen vertreiben; er machte den Vorschneider und Aufwärter bei Gastmählern, den Vorreiter bei Schlittenfahrten, den Expresseboten bei wichtigen Angelegen-

heiten, den Leichenbitter bei Sterbfällen, kurz, er war in Allem zu Haus der Manewel, und spezieller Hausfreund in den meisten Familien.

Trotz all seiner Kunst konnte er aber dießmal die Ricke nicht frisiren, denn — die war nirgends zu finden. Mit Entsetzen kam die Mama aus ihrem leeren Schlafzimmer, wo sie dem Anschein nach gar nicht geruht hatte. Ein furchtbarer Tumult entstand im Haus, das Suffiele, die schon lang spionirt hatte, war bald bei der Hand, und berichtete, wie gestern Abend „im Dämmer" ein fremder Herr die Jungfer Ricke zu sprechen begehrt habe, und wie er, so viel sie von weitem habe sehen können, ganz „zweifelhäftig" (verzweifelt) mit ihr gethan habe. An ihrer Beschreibung erkannte man alsbald den Ferdinand, und der Gedanke an eine Entführung versetzte die ganze Familie in maßlose Empörung. Der Student fluchte, daß in dem Nest kein Reitpferd zu haben sei, er wollte sie bald eingeholt haben und blutig die Schmach seines Hauses rächen; der Pfarrer sprach davon, die zwei dürren Schimmel einspannen zu lassen, die ihm ein bußfertiges Beichtkind zur Hochzeitreise geliehen, und so den Flüchtigen nachzusetzen; die Mama lief mit der Blondenhaube umher, die sie verkehrt auf hatte, und berief die ganze Nachbarschaft zu Rath und Hülfe.

Da gab der benachbarte Bäcker an, er habe vor Tag ein Frauenzimmer mit einem Herrn dem Thorthurm zulaufen sehen. Nun ging der Mama ein Licht auf: „So sind sie am Ende nur bis zur Base Thurmbläserin geflüchtet!" — Die Thurmbläserin, eine Verwandte der Frau Protzel, war eine ehrwürdige alte Frau, deren eingefallene Wangen und bescheidene Haltung sehr im Contrast standen mit dem Namen, den man ihr beilegte, weil sie als Wittwe des vormaligen und Mutter des jetzigen Stadtzinkenisten die kleine Wohnung

auf dem Thurm bewohnte, von dessen Altan alle Sonntage durch ihren Sohn und dessen fünf musikalische Sprößlinge eine volltönende Choralmusik geblasen wurde.

So klimmte also die erschütterte Familie, mit Ausnahme des Bräutigams, die Thurmtreppen hinan. Die Frau Base Thurmbläserin, eine gar rechtschaffene Frau, war auch bereits auf und empfing sie sehr verlegen, ihre Tochter war gleichfalls verblüfft, sie erwiderten aber auf die hastigen Fragen, sie wüßten nichts und hätten Niemand gesehen. — Die beiden Herrn begannen indessen ohne weitere Umstände eine Hausdurchsuchung — kein sehr großartiges Unternehmen in dem beschränkten Lokal. Bald wurde denn auch die zitternde Ricke unter dem Bette der Frau Base hervorgezogen; schwieriger war es, den Rechtspraktikanten aufzufinden; endlich entdeckte man ihn in einem Möbel, dessen Namen nicht wohl genannt werden kann und das wegen der Bauverhältnisse des Thurms hier in so großartigen Dimensionen vorhanden war, daß es sogar dem ziemlich hochgewachsenen Juristen zum Schlupfwinkel dienen konnte. Der Entdeckte versuchte durch ein äußerst martialisches Gesicht seine etwas mißliche Situation zu heben, ward aber mit einem solchen Hagel von Vorwürfen und Lamentationen überschüttet, daß er, davon eingeschüchtert, endlich erklärte, wenn Ricke den Pfarrer ihm vorziehe, so trete er zurück. Die arme Ricke ließ sich durch die Drohungen des Vaters und den Jammer der Mutter bald bewegen, mit in's Haus zurückzukehren. Der Bräutigam empfing sie ohne Vorwürfe, und der Manewel sollte sein Werk an dem ziemlich verstörten Kopf der Braut beginnen; aber inmitten seiner Arbeit sprang sie immer wieder auf: „Nein, ich kann nicht, ich kann von dem Ferdinand nicht lassen!“

Inzwischen hatte sich der Herr Helfer in der Kirche ein=

gefunden, in welcher bereits eine ziemliche Anzahl schaulustiger Frauenzimmer versammelt war, auch übte auf der Orgel der Schulmeister mit dem fähigern Theil der Schuljugend ein Hochzeitlied ein — aber kein Brautpaar erschien. Endlich ward der Meßner als Bote ausgesandt. Die Frau Mama vertröstete ihn, sie kommen bald. Der Bräutigam stürzte in Ricke's Zimmer, deren Toilette noch lange nicht vollendet war, und beschwor sie, nun doch sich zu entschließen und zu eilen — vergeblich! Der Meßner erschien zum zweitenmal mit ziemlich brummigem Ton. Das Volk harrte auf der Straße; ich war damals noch ein Kind und war nebst meinen Geschwistern eine Stunde früher aufgestanden, um doch auch den Hochzeitzug zu sehen. Wir guckten uns fast die Augen aus — kein Brautpaar. Endlich erscholl die Kunde, es werde nichts aus der Hochzeit, die Ricke wolle schlechterdings den Pfarrer nicht.

Das Volk zerstreute sich, der Herr Helfer ging nach Haus, die Jungfrauen und die singende Jugend zogen sich zurück, im Hause Protzel stieg aber der Tumult und die Verwirrung auf den höchsten Grad. Ricke ergriff den Ausweg, beständig zu heulen und zu schreien; die Mama schlug sich auf ihre Seite und suchte sie in Schutz zu nehmen; der Bräutigam bestellte seine Pferde, rannte indeß verzweifelt umher und stieß den Kopf gegen die Wand, zum Glück aber mit vorgehaltenen Händen; der Sohn putzte Pistolen, um sich mit dem Ferdinand zu schießen, welcher gefährliche Plan jedoch nicht ausgeführt wurde; Papa Protzel wetzte ein Transchirmesser und erklärte, er wolle zuerst Frau und Tochter, dann sich selbst erstechen, vergaß aber wieder die blutdürstigen Gedanken über dem Anblick des verzierten Hochzeitschinkens, der mit den Namenszügen des Brautpaars geschmückt war, und zu dessen Zerlegung das geschliffene Messer eben geschickt war.

Der Bräutigam fuhr ab. Was er und seine Gemeinde für Gesichter gemacht, als ihm eine Deputation derselben entgegen kam, mit der singenden Schuljugend und einem bekränzten Hammel, der die Inschrift trug:

Weil unsere Frau Pfarrerin ist so brav,
So bringen wir ihr ein junges Schaf!

davon schweigt die Geschichte und es kam keine Kunde darüber nach M.

Die Familie Protzel verweilte nicht mehr lange in dem Städtchen; ungünstige Vermögensverhältnisse veranlaßten den Mann, sein neuerbautes Haus zu verlassen und einen andern Wohnort zu wählen.

Die arme Ricke aber hatte ein trauriges Geschick. Für den Rechtspraktikanten hatte, scheint es, nur die Aufgabe Reiz gehabt, sie noch am Hochzeitmorgen im Sturm zu erobern; als sie sein unbestrittener Besitz war, verlor sie Reiz und Werth für ihn. Durch allerlei Intriguen brachte er sie in Verdacht eines Liebesverhältnisses mit seinem Bruder, und ergriff diesen Vorwand, sich gänzlich von ihr loszumachen. Der Bruder aber hatte auch nicht Lust, sie zu übernehmen, und so blieb das arme Kind sitzen, verlassen und vergessen; man hat in M. nichts mehr von ihr gesehen.

Seither ging aber in M. der Geistliche zu einer Trauung erst dann in die Kirche, wenn das Brautpaar bereits zur Stelle war, und noch lange war das unterbrochene Hochzeitfest ein Gegenstand gründlicher Erörterungen und Besprechungen in allen Cirkeln des Städtchens.

VI.

Der alte Frey.

Die schönste Zierde der freundlich gelegenen kleinen Stadt bildet „der schimmernde Gürtel des Schwabenlands," der gute, heimische Neckarfluß. Ich glaube kaum, daß er sonst irgendwo auf kurzer Strecke so mannichfaltige und reizende Ansichten bieten kann, wie hier. Einmal an einer Biegung zwischen dunklem Weidengehölz, wo er nach der Volksmeinung so tief sein soll, „daß es über ein Haus hinaus ginge" (ein recht dehnbarer Begriff), gleicht er einem stillen, geheimnißvollen See, so unmerklich fließt er dahin, so unbewegt spiegelt sich das Ufergebüsch in seiner lautlosen Fluth. Bald rauscht er gar fröhlich über helle Kieselsteinchen um die schattige Nachtigalleninsel, wohin im Frühling die romantische Jugend rudert, um Veilchen zu pflücken und dem Philomelengesang zu lauschen, oder die schöne und vornehme Welt der nahen Garnisonstadt auf buntbewimpelten Schiffen Lustfahrten macht. Wieder zieht er leiser vorüber an der grünen Blaichinsel, und gelbe Seerosen mit ihren saftigen Blättern decken das stille Gewässer; dann fließt er stolz hinaus in's offene Land und achtet nicht der stillen Murr, die durch eine gespenstige Brücke zwischen dunklen Weiden sachte herbeischleicht, um

ihr trübes Wasser mit seinem klaren zu vereinen. Selbst da noch bleibt er schön, wo er durch Menschenhände für praktische Zwecke in Anspruch genommen ist, da stürzt er sich silberschäumend eine künstliche Schleuse hinab, durch die der Horkheimer Schiffer seinen bescheidenen Kauffahrer und der „Jokele" sein Floß schwellt. Und wie belebt ist sein Gewässer zur Sommerzeit! nicht nur durch die stattlichen Enten und Gänseheerden des Müllers, sondern auch durch das lustige Völkchen der „Wasserkinder," die Sprößlinge der umwohnenden Fabrikarbeiter und Müller, ein fröhliches Nereidengeschlecht, das den ganzen lieben Tag aller überflüssigen Hülle beraubt im Wasser plätschert oder im Uferkies spielt, wenn sie nicht als ungebetene Hülfe das rastlose Schiff des Fährmanns schieben und zum Schreck seiner Passagiere in ihrem Naturzustand unter die anständige Menschheit hineinhüpfen.

O, ich könnte euch Tage lang erzählen von den Schönheiten meines heimathlichen Neckars, zu Nutz und Frommen all Derer, die nicht Zeit und Geld haben, eine Rheinreise zu unternehmen.

Das war nun aber zunächst nicht meine Absicht, sintemal wir wirklich so reich sind an Naturstudien.

Wenn ihr vom Neckarstrand aufseht zu dem grünen Rebenhügel, von dem das Städtchen über seine altersgrauen Mauern hinunterblickt, so fällt euch wohl ein hübsches stattliches Haus in die Augen, das sich außerhalb der Mauer an diese anlehnt und zwischen Traubengeländen und Obstbäumen gar einladend aussieht. Daneben hat es etwas Geheimnißvolles, da man nirgends einen Eingang sieht, der erst seitwärts durch einen gepflasterten Hofraum führt, was ihm ein fast orientalisches Ansehen gibt.

Der Eigenthümer dieses wohlumschlossenen Besitzthums

hauste zur Zeit, als ich ihn kannte, fast ganz abgeschlossen, ohne Verkehr mit der Außenwelt, in seinem Haus und Garten, ein rüstiger Greis mit einem röthlichen, stark markirten Gesicht, der seine geistige und körperliche Frische aus manchem Strudel gerettet, an dem minder kräftige Naturen gescheitert wären.

Er wollte nimmer viel von der Welt hören, der alte Frey, er hatte sie gründlich satt bekommen! Nur Wenigen, bei denen er noch an aufrichtiges Wohlmeinen glaubte, stand seine Pforte gastlich offen. Unter diese Wenigen gehörte mein Vater, und zwischen ihm und dem alten Frey fand ein steter Austausch kleiner Aufmerksamkeiten und Freundlichkeiten statt, bei dem wir Kinder bereitwillig das Botenamt übernahmen. Bald schickte der alte Frey selbsterzogene, schöngefiederte Kapaunen, die mit einem Gegengeschenk von uraltem Kirschengeist vergolten wurden, dann wieder köstliche Trauben, auf die ihm der Vater seltene Obstsorten mit wunderbarlichen Namen: Götterapfel aus der Moldau, rosenfarbener Sommertaubenapfel 2c. als Gegengruß sandte, oder kam zur Weihnachtszeit auserlesenes Hutzelbrod, das Herr Frey eigenhändig verfertigt hatte, und zu dessen Erwiderung die Mutter eine Pastete fabriciren mußte.

Für uns fiel dann stets ein reicher Botenlohn an Leckerbissen aller Art ab; namentlich erinnere ich mich eines schönen Morgens, an dem wir einen Tag lang fasten wollten, um uns in der Enthaltsamkeit zu üben, wie in Campe's Robinson geschrieben steht, wo aber selbige edle Vorsätze elendiglich untergingen an den Regensburger Strizeln und Nürnberger Kringeln, die uns der alte Frey verehrt hatte. Gar manchmal hat uns auf dem Heimweg vom Neckarbad ein freundlicher Ruf in seinen Garten gelockt, zur freien Weide unter den Johannis- und Stachelbeeren; — die Kindheit, leichtherzig

und vergeßlich, wie sie scheint, bewahrt doch solche Gutthaten in treuem Gedächtniß, drum sind die wohlfeilen Freundlichkeiten, die ein Kinderherz erfreuen, gewiß nicht in Sand gesät.

Der alte Frey hatte nicht jederzeit so abgeschlossen in seiner Veste gehaust, nicht immer seine Freundlichkeit auf so Wenige beschränkt. Es gab eine Zeit, wo die grünen Hügel um seinen Weinberg her wiederhallten von dem Gekrach der Herbstschüsse, von dem Jubel fröhlicher Zecher, wo die Fluthen des Neckars roth erglänzten von den Raketen und Feuerkugeln, die bei seinen Herbstfesten emporstiegen, wo man Champagner aus Schoppengläsern trank, und die Holderküchlein gebacken am Baum hingen, wo der alte Frey, damals in Fülle der Manneskraft, mit fürstlichem Uebermuth Geldmünzen unter die balgende Straßenjugend warf.

Solche Zeiten übersprudelnder Lebensluft und stürmischer Gastlichkeit pflegen wohl am leichtesten zu der Salomonischen Weisheit zu führen: „Alles ist eitel,“ und mehr als ein Timon ist aus solch theurer Schule hervorgegangen.

Wer aber war denn der alte Frey, und woher stammte der Reichthum, den er mit so vollen Händen um sich warf? In den Augen des Volks gibt ein schnell erworbener Besitz häufig ein dämonisches Ansehen, und so hörte man allerlei geheimnißvolles Geflüster über ihn, so lang er noch in der Fülle seines Wohllebens war. Unheimliche Gerüchte liefen um über die Quelle seines Reichthums, zumal da man behauptete: er glaube an keinen Gott und keinen Teufel, man sehe ihn Nachts wie wüthend in seinem Garten umherrasen, er habe seine Seele den Mächten der Finsterniß verschrieben um Geld und Gut, auch verstehe er zu „knüpfen,“ d. h. den Fall der Würfel im Spiel zu lenken; ja auch das Geheimniß, das den Tod seiner ersten Gattin deckte, sollte eine dunkle That verhüllen.

Wir aber wollen diese Geheimnisse ruhen lassen und uns an die Wirklichkeit halten. Der Frey war kein Engländer und kein indischer Nabob, er war so zu sagen „nicht weit her," ein eingebornes Stadtkind. Aber von erlauchtem Geschlecht war er doch, wenn gleich nur eines schlichten Bäckers Sohn; der erste Dichter des Schwabenlandes, der Ruhm und Glanz der kleinen Stadt, war sein leiblicher Vetter, ja er hatte dieselbe Muttermilch mit ihm getrunken. Und er war stolz auf diese glorreiche Verwandtschaft; ja er rühmte sich selbst eines Funkens von dem Dichtergeiste seines großen Milchbruders: Zeuge deß waren einige poetische Inschriften, die da und dort an Bäumen und auf Steinen in seinem Garten angebracht waren; ich glaube aber seinem Dichterruhm mehr zu nützen, wenn ich der Phantasie des Lesers überlasse, sich diese Verse selbst vorzudichten, als wenn ich sie anführe.

Also, vor langen Jahren war der Frey als ein rüstiger Bäckergesell in die Welt hinausgewandert, ein rasches, heißes, junges Blut und ein heller Kopf, es ging Wien zu, dem Athen der Bäcker. Wie es ihm in der Fremde ergangen, das kann ich im Detail nicht erzählen, aus dem einfachen Grunde jenes Juden: „i weiß aa nit;" er kam in die stürmische Periode der Kriege mit Frankreich, und wenn er sich nicht als Krieger in's Schlachtgetümmel stürzte, so gelangte er doch dazu, sich selbst und dem Vaterlande zu dienen als Proviantkommissär.

Die Sage verlautet nicht, daß er jemals persönlichen Antheil am Kampf genommen, zum Pulverriechen kam er jedenfalls. Der Glanzpunkt seiner Erinnerungen war, wie er einmal ganz in der Nähe des General Wurmser eine Thalschlucht hinabgeritten, in einen Grund, wo das österreichische Heer sich aufstellen sollte. Mit dem praktischen Scharfblick, der

ihm überall eigen war, sah er bald, wie höchst unsicher die Position da unten werden würde, er theilte die Bemerkung leise einem Subalternoffizier mit, der hieß ihn schweigen; er wagte sich an den Adjutanten: „was Donnerwetter will so ein Mehlwurm wissen!“ schnauzte ihn der an; da faßte er sich ein Herz und ritt an den General hinan: „aber Herr, so gehn wir alle zum Teufel!“ Der schaute ihn mit großen Augen an, fluchte aber nicht, nach einer Weile ließ er halten und untersuchte mit dem Fernrohr nochmals das Terrain. „Und Gott straf mich, er hat's geändert!“ rief der alte Frey im höchsten Triumph, „weiß Gott, wir wären Alle zum Teufel gegangen!“

Mit einem Orden ist trotz dieses Verdienstes der Frey nicht heimgekehrt, wohl aber mit Errungenschaften von materiellerem Werthe.

Eine geraume Zeit war verstrichen, seit der muntere junge Bäckerknecht in die Fremde gezogen, als eines Tages ein stattlicher wohlgekleideter Herr in das alte Städtchen einfuhr, in dem Wenige den Frey erkannt hätten. Er zeigte sich aber als den alten jovialen Burschen, freundlich und treuherzig gegen alte Jugendgenossen, seine Lebhaftigkeit hatte sich zur Heftigkeit gesteigert und eine eigenthümliche innere Unruhe schien ihn zu rastloser Beweglichkeit zu treiben. Er nahm das Erbe seiner Väter in Besitz, führte einen neuen Bau dazu auf, vergrößerte Garten und Weinberg und begann nun ein Leben herrlich und in Freuden, wie das des reichen Mannes im Evangelium.

Das Gerücht von dem Bäcker, der als Millionär aus der Fremde gekommen, verbreitete sich mit reißender Schnelle in der Gegend, und der Frey durfte nicht verlegen sein, wie er's angreifen wolle, ein Haus zu machen; Gäste und Besuche von nah und fern kamen dieser Absicht freundlichst ent-

gegen. Ob's just eine Million war, die er erworben, wollen wir nicht behaupten, doch wäre ein gewöhnlicher Wohlstand in wenigen Wochen aufgezehrt worden von dem Leben und Treiben, wie er's daheim führte.

Zum alten Handwerk wollte er nimmer zurück, obwohl er als Ehrenbezeugung zum Obermeister der Zunft ernannt wurde und das Geschäft, das er so gut verstand, zum Privatvergnügen bis zu seinem Tod mit Lust und Liebe getrieben hat; zu wissenschaftlichen Beschäftigungen befähigte ihn weder seine frühere Laufbahn und Erziehung, noch seine stürmische Natur, und so wurde er bald in Kreise getrieben, die seinen Durst nach Lebensgenuß und sein hingebendes offnes Wesen noch mißbrauchten und steigerten.

Da der Frey seinen Reichthum beim Militär und durch Militär erworben, so schienen die Krieger der nahen Garnisonsstadt sich verpflichtet, die Nemesis zu spielen und ihm denselben verjubeln zu helfen. Seit Menschengedenken war's in keinem Hause zu M. so in Saus und Braus hergegangen, wie nun unter dem Dache des Frey. Zu Fuß, zu Roß und zu Wagen besuchten ihn seine kriegerischen Freunde, bald mit einem Pferd, bald mit einem Hund, der zu verhandeln war, bald zu einer Spielparthie, bald zu einem Schmaus ohne Titel. In den Zwischenzeiten fuhr oder ritt der Frey in die Garnisonsstadt und bewirthete sie dort im Gasthof. Der Dämon der Spielwuth faßte ihn mit festen Krallen und hätte wohl seinem Reichthum ein schnelles Ende gemacht, wenn er nicht wirklich mit fabelhaftem Glück gespielt hätte, was ihn, wie schon gesagt, in den Verdacht magischer Spielkünste brachte und bald einmal zu einem tragischen Schluß geführt hätte. Ein reicher Wirth der Gegend hatte bis tief in die Nacht mit ihm gespielt und furchtbar verloren. Wüthend über den Frey, dem er die Schuld davon beimaß, führte er

auf diesen, der arglos neben ihm stand, als er zum Heimritt aufstieg, einen gewaltigen Hieb mit der Reitgerte: „da, das gehört auch noch dein!" und ritt im Galopp davon. Der Frey aber war nicht der Mann, der sich solches bieten ließ, er riß einem dabeistehenden Offizier den Säbel aus der Scheide und rannte dem Wirth nach, mit so wüthender Hast, daß er nur mit äußerster Mühe eingeholt und abgehalten werden konnte, sich todt zu rennen.

In den Augen des Volkes galt er, wie ich eben erwähnte, für eine Art von Doktor Faust und sein Reichthum für eine Gabe finsterer Geister, und gar Viele schüttelten bedenklich den Kopf, wenn der Jubel und Trubel aus seinem Haus und Weinberg herüberdrang. Minder übernatürliche Vermuthungen schien man in Wien über den Ursprung seines Besitzes zu haben: das Militärgouvernement, das es für ein ausschließlich soldatisches Vorrecht hielt, aus Kriegszeiten Vortheil zu ziehen, beschied ihn nebst einigen andern ehemaligen Proviantkommissären vor eine Untersuchungskommission nach Wien. Sie waren aber Alle gar nicht neugierig, zu wissen, was man ihnen dort mitzutheilen habe, und sind sammt und sonders ungehorsamlich ausgeblieben.

„Der Krug geht so lang zu Wasser, bis er bricht," geht er zu Wein, so mag's wohl noch rascher mit dem Brechen gehen. Ob dem Frey plötzlich oder allmälig die Augen darüber aufgingen, daß er auf dem Weg zu gänzlichem Ruin an Leib und Seele sei, das ist mir unbekannt. Aber aufgegangen sind sie ihm, und mit all der Energie seiner starken Natur entschloß er sich, mit seiner bisherigen Lebensweise ganz und gar zu brechen, und er that es, rasch, entschieden, so lange es noch Zeit war, recht anständige Trümmer seines Vermögens zu retten.

Mit den Herbstfesten und Champagnermahlzeiten, mit

der gefüllten Spielbörse und den durchjubelten Nächten schwanden auch die Tafelfreunde, schwand sein fröhlicher Muth und sein Glaube an aufrichtige Freundschaft, er zog sich zurück in seine Veste und ward nur selten außerhalb seines Gartens noch erblickt.

Einer sprudelnden sanguinischen Natur wie der seinen war ein verhältnißmäßig doch rascher Glückswechsel nicht gut gewesen, er hatte ein wildes, fast wüstes Leben und Treiben geführt und sein gutes Weib, die aus der Stelle einer Haushälterin zu dieser Würde avancirt war, hatte oft schwer an seiner Heftigkeit zu leiden. Aber ein guter Grund seines Wesens: Offenheit, Freigebigkeit, männliche Geradheit und bürgerliche Ehrenhaftigkeit war ihm auch während des Strudels seiner wilden Periode eigen geblieben.

Jetzt war es so gar ein anderes mit ihm geworden: in Stille und Zurückgezogenheit, in dem Einfluß der milden, schönen Natur, die ihn umgab, so oft allein mit den Gedanken, „die sich unter einander verklagen und entschuldigen," hat sich wohl ein anderer Geist Bahn gebrochen in seinem Herzen. Im Aeußern ist er der Alte geblieben, lebendig, auch wohl heftig, frisch und kräftig, aber dennoch war's ein anderes geworden mit ihm.

Wenn er die wenigen Freunde, für die seine Burg noch offen war, mit der natürlichen Herzlichkeit seines Wesens und der ceremoniösen Höflichkeit der alten Zeit bewillkommte, wenn er Kinder herbeirief und beschenkte, oder wenn er mit seinem noch frischen, ausdrucksvollen Gesicht einsam in seinem Garten saß und herunterblickte auf den blauen Neckar, da sah er aus wie Einer, dem seine Bürde vom Herzen genommen ist.

Allein mit seinem guten Weib, die er früher neben seinen übermüthigen Freunden gar oft mit geringschätzigem Uebermuth behandelt, wandte sich jetzt sein Herz wieder mehr

ihr und der alten Einfachheit der Sitten zu, in der er aufgewachsen war. Ehrbar und demüthig, wie in jungen Jahren mit Vater und Mutter, besuchte er Kirche und Abendmahl mit ihr und betete regelmäßig mit lauter Stimme den Morgen- und Abendsegen.

Es war an einem sonnigen Tag des Spätherbstes, als der Vater einmal wieder seinen alljährlichen Besuch beim alten Frey machte. Das Beste, was sein Haus vermochte, schmackhafte Fische und edler Wein wurden in der Rebenlaube im Garten aufgetragen und heiter wie immer, wenn auch allmählich gebeugt unter der Last der Jahre, saß der alte Mann neben seinem Gast.

„Jetzt sitzen wir nimmer oft so beisammen," sagte er mit heiterer Miene. „Ei, Sie sind ja noch rüstig wie ein Fünfziger," meinte der Vater. „Herr, das ist Ihr Ernst nicht! aber Sie denken wohl: der alte Frey bleibt schon noch eine Weile sitzen, so ein alter halblahmer, blinder und geistesschwacher Kerl taugt doch nicht in's Himmelreich. Aber ich bin gewiß," fuhr er mit erhobener Stimmer fort, „der allmächtige Gott kann und wird mich einst verjüngen, und dann wird sich's zeigen, daß in dem alten Knorren doch noch ein gesundes Mark war." Das war der letzte Besuch beim alten Frey gewesen.

In seinen Knabenjahren hatte der Frey einmal mit seinem berühmten Milchbruder in Einem Kämmerlein geschlafen. Mit lauter, herzhafter Stimme, wie er's daheim gewöhnt war, verrichtete er seine Abendandacht; in seinem stillen Gedanken gestört, fuhr ihn Schiller an: „Dummer Kerl, kannst denn Du nicht leis beten?" — „Kann nichts leis thun!" war die lakonische Antwort des Frey, und da hatte er recht; leise ging's nicht her bei ihm, bis in seinen

Tod nicht. In einer Nacht, nicht lang nach jenem Besuch meines Vaters, weckte er seine Frau: „Alte, ich kann nicht schlafen, ich glaub', es ist Matthäi am letzten mit mir." „Um Gottes Willen!" ich will ein Licht machen, zum Doktor springen!" „Nichts, Alte, gar nichts, da bleibst! jetzt sitz auf, wir wollen ein Lied singen." In gewohntem Gehorsam richtete die Frau sich auf, und mit seinem kräftigen Baß stimmte der Alte das Lied an: „O Jerusalem, du schöne ꝛc." Mit ungebrochener Stimme sang er es durch, begleitet von den etwas zitternden Tönen der Frau, dann legte er sich zurück; „so jetzt schlaf wieder, ich will auch schlafen." Beruhigt durch seinen kräftigen Gesang, legte sich die Frau an seiner Seite nieder. Als der helle Morgen anbrach, schlief er noch und ist nicht wieder aufgewacht.

Das war der alte Frey.

Möge der allmächtige Gott, dessen Auge besser als das unsrige das rechte Mark in dem alten Stamm erkennt, die zuversichtliche Hoffnung seiner letzten Tage erfüllt haben!

Bilder

aus einer

bürgerlichen Familiengalerie.

I.

Der Schmuck der Urahne.

So schön ist mir in meinem Leben nichts wieder vorgekommen, wie mir als Kind die sogenannte Gaststube meiner Großmutter erschien. Dieses Prunkzimmer, noch etwas feierlicher als heutzutage ein Salon, war nicht zur Beherbergung von Gästen bestimmt, sondern wurde nur geöffnet, um die höchsten Familienfeste darin zu begehen; darum lag noch ein ganz besonders festlicher Hauch auf seiner Herrlichkeit. Es war nicht eben im Rococostyle möblirt, die Einrichtung war aus Stylen verschiedener Zeitalter zusammengesetzt. Da war eine künstlich eingelegte Kommode, die noch aus dem siebzehnten Jahrhundert stammte, reich beladen mit bemalten Tassen aus neuerer Zeit, die rührende Inschriften trugen, als: „zum Andenken aus treuem Herzen," „aus Liebe und Dankbarkeit" u. s. w. Da waren allerlei Stickereien von der Hand dankbarer Nichten und junger Enkeltöchter, ein Fußschemel mit einem höchst mißlungenen Stück, das zwischen Lamm und Hund in der Mitte stand, ein riesiger Ofenschirm, worauf ein winziger Pfau gestückt war, prächtige Spiegel in alterthümlichen Goldrahmen, moderne Stühle mit gestickten Blumenbouquets, und noch mehr solcher Prachtstücke.

Das Schönste aber, dessen Beschauung mir und meinem Bäschen selbst noch in reifern Jahren die meiste Freude machte, waren die zahlreichen Familienbilder, mit denen die Wände geschmückt waren, von der Zopfperiode und noch weiter zurück bis auf die neueste Zeit: alte Herrn mit Haarbeuteln und Buckeln, denen aus jedem Zug der behagliche Wohlstand eines Bürgers der guten alten Zeit blickte, jüngere Herren à la Werther in blauen Fräcken und gelben Westen. Viel vollständiger noch war die Frauengalerie, nur schien, wenn die Bilder getreu waren, Schönheit leider nicht zu den erblichen Vorrechten unseres Stammes zu gehören. Das reizendste Bild war immer das der Großmutter selbst, ein zierliches Lockenköpfchen, mit einem schalkhaften Strohhütchen bedeckt.

Die Großmutter pflegte auch unsere laute Bewunderung ihrer ehemaligen Schönheit äußerst wohlgefällig aufzunehmen, und wurde nicht böse über unsere ungläubige Verwunderung darüber, daß sie jemals so schlank gewesen. Sie war noch in hohem Alter eine schöne, stattliche Frau, aber von enormem Umfang.

Neben dem ihrigen hing das Bild der Urgroßmutter, schon in höherem Alter gemalt, aus deren Zügen der ungebeugt kräftige Geist sprach, der sie zur Heldin der Familie machte, von der ich euch später noch erzählen will.

Nach oder vielmehr vor zwei andern Ahnfrauen, von denen wenig zu sagen war, kam das Bild einer stattlichen Frau Pfarrerin, so ziemlich in der Jugendblüthe gemalt, mit überaus schlanker, spitz zugeschnürter Taille, sehr rothen Wangen, lächelnder Miene und einer ansehnlichen Habichtsnase; ihr Eheherr in geistlichem Ornat, der aussah wie ein Osterlamm, schaute mit ziemlich einfältigem Gesicht nach seiner Ehehälfte hinüber.

„Aber, Großmutter, wer ist denn die alte häßliche Frau

im schwarzen Kleid, die über dem Ofen hängt?" fragten wir eines Tages, nachdem wir die vorstehenden Bilder besichtigt. „Wenn die auch zur Familie gehört, so ist das Geschlecht, wie es scheint, erst später in die Schöne gewachsen. Schade für den schönen Schmuck, den sie trägt! Und was sie für einen romantischen Namen hat!" Neben dem Bild stand mit sehr deutlichen Buchstaben geschrieben: „Fraw Anna Barbara Rumpelin, geborene Krummbeinin."

„Häßlich?" rief die Großmutter; „o ihr einfältigen Dinger, da sieht man den Unverstand der Jugend! Sie war ja schon eine Frau bei Jahren, als sie gemalt wurde." — „Aber, Großmutter, du bist ja auch alt, und bist doch viel schöner." — „Ei was," fuhr sie etwas besänftigt fort, „es kann nicht alle Welt schön sein, und mein Mann seliger hat mich auch nicht wegen der Schöne genommen. Wenn ihr nur Beide zusammen halb so viel Verstand hättet als eure Urahne, die Frau Rumpelin, geborene Krummbeinin! Seht ihr denn nicht, daß das ein grundgescheidtes Gesicht ist? Wenn ihr wüßtet, was diese Frau alles erlebt und durchgemacht hat, ihr wäret nicht so vorschnell. Und was ihren Namen betrifft, der euch nicht gefällt, so war das ein rechtschaffener und ehrbarer Name, und noch dazu ein recht angesehener. Wißt ihr, daß ihr Mann Vogt war, was dazumal noch vornehmer gewesen ist, als heutzutage ein Oberamtmann? Ich zweifle, ob es Eine von Euch so weit bringt. Doch wartet, ich will euch etwas zeigen von der Frau Ahne, die euch so häßlich vorkommt."

Die Großmutter ging und kam bald zurück mit einem uralten Holzkästchen von absonderlicher Form, das die Jahrszahl 1658 trug. Auf dem Deckel war der König David abgebildet, der die Bathseba belauscht, aber mit dem allerhöchsten Anstand. Die Bathseba war sehr sittsam in die

Tracht des sechszehnten Jahrhunderts gekleidet, welche auch die zahlreiche Dienerschaft trug, die auf dem Bild zu sehen war, und tauchte bloß die Spitzen ihrer Füßchen in's Wasser; auch der König David, mit der Krone und der obligaten Harfe versehen, trug unter dem Königsmantel ein geschlitztes Wamms und Pluderhosen. Daneben war die Inschrift angebracht:

David sust ein heilig Mann,
Bösen Lust nit zehmen kann,
Drumb begebt er ohne Scheu
Ehbruch, Mord, Verrätherei.

Dieses Kistchen öffnete die Großmutter und zog aus einem seiner verborgenen Schiebfächer ein Schmuckstück, dasselbe, das auf dem Porträt der Frau Rumpelin abgebildet war. Es war ein sogenannter Anhänger, ein Vögelein darstellend, in überaus schöner, kunstreicher Arbeit, in weißer Emaille, mit feinen Goldadern durchzogen und mit kleinen Rubinen geschmückt. Dieses zierliche Kleinod hing an einem feinen, schweren Goldkettlein, dessen außerordentlich fest ineinandergefügte Glieder mit der äußersten Gewalt auseinandergezerrt schienen.

„Davon gäbe es nun wohl eine Geschichte," sagte die Großmutter, nachdem wir das Kleinod gehörig angestaunt hatten, „und wenn ihr mich nicht ärgern wollt mit euern naseweisen Bemerkungen, so dürft ihr die Schrift lesen, welche der Herr Pfarrer Schneck, ihr Tochtermann, nach Angabe der Frau Rumpelin, über die Geschichte des Schmucks aufgeschrieben hat." — „Ei, warum hat sie die Frau Rumpelin nicht selbst aufgeschrieben?" — „Weil sie, wie dazumal die meisten Frauen, nur nothdürftig schreiben konnte." — „Aber, Großmutter, in den Rittergeschichten haben es alle die Fräulein in einem Kloster gelernt." —

„Eure Urahne ist kein Romanfräulein und in keinem Kloster gewesen, sie war gut evangelischen Glaubens.“ — „Aber die Geschichte, Großmutter — nicht wahr, es ist gewiß eine Liebesgeschichte?“

„Was Liebesgeschichte! Meint ihr, die Mädchen seien dazumal schon gewesen wie jetzt, wo sie im vierzehnten Jahr schon groß in Verlegenheit sind, was sie mit ihrem vollen unverstandenen — ja unverständigen — Herzen anfangen sollen? wo sie an ihrem sechszehnten Geburtstag schon gebrochene Herzen haben und deklamiren: fahret wohl, ihr goldgewebten Träume! und dereinst im vierundzwanzigsten noch recht froh sind, wenn sich ein Angestellter um sie bewirbt? Sie versichern dann sich selbst, der sei eigentlich ihre erste und einzige Liebe, und sie haben sich vorher nur in der Person geirrt. Nein, Kinder, die Geschichte von dem Schmuck unserer Urahne ist aus einer ernsthaften, betrübten Zeit, wo man nicht an solche Narrentheidungen dachte, wo man Noth hatte, sein Leben durchzubringen, und keine Zeit zu Liebesgeschichten.“

Endlich verstand sich die Großmutter dazu, uns das Dokument mitzutheilen, dessen Inhalt ich hier so treu als möglich wiedergebe.

Es war im Jahr 1658, als sich Herr Balthasar Rumpel, Vogt zu S., mit der ehrbaren Jungfrau Anna Maria, Tochter des Herrn Pfarrers Krummbein zu W., ehelich verlobte. Das Land war nach dem schrecklichen Krieg von Hunger, Seuchen und bitterlicher Armuth übel verheert, und vielfältig durch Marodeurs heimgesucht, die in Stadt und Land ungestört ihr Wesen trieben. Obgleich Pfarrer Krummbein selbst schwer gelitten hatte durch solch böse Zeiten, so thaten doch er und seine Tochter, was in ihren Kräften stand, den Bedürftigen aus ihrer Gemeinde mit Trost und Hülfe

beizuspringen. Bei solcher Gelegenheit sah der Herr Vogt Rumpel, der von Amts wegen die zumeist heimgesuchten Oerter besuchte, die Jungfer Anna, und da er bald erkannte, wie tugendsam und verständig sie sei, so freite er in aller Form um sie bei ihrem Vater.

Herr Pastor Krummbein, der sich solcher Ehre nicht versehen hatte, willigte gar freudig ein, da er sein liebes Kind in so bedrängten Zeiten gern in der Obhut eines angesehenen Mannes wußte. Nicht also Frau Kunigunde Rumpelin, die Mutter des Vogts, eine stolze hoffährtige Frau, aus adeligem Geschlecht geboren, die längst bei sich beschlossen hatte, daß ihr Sohn wieder ein adelig Fräulein heimführen solle. Sie war sehr aufgebracht, daß derselbe eine arme Pfarrerstochter ehelichen wollte, und verweigerte beharrlich ihre Einwilligung zu dieser Heirath. So sehr dieß den Herrn Rumpel betrübte, der sein Leben lang ein gehorsamer Sohn gewesen, so wollte er doch nicht von seiner Liebsten ablassen, und hoffte ihr Verstand und ihre Tugenden werden noch das Herz der Mutter gewinnen. Solche Hoffnung erfüllte sich aber nicht, denn am 14. November des Jahrs 1658 starb Frau Rumpelin, ohne vorher ihren Sohn durch ihre mütterliche Einwilligung erfreut zu haben. Auf das Andringen seiner Braut schloß Herr Rumpel sein Ehebündniß mit ihr erst im Frühjahr des Jahres 1659, nachdem er seine Mutter gehörig betrauert hatte.

Als nun Jungfrau Anna am Morgen ihres Hochzeittages ihre Feierkleider zurichtete, überbrachte ihr der Bräutigam ein gar zierlich und köstlich gearbeitetes Kleinod, ein weißes Vögelein mit goldenem Gefieder von zierlicher Schmelzarbeit, das an einem schweren Goldkettlein hing, welches dicht am Halse schloß. Das Kettlein war so künstlich und fest geschmiedet, daß es durch keine Kraft und Ge-

schicklichkeit der Welt eröffnet werden konnte, außer mit einer besonders dazu gearbeiteten Zitternadel, die dem Schmuck beigefügt war. Dieses Kleinod übergab er ihr mit den Worten: „Liebwertheste Jungfer Braut, lasset dies köstliche Kleinod, so ein Ahnherr meiner Mutter aus Welschland gebracht zum Geschmuck seiner Braut, und das derweile jedwede Braut unseres Hauses getragen, ein Symbolum sein der Liebe, die unsere Herzen also fest umschlingt, daß sie alleinig gelöst werden kann durch ein Werkzeug derselbigen Hand, die sie zusammen gefügt — durch den Tod, den uns dereinst der Herr sendet.“

Jungfrau Anna nahm ihres Liebsten Geschenk mit freundlichem Dank, aber dennoch machte ihr der Anblick des Geschmeides das Herz schwer, und sie entschloß sich nur ihm zu Liebe, es anzulegen. — Herr Rumpel hatte Juliane, die ehemalige Leibmagd seiner verstorbenen Mutter, gedingt. Als nun diese der Braut behülflich war bei ihrem Anzug, und eben das feine Kettlein festschloß um den Hals, sagte sie mit einem Seufzer: „Gebe Gott, daß dieses Geschmeide mehr Segen bringe, als die gestrenge Frau selige hinein gewünscht.“ Wie die erschrockene Braut sie um den Grund solcher Rede befragte, vertraute ihr die Magd, daß die verstorbene Frau noch in ihrer letzten Stunde versucht habe, den Sohn von seinem Vorhaben abzubringen. Sie habe ihm aus ihrem Schmuck das Kettlein gereicht und ihn mit glatten Worten gebeten, dasselbe derjenigen Jungfrau zu übergeben, welche sie als Tochter erwählen wolle. Der Sohn aber habe ihr mit fester Stimme erwiedert: „Frau Mutter, ich werde das Geschmeide um den Hals der tugendsamen Jungfrau legen, die ich mir erwählet, und die Eurer Liebe und Eures Segens würdig ist.“ Als ihn die Mutter so standhaft gesehen, habe sie ihn in großem Zorn entlassen, und nachdem er sich ent-

fernt, mit zorniger Stimme gerufen: „So er das kostbare Geschmeid der Pfarrersdirn anhenket, so soll es ihr auch zum Fluch werden. Möge sie erwürget und erstickt werden mit dem Kettlein! Und auf solch gottlose Reden sei sie unversöhnt verschieden.

Diese Mittheilung bekümmerte die Braut schwer; sie wollte ihren Herrn nicht betrüben durch Verschmähung seiner Gabe, und doch hatte sie ein entsetzliches Grauen befallen vor dem verwünschten Geschmeide, so daß sie nicht wagte, es anzulegen. Da hörte sie das einzige Glöcklein, das der Kirche aus dem Kriege geblieben war, wie es sie an den Altar rief, wo ihr Vater harrte, um ihr Ehebündniß einzusegnen. Und sie gedachte des allmächtigen Gottes, dessen Gnade höher stände, denn aller Menschen Zorn; sie befahl ihm ihren Leib und ihre Seele, und hieß die Magd das Kettlein schließen in Gottes Namen.

In Betracht der schweren Zeiten, unter denen ihr Ehestand begann, getröstete sie der Vater mit den Worten des Psalm: „Der Herr ist deine Zuversicht, der Höchste ist deine Zuflucht. Es wird dir kein Uebles begegnen, und keine Plage wird zu deiner Hütte sich nahen. Denn er hat seinen Engeln befohlen über dir, daß sie dich behüten auf allen deinen Wegen.“ — In der bräutlichen Kammer aber vertraute Anna ihrem Herrn die grausige Geschichte, die ihr Juliane berichtet, und sie bat ihn inständig, er wolle mit ihr beten, daß durch Gottes Gnade der Fluch der harten Mutter von ihnen gewendet werde.

Sie erhoben ihre Herzen in brünstigem Gebet zu dem allmächtigen und allbarmherzigen Gott, der dereinst den Fluch gewendet von dem unschuldigen Weibe des Tobias, der den Fluch in Bileams Munde in Segen verwandelt hatte, daß er auch von ihrem Ehebund, der begonnen

hatte in seiner Furcht und Liebe, den Unsegen abwenden wolle, den die Mutter in verblendetem Herzen über sie verhängt, daß er sich ihnen so gnädig erweisen wolle, daß ihnen dereinst vergönnt sei, der Mutter, die sie verflucht, den Segen in die Ewigkeit zu bringen. — Als sie nun so recht von Herzen gebetet hatten, da sahen sie einen ganz besonders hellen und klaren Stern, der gerade in ihre Kammer herein schien. Da ward es ihnen leicht und getrost um's Herz, und sie sahen fröhlichen Muthes ihrem Ehestand entgegen.

Es waren wohl zwölf Jahre nach dem vergangen und ihr einzig Töchterlein Barbara stand schon im eilften Jahre, als Herr Rumpel und seine Frau von der Kindtaufe bei einem befreundeten Schöppen zurückkehrten. Da erscholl urplötzlich das Geschrei: „die Rothmäntel, die Rothmäntel!“ Herr Rumpel war kaum fortgeeilt, um Mannschaft aufzubieten gegen dieses wilde und grausame Kriegsvolk, von dem nur noch versprengte Horden im Land herum sengten und plünderten, als ein Haufe derselben in's Haus einfiel, die zwei Knechte niederstieß und anfing, zu plündern. Frau Anna nahm ihr Töchterlein auf den Arm, konnte aber nicht entkommen, sie ward mit den Mägden in eine Kammer gestoßen, bis das übrige Haus geplündert wäre.

Da saß sie nun mit ihrem Kind und den heulenden Mägden in tiefer Nacht und in großen Aengsten. Es wäre nicht schwer gewesen, in den Hof hinabzusteigen, aber da stand einer der Rothmäntel, um Wache zu halten. Plötzlich rief Barbara, die ihre Arme um der Mutter Hals geschlungen hatte: „Mutter, deine Kette! thu' deine Kette herunter! man nimmt sie dir sonst.“ Nun gewahrte Frau Anna, daß sie noch in den Feierkleidern war und das Kettlein mit dem Kleinod am Halse trug, die Nadel aber,

die es allein öffnen konnte, lag fern in ihrem Schmuckkästchen. Da gedachte sie mit Grausen und Entsetzen des Fluches ihrer Schwiegermutter, der sich nun erfüllen mußte; denn bei der Art und Weise dieser räuberischen Horden war nicht anders zu denken, als daß sie ihr den Schmuck vom Halse reißen und sie, da sie das Kettlein nicht öffnen konnten, elend erwürgen würden.

Während draußen der wüste Lärm tobte und sie nicht wußte, wo ihr Gemahl sei, während sie jeden Augenblick erwartete, die Rothmäntel werden in ihr Gemach eindringen, versuchten sie und die Mägde auf alle Weise, das Kettlein zu öffnen, aber es ging nicht. In dieser höchsten Todesangst hob sie ihre Augen gen Himmel, und ihr däuchte, sie sehe denselben Stern, der vor zwölf Jahren in ihre Hochzeitkammer geschienen. Da faßte sie wieder Muth, und unter Anrufung des göttlichen Beistandes riß sie an dem Kettlein mit aller Macht. Und siehe, die eisenfesten Fugen desselben gaben nach, und wunderbarerweise zog sich die Kette dergestalt, daß sie diese über den Kopf streifen konnte. So war sie von der größten Angst erlöst, und begann zu hoffen. Da sie die andern Gesellen ferne im Hause herumtoben hörte und den Hof leer sah bis auf ihren Hüter, versuchte sie, diesen mit dem Kleinod, dem die Mägde noch ihre Halsschnüre beifügten, zu bestechen, daß er sie ziehen lasse. Der Kerl, ohnehin grimmig, daß er an der Beute verkürzt werden sollte, ließ sich durch den Schmuck bewegen, die Frau mit Kind und Mägden durch das Fenster in den Hof entrinnen zu lassen. Freilich half ihm diese Beute nichts, denn er wurde noch in selbiger Nacht in einem Streit darüber von einem Gesellen erschlagen.

Frau Anna verbarg sich mit dem Kind in einem Keller, wo sie in beständiger Todesangst verharrten. Da, als

der Morgen tagte, hörten sie auf einmal freudiges Geschrei und vernahmen Herrn Rumpels Stimme, der nach ihnen rief. Sie eilten aus ihrem Versteck in seine Arme. Es war ihm gelungen, ordentliche Militärmannschaft aufzutreiben, bei deren Anblick das Gesindel mit den eilig zusammengerafften Bündeln jählings die Flucht ergriff. Als nun einer der Rothmäntel mit seinem Pack an dem Kinde Barbara vorbeilief, sah sie der Mutter Kettlein daraus hervorhängen. Das kecke Kind riß darnach und erhaschte mit Einem Ruck die Kette mitsammt dem nun so wunderbaren Kleinod.

Groß war der Schaden, den die freche Streifbande der ganzen Stadt, und besonders dem Herrn Rumpel an Haus und Eigenthum zugefügt hatte. Durch den Fleiß und die Sparsamkeit seiner Frau und einen fast wunderbaren Segen wurde ihm aber Alles wieder reichlich ersetzt, und er und Frau Anna erfreuten sich in Frieden eines hohen Alters.

Das Kleinod, das sie in so große Gefahr gebracht hatte und hernach doch das Mittel zu ihrer Rettung geworden war, hat Frau Anna nie mehr getragen, nur auf ihrem Bilde ließ sie es zum Andenken noch schildern, und hat es sorgfältig aufbewahrt. Vor ihrem Tode übergab sie es ihrer Tochter mit dem feierlichen Beding, daß es für alle Zeiten als Eigenthum der ältesten Tochter in der Familie verbleiben und heilig verwahrt werden solle. Und wie die Mutter ihres Mannes einen Fluch gelegt hatte auf das Geschmeide, also legte sie nun den Segen darauf: so lange das Kleinod im Besitz der Familie ist, soll häuslicher Friede und Segen nicht von ihr weichen.

So lautete die Geschichte vom Schmuck der Urahne. Sie ist freilich nicht sehr romantisch, aber wahr. Die Großmutter entließ uns ziemlich ernst gestimmt; beim Ab-

schied aber wandte ich noch einmal den Kopf: „Aber, Großmutter, es ist doch eine Liebesgeschichte dabei; wenn der Herr Rumpel nicht in die Jungfer Krummbeinin verliebt gewesen wäre, so hätte es keinen Schmuck und keinen Fluch und keinen Segen gegeben.“ — „Ihr naseweises Volk, ihr könnt warten, bis ich euch wieder einmal eine Geschichte erzähle!“

II.

Der Croatenähne.

In des Vaters Familie wurde ein Bild aufbewahrt, das den Kindern immer Gegenstand einer geheimen Scheu und respektvoller Bewunderung war. Es stach freilich gar auffallend von den zahmen Bildnissen von Papa und Mama ab. Es stellte einen Kriegsmann dar aus der Zeit des dreißigjährigen Kriegs in der abenteuerlichen Tracht der Croaten. Unter dem breitkrempigen, herabgeschlagenen Hut blitzte ein feuriges Paar Augen mit einem trotzigen und doch wieder treuherzigen Blick hervor; ein sonnenverbranntes Gesicht mit einem gewaltigen Schnurrbart paßte vollkommen zu der fremdartigen Soldatentracht. Das Bild ward immer als der „Croatenähne" bezeichnet und selbst von den Dienstboten mit einiger Scheu betrachtet.

Lang erfuhren wir Kinder nicht, welche Bewandtniß es mit diesem Ahnherrn habe, bis eines Tags der Christian heulend aus der Schule kam: „Mutter, ich habe mit des Schreiners Gottlieb Händel gehabt, da sagte er: es sei kein Wunder, daß wir so wild seien, unser Urgroßvater sei ja auch ein Croat und ein Menschenfresser und halb wild gewesen."

Die Mutter nahm diese Beleidigung nicht hoch auf, und des Christians Thränen waren bald getrocknet, als sie ihn versicherte: „Was aber den Croaten betrifft, so ist dein Urahnherr allerdings ein croatischer Hauptmann gewesen, aber kein Menschenfresser; er ist als ein guter evangelischer Christ hier auf seinem schönen Hofgut gestorben; man heißt den Platz heute noch den Croatenhof. Ruf einmal den Fritz und den Heinrich und den Conrad und die drei großen Mädchen — die Kleinen brauchen's noch nicht zu wissen — so will ich euch erzählen, wie sich's mit dem Croatenähne verhalten hat."

Das Auditorium war bald versammelt, höchst begierig, den langerwünschten Aufschluß zu erhalten, den die Mutter nun endlich folgendermaßen ertheilte.

Ihr wißt es, Kinder, von dem Vater und vom Herrn Schulmeister, wie zur Zeit des dreißigjährigen Krieges unsere Stadt besonders hart mitgenommen wurde. Obschon man eine gute Obrigkeit hatte, die es verstand, mit den feindlichen Kriegsführern ein Wort zu reden, so hörten doch die Einquartierungen nicht auf, und man war besonders vor der wilden Mannschaft, die im Dienste der Kaiserlichen kam, niemals seines Lebens und Eigenthums sicher; dazu wurden die Lebensmittel entsetzlich theuer. Regierender Bürgermeister hier war damals Herr Brenner; der hatte eine einzige Tochter, Magdalene, das schönste Mädchen in der ganzen Stadt. Dazu war sie von hohem Geiste und sehr verständig, der Liebling des Herrn Pastors, der sie von Jugend an unterrichtet und sich an ihrem frühzeitigen Verständniß der heiligen Schrift ergötzt hatte. Man sagt, sie habe eine so schöne, zarte, weiße Haut gehabt, daß man den rothen Wein habe durch ihren Hals fließen sehen, und so klare, blaue Augen, daß sie einen Schein von sich gegeben.

Die Magdalene, obwohl recht brav und sittsam, war

doch ein keckes, unerschrockenes Mädchen. Als einst die Nachricht kam, daß ein Regiment Croaten im Anzug sei und in der Stadt werde einquartiert werden, da schlossen die meisten Bürger ihre Weiber und Töchter in die Keller ein, damit ihnen nichts geschehen solle von den wüsten Soldaten. Aber die Magdalene wollte sich das nicht gefallen lassen! sie lasse sich nicht einsperren wie ein Thierlein, sie wolle selbst sehen, wie es ihrem Vater ergehe; und so ist sie im Hause geblieben.

Beim Bürgermeister wurden ein Hauptmann und zwei Gemeine einquartiert, die sich ordentlich aufführten. Der Hauptmann ist ein schöner stattlicher Mann gewesen, obgleich er etwas wild aussah und einen schrecklichen Bart hatte. Er hat von der ersten Stunde an, da er im Hause war, kein Auge von der Magdalene verwendet. Als sie das bemerkt, hat sie sich von ihm abgezogen und ihm immer kurzen Bescheid gegeben. Nur als sie am zweiten Tag von des Vaters Knecht hörte, daß einer der Soldaten sich gegen das Kriegsgesetz verfehlt habe und eine grausame Strafe erhalten solle, da faßte sie sich ein Herz und sprach den Hauptmann beweglich an, dem armen Burschen die Strafe zu schenken, was er ihr im Augenblick bewilligte.

Am Abend des dritten Tages, ehe der Hauptmann abziehen mußte, sprach er mit der Magdalene und fragte sie, ob sie als sein Weib mit ihm ziehen wolle? Er sei jetzt auf dem Heimweg begriffen; sei von gutem Geschlecht und habe daheim ein schönes Besitzthum. Magdalene sagte ihm mit kurzen Worten, daß sie keine Lust habe, ihr Vaterland zu verlassen, und daß sie nimmermehr einen Croaten und einen Katholiken heirathen werde. Mit dem Zusprechen konnte der Croat wenig umgehen; als er fand, daß er verschmäht sei, stieß er in heftigem Zorn seinen schweren Pallasch auf den Boden und sprach kein einziges Wort mehr.

Am andern Morgen früh mußten die Croaten abziehen; der Hauptmann hatte sich mit seinem Gaul im Stillen auf den Sammelplatz begeben und von keiner Seele Abschied genommen. Eine Viertelstunde darauf ritten die Croaten in hellem Galopp hinaus; man hat sie gern gehen sehen. Warum aber die Magdalene Brenner gemeint hat, sie müsse die Soldaten abziehen sehen, das kann ich selbst nicht sagen. Als des Hauptmanns Trupp vorbeiritt, war des Bürgermeisters Brenners Hausthür offen, und drinnen auf dem untersten Tritt der Treppe stand die Jungfer Magdalene und schaute zu. Der Hauptmann hatte schon von weitem nach dem Hause hingeschielt, und als er die Magdalene im Hause sah, sprang er wie der Blitz vom Gaul, hinein in das Haus, faßte sie bei der Hand und wollte sie fortziehen. Magdalene weigerte sich und umschlang mit ihrem Arm, um sich zu halten, den großen hölzernen Knopf am Treppengeländer. Der Hauptmann, schnell wie das Wetter, reißt seinen Säbel heraus, haut den Knopf damit ab, ohne der Jungfer ein Leid zu thun, nimmt sie mit sammt dem Treppenknopf auf den Arm wie ein Kind, springt auf seinen Gaul und reitet mit ihr in gestrecktem Galopp seinen Kameraden nach. Die Treppe mit dem abgehauenen Knopf steht heute noch im Haus, wo jetzt der Färber Zoller wohnt, da könnt ihr sie sehen.

Der Bürgermeister sah eben zum Fenster hinaus und schrie jämmerlich auf, als er sein Kind wie im Sturmwind davon fliegen sah. Es waren eine Menge Leute auf den Straßen und an den Fenstern, und da gab es ein entsetzliches Schreien, Laufen und Rennen. Man wollte nach, aber wie? Nachreiten war eine Kunst, die guten Gäule hatten sie mit fort und ihre schlechten dafür dagelassen. Alles, was Füße hatte, sprang ihnen nach, und guckte, so weit man den Staub noch sehen konnte, dann kehrten sie um und wußten

nicht was. Der Bürgermeister aber war wie gelähmt an Seel und Leib und mußte bald sein Amt abgeben; er sei nur noch wie ein Schatten herumgegangen.

Wie es der Magdalene ergangen ist, die seither ihres Vaters Liebling und die vornehmste Jungfer der Stadt gewesen, allein unter einem Haufen Croaten, auf einem wilden Pferd, durch Dick und Dünn, das kann man sich wohl nicht arg genug vorstellen. Das kann ich euch aber sagen, weil man es nachher von ihr selbst erfahren hat, daß es den Hauptmann selbst erbarmte und gereute. Er hat sie in Ehren gehalten wie seine Schwester, sie gehütet wie seinen Augapfel und für sie gesorgt, so gut er nur konnte. Zurückbringen konnte er sie nicht mehr, oder wollte er nicht, und so hat er sie denn unverletzt in das Croatenland gebracht. Dort hat sie eingewilligt, seine Hausfrau zu werden, und weil er ein gutes Herz hatte und die Magdalene ihm unbeschreiblich lieb war, so hat sie zufrieden mit ihm gelebt, obwohl sie das Heimweh fast umgebracht hat in dem fremden Lande, unter den fremden Leuten mit dem fremden Glauben. Es war dort alles katholisch, und nur in der größten Heimlichkeit durfte sie in der Bibel und in dem schönen geistlichen Liederbuch lesen, die sie unter ihres Mannes Kriegsbeute gefunden hatte.

Es war ihr oft, als werde ihr Mann mit jedem Tage milder und freundlicher, und sie gewann ihn recht von Herzen lieb. — Sie gewahrte, daß er sich oftmals in ein Kämmerlein schleiche, wo sie gewöhnlich ihre Andacht zu verrichten pflegte. Einmal ging sie ihm leise nach und fand ihn wie er in ihrer Bibel las und die hellen Thränen über sein rauhes Gesicht liefen. Er schaute auf, blickte sie freundlich an und sagte: „Magdalene, ich glaube, wie es da drinnen steht, so ist's recht.“ Da erzählte er ihr zu ihrer herzlichen

Freude, wie er einmal zufällig in ihre Bibel geschaut und seitdem fleißig darin gelesen, wie er daraus anders beten gelernt als an seinem Rosenkranz, und wie er nun von Herzen wünsche, seinem Gott hinfort in ihrer Weise zu dienen. Mit Freudenthränen dankte sie Gott, daß er sie darum in die Hand eines wilden Croaten hatte fallen lassen, daß sie ihm an ihrer Hand einen frommen, lebendig glaubenden Gatten zuführe. Als er einmal so weit war, fand er bald, daß er mit dem neuen Glauben in dem alten Lande nicht bleiben könne; da ist es der Magdalene nicht mehr schwer geworden, ihn zu bewegen, daß er mit ihr in ihre liebe Heimath ziehe.

Das geschah etwa zehn Jahre nachdem die Magdalene war von dem Kriegsmann fortgeführt worden. Ihr könnt euch denken, wie die Leute aufgeschaut haben, als es einsmals hieß, die Magdalene Brenner sei wieder da mit dem Croaten. Es soll ein Laufen und Rennen der Leute gewesen sein, fast so arg, als an dem Tage, da er mit ihr fortgeritten war. Sie soll dazumal noch eine recht schöne Frau gewesen sein, und es ist Schade, daß von ihr kein Bildniß mehr da ist. — Der alte Bürgermeister lebte noch, er sei aber fast vor Freude gestorben, als er sein einziges Kind wieder sah, gesund und wohlbehalten, und er hat gar nichts dagegen gehabt, daß sie Frau Hauptmännin geheißen wurde.

Der Croat hatte auch ein schönes Vermögen mitgebracht. Das Geld war damals rar im Lande, Güter bekam man spottwohlfeil, nur die Häuser darauf waren verbrannt. Da kaufte er sich den schönen Hof draußen vor der Stadt, wo es B. zugeht, und baute ein Wohnhaus darauf. Dort hat der Croat mit seiner Frau in Stille und Frieden noch viele Jahre gelebt. Der alte Bürgermeister ist auch zu ihnen hinausgezogen.

Der Hauptmann soll ein stiller und gottesfürchtiger

Mann gewesen sein, der recht fleißig zur Kirche ging. Die Leute haben aber doch noch eine gewisse Scheu vor ihm behalten, und wenn er Abends durch seine Felder wandelte, behaupteten sie, er mache allerhand seltsame Zeichen in die Luft, womit er die Wetter bannen könne. Unrechtes hat man nichts von ihm gehört, mag aber wohl sein, daß er hier zu Lande nie so recht daheim wurde und oft umgetrieben ward vom Heimweh nach seinem entfernten Vaterlande. Die Kinder soll er unaussprechlich lieb gehabt haben, und die haben auch bald seinen großen Schnauzbart nicht mehr gefürchtet.

Sein einziger Sohn, der ihm erst hier geboren wurde, ist der Vater eures Urgroßvaters gewesen. Soldatenblut ist aber, scheint's, keines von dem Croaten übrig geblieben, denn wir haben seither keine Militärperson in der Familie gehabt. — Auf der Seite seines Bildes seht ihr unser Familienwappen, das von ihm stammt; den flammenden Stern darin hat er seiner Frau zu Ehren aufgenommen, sowohl wegen ihres Namens, als auch um anzudeuten, daß sie für ihn dem Sterne Bethlehems gleich war und ihn zu seinem rechten Heile geführt hat. — Und so verhält es sich mit unserem Urahn dem Croaten, der ein Menschenfresser und halb wild gewesen ist.

III.

Die drei Zöpfe.

„Es gibt unterschiedliche Zöpfe." Das wurde auch die selige Urgroßmutter mit Staunen gewahr, als ihre drei Buben, die man allesammt bei einem auswärtigen Präzeptor untergebracht hatte, der besonders berühmt in der Dressur war, in der ersten Vakanz nach Hause kamen. — Hatte sie doch alle drei vor der Abreise eigenhändig gewaschen und gestrählt, eigenhändig ihre widerspenstigen Haare mit Puder, Talg und Wachs behandelt, bis sie nach hinten gestrichen und dort zu einem steifen Zopf vereinigt waren, mit einem nagelneuen schwarzen Floretband umwunden, so daß sie der Garde des Königs Friedrich Ehre gemacht hätten, wie sie abzogen, gleich gekleidet in glänzenden gestreiften Eternell, und die Zöpfe auf ihren Rücken tanzten.

Ja, es gibt unterschiedliche Zöpfe; wie verschieden sahen die Buben jetzt aus! Der älteste, der Heinrich, der gar ein hübscher Bursch war und allzeit gern den Herrn spielte, der hatte sich nimmer mit dem simplen Zopf nach väterlicher Weise begnügt, sondern er hatte extra ein paar Buckeln vorn, die gar zierlich in's Gesicht standen, und an dem Zopf noch eine besondere Schleife mit flatterndem Band als Zierrath;

so hatte er's bei der Suite eines durchreisenden Fürsten gesehen, und so hatte er's mit der Hülfe von Präzeptors Heinrike zu Stande gebracht. Christian, der Jüngste, machte mit seinem dünnen Schwänzlein keine solche Prätensionen, das war nach wie vor säuberlich nach hinten gestrichen, nur das floretseidene Band hatte er an den Heinrich verhandelt, und statt dessen ein altes Sackband mit Dinte schwarz gefärbt und ihn damit umwickelt. Der Zweite aber, der dickbackige Gottlieb, der allezeit das Bequeme liebte, der hatte die Haare nur oben zusammengebunden und ließ sie nach unten frei, wie er solch fliegendes Haar schon bei Leichenbegleitungen gesehen; er meinte, so thue sich's auch. Was hatte die gute Mama für eine Noth, bis sie die drei Zöpfe wieder zurecht gesalbt und in den normalen Zustand gebracht hatte; auch gab man ihnen am Schluß der Ferien ein Geleitschreiben an die Frau Präzeptorin mit, worin dieselbe höflich ersucht wurde, doch auch auf die Zöpfe der ihr anvertrauten Jugend zu achten und sie nimmer in so skandalösem Zustand nach Haus zu schicken.

Ob die Zöpfe von nun an in Ordnung geblieben sind, das weiß ich nicht; soviel aber weiß ich, daß jene Vakanzzöpfe bereits den künftigen Charakter der Buben vorbildlich darstellten. Der Heinrich, der war und blieb der Elegant; der Christian kümmerte sich just nicht darum, ob sein Zöpfchen dick oder dünn, in Floretseide oder in Sackband gewickelt war, wenn er nur sonst sein Schäfchen in's Trockene brachte; der Gottlieb aber, der wollte nichts als es guthaben auf der Welt, und weil's einmal ohne Zopf nicht ging, so wollte er sich den seinen wenigstens so bequem machen als möglich. Wenn der Herr Pathe jedem der Buben einen Marktgroschen verehrte, so durfte man gewiß sein, daß sich Heinrich eine unächte Stecknadel und Gottlieb eine Wurst kaufte, der Chri-

stian hingegen steckte den seinigen in einen Sparhafen, einen irdenen von der sinnreichen Sorte, die nur eine Oeffnung oben hat und die man zerschlagen muß, wenn man den Inhalt wieder haben will.

Mit stattlich gediehenen Zöpfen wurden die herangewachsenen Knaben zur bestimmten Zeit nach einander auf die Universität spedirt, um allda ihre Studien zu vollenden; der Heinrich und der Chistian kamen in's berühmte Stift, allwo jede honette Familie wenigstens einen Sprößling haben mußte; der Gottlieb hatte eigentlich seine Laufbahn durch verschiedene Schreibstuben gemacht, sollte aber doch noch die gemeinen Rechte und etwas Humaniora studiren, um für ein städtisches Amt tauglich zu werden.

Die Zöpfe haben sie mitgenommen und redlich wieder heimgebracht. Keiner ist gewichen aus dem Gleis der angestammten Zucht und Sitte, wenn es auch da und dort kleine Abschweifungen gab. Heinrich war ein sehr strebsamer Geist, aber trotz seiner Begabung brachte er es zum Jammer von Papa und Mama niemals zum Primus. Er trieb allezeit Nebenstudien, Italienisch, Französisch, Heraldik und andere Allotria, und verletzte wo er konnte die heilige Stiftsordnung, um mit etlichen „Jungen von Adel" Jagdparthien und Fechtübungen mitzumachen, und nur seiner Rednergabe und, wie die böse Welt sagt, den auserlesenen Weinproben in Fäßchen, mit denen der Papa die Herrn Professoren beehrte, hatte er's zu danken, daß er noch mit Ehren seine theologischen Studien absolvirte, und nicht mit dem Kainszeichen eines hinausgeworfenen Stiftlers durch die Welt schweifen mußte.

Gottlieb, der band sich seinen Zopf bequem, er studirte

soviel ihm zuträglich, aß und trank soviel ihm schmeckte, ohne es in beiden Stücken zu übertreiben. So oft die regelmäßige Geldsendung vom Papa ankam (der alte Herr hielt streng auf feste Termine, obwohl er die Söhne nicht knapp hielt), schaffte sich Heinrich eine brodirte Weste, ein zierliches Cachet oder irgend sonst einen Artikel an, mit dem er, trotz der strengen Kleiderordnung, die den Stiftlern Kutten vorschrieb, in seinen adeligen Zirkeln Staat machen konnte, oder reichte es die Miethe für ein Reitpferd oder ein weltliches Buch. Der Gottlieb aber, der lud seine Brüder zu einem Abendessen ein, wobei drei fette Enten verspeist und in edlem Uhlbacher des Papa's Gesundheit getrunken wurde; er lachte dabei den Christian herzlich aus, der sich die Schlegel und Flügel der Ente fein säuberlich in ein Papier wickelte, um noch etliche Tage daran zu zehren. Sein Geld hatte der sorgsam verwahrt zu spärlichstem Gebrauch; er hatte seit seinen Knabenjahren bereits den dritten Sparhafen soweit gefüllt, daß nichts mehr hinunter fiel, unversehrt standen sie mit ihren dicken Bäuchen in einem geheimen Schiebfach seines Pults und lachten ihn mit ihren schiefen Mäulern an.

Aber den Zopf behielt er bei und auch das Floretband; seine äußere Erscheinung blieb jederzeit anständig, wenn sie gleich immer dünner und spitziger wurde.

„Es gibt unterschiedliche Zöpfe." Das zeigt sich klärlich, wenn man die Bildnisse der drei Urgroßonkel aus ihren reifen Jahren betrachtet. Da ist zuvörderst der Heinrich, der hübsche Mann mit den feingeschnittenen Zügen, dessen Zopf als eleganter Haarbeutel schalkhaft zwischen den schön geordneten Buckeln hervorblickt. Der feine dunkle Rock ist mit

einem Orden geschmückt und nur ein paar zierliche Priesterkräglein bezeichnen noch den Theologen; mit spitzen Fingern nimmt er eben eine Priese aus der goldenen Tabatiere mit einem vornehmen Bildniß in seiner Hand, und schaut lächelnd nach dem fürstlichen Lustschloß, das seitwärts durch ein Fenster zu sehen ist.

Der Heinrich war immer ein etwas leichtes Blut; der Westwind, der von jeher so viel Unsamen von Frankreich zu uns herüberwehte, hat ihn besonders stark angehaucht und gar manchmal war er nahe daran gewesen, des respektablen Namens seiner Väter unwerth zu werden. Er hatte es verschmäht als ehrbarer Vikarius unter den Fittichen des Papa sich zum gleichen Beruf vorzubereiten; seine hübsche Gestalt, seine feinen Manieren und die französische Sprachkenntniß hatten ihm eine glänzende Stelle als Hofmeister von zwei jungen Prinzen verschafft. Dieser Beruf führte ihn an fremde Höfe, in Bäder mit Spielbanken, in die Salons schöner Damen, ebenso viele Klippen für den welt- und lebenslustigen jungen Mann, und gar manche Kalypso hätte den Mentor beinahe eher als seine Telemachs festgehalten.

Aber der solide Geist des Vaterhauses, die Zucht der gestrengen Mutterhand, die ihm den ersten Zopf gebunden, hatte ihn nie ganz im Stiche gelassen und er trug jetzt seinen Haarbeutel mit Ehren als wohlbestallter Oberkonsistorialrath. So war er nun der Stolz und der Glanz der Familie, der Herr Pathe von allen Neffen, Nichten, Großnichten und Geschwisterkindskindern; seinen Eltern wurde bei den damaligen Reiseschwierigkeiten nur einmal die Freude, ihn zu besuchen, aber dieser Besuch und die huldvolle Audienz bei den allerhöchsten Herrschaften blieb auch der Lichtpunkt ihrer Erinnerungen. Ich wollte Euch nun gern die Details aus dem Leben des Heinrich schildern, die zierlichen Unterhaltungen,

die er mit der Frau Fürstin und dero hochfrisirten Hofdamen gepflogen, die geheimen, diplomatischen Sendungen, mit denen ihn der durchlauchtigste Herr beehrt hat, die französischen Lustspiele, die ihm die Hofsitte, unbeschadet seiner geistlichen Würde zu dirigiren gestattet hatte; aber ich muß die Ausmalung solcher Scenen denen überlassen, die mehr daheim sind auf den Parketböden der Hofsäle, als ich.

Nun aber betrachtet Onkel Gottliebs Bild und sagt, ob Euch dabei nicht das Herz lacht, wie er da sitzt, mit vergnüglichem Lächeln auf seinem wohlhäbigen breiten Gesicht, den schön geschliffenen Kelch mit funkelndem Wein in der Hand, während ein Aktenstoß zur Seite und das Rathhaus im Hintergrund ihn als städtischen Beamten bezeichnen. Was hätte die Mama, die es nimmer erlebt hat, wie er Bürgermeister der guten Stadt H. wurde, was hätte sie für eine Freude, wenn sie sähe, wie er jetzt so guten Muths den dicken stattlichen Zopf den Rücken hinunter hängen läßt, von dem er sich nun nicht mehr beengt fühlt. Er hatte es auch nicht nöthig, sich etwas beengen zu lassen; es war ihm nach seines Herzens Wunsch ergangen, er konnte sich und andern das Leben leicht machen. Wie behaglich schaute einem schon von weitem seine Behausung auf dem Markt entgegen, mit dem blankpolirten Thürschlosse, den spiegelhellen Scheiben, durch die man reichbefranzte Vorhänge sah. Da war alles Fülle und Wohlbehagen, die gastliche Tafel des Herrn Bürgermeisters war weit berühmt in Stadt und Land. Er ließ sich niemals mit ausländischen Produkten ein: Austern, Kaviar und Champagner wurden in dem soliden schwäbischen Hause nicht vermißt, aber alle guten Landeskinder, delikate Spargeln, feine Pflaumen und Aprikosen, Krebse, Forellen

und Aale, auserlesene Trauben und reine Landweine von den edelsten Jahrgängen zierten die Tafeln und erfreuten der Menschen Herz; der Hühnerhof nährte Geflügel aller Art, Kapaunen, wälsche und deutsche Hühner, Tauben und Gänse, die jederzeit bereit waren, ihr Leben im Dienste der Menschheit zu verhauchen. Es war kein Wunder, wenn Angesichts dieser Herrlichkeit ein Bäuerlein meinte: wenn er der preußisch' König wär', er thät' sich nicht lang plagen mit dem Krieg, sondern zusehen, ob er nicht auch so ein „Deinstle“ (Dienst) bekommen könnte.

Auch der jüngste, der Christian, war zu Ehren und Würden gekommen; auf seinem Bildniß hat ihn der Maler mit großen Buchstaben als seine Hochwürden den Herrn Spezial M*** bezeichnet. Besagtes Bildniß wurde ursprünglich auf Kosten des Stiftungsraths für die Sakristei im Akkord gemalt, den Mann à 2 fl., und ist daher kein künstlerisches Meisterstück, doch soll es vortrefflich getroffen sein.

Demnach ist der Onkel Spezial just keine beauté gewesen, erstaunlich lang und schmal, sein Gesicht hat die gelbliche Farbe und die spitzen Linien, wie man sie vorzugsweise bei Leuten findet, die für „ziemlich genau“ (ein milder Ausdruck für geizig) gelten; sogar der Zopf entspricht dem Uebrigen, er ist auffallend lang, dünn und spitz.

Ich habe es noch nicht herausgebracht, ob die Leute oft reich werden, weil sie geizig sind, oder geizig werden, weil sie reich sind, es wäre eine logische Aufgabe für's philologische Examen.

Bei dem Onkel Spezial schien Beides in angenehmer Wechselwirkung zu stehen, reich war er unbestritten, und

geizig eben so gewiß, soweit sich solches mit Anstand und Schicklichkeit vertrug.

Das Zehentwesen hatte er bei seinem Vater daheim recht gründlich studirt und soweit war er, bei seiner natürlichen Begabung zum Sparen, vortrefflich befähigt zum Betrieb auch der materiellen Seite des Dekanatamtes. Uebrigens ging er im Erwerben und Sparen niemals so weit, daß er seinem geistlichen Ansehen geschadet hätte, „der Zopf, der hing stets hinten.“ Die große Liberalität des Bruder Gottlieb war ihm ein Gräuel; war er doch sicher, wenigstens zwanzigmal des Jahrs bei den jeweiligen Visitationen einen ausgesuchten Schmaus zu genießen, woran die Frau mit den lieben Kleinen auch Antheil nahm, und wovon jedesmal eine vollgepackte Schachtel mit Viktualien, gar oft noch ein Schinken, ein Säckchen dürres Obst oder ein gefüllter Schmalzhafen bei der Heimfahrt in die Chaise gepackt wurde. Da jede Frau Pfarrerin die beste Köchin sein wollte, so waren diese Schmausereien so reichlich, daß man gar lang aus der Erinnerung zehren und sich daheim mit Gemüs und Kartoffeln behelfen konnte.

Ein Spezial war damals noch eine ganz andere Respektsperson als heut zu Tage; den Pfarrern lag sehr viel daran, in Gunst bei dem hochwürdigen Herrn zu bleiben, damit ein günstiges Zeugniß dem Bericht an's Konsistorium beigelegt werde, darum hatten die Bötinnen vom Dorf fast allwöchentlich ein Küchengrüßlein für die Frau Speziälin im Korb, also daß diese unter der Hand einen Kleinhandel mit Spargeln, Tafelobst und fettem Geflügel in die Residenz trieb, da solche Leckerbissen zu kostbar für die eigene Tafel erfunden wurden. Ein Wochenbett, das sagte Onkel Christian im Vertrauen seinem Bruder Gottlieb, konnte er allezeit zu dreißig Gulden Reinertrag anschlagen.

Für Dienerschaft brauchte Onkel Christian auch nicht viel auszugeben; der Meßner (Küster) war so eine Art von Haussklave im Spezialhaus, er trug der Frau Speziälin im Winter den Fußsack in die Kirche und erwartete sie an der Pforte mit dem Schirm wenn's regnete, er machte den Aufwärter bei den alljährlichen Disputationsessen, die der Dekan gegen anständige Vergütung zu halten genöthigt war, wobei er zum Dank für seine Bemühung ein paar von den Rettigen, die er selbst als Beitrag zur Mahlzeit der Frau Speziälin verehrt hatte, „für seine Kinderlein" nach Haus mit bekam; er durfte in seinen Freistunden im Dekanatgarten arbeiten und sogar im verschlossenen Stall Holz spalten, seine Frau und Töchter leisteten Beistand beim Waschen, Putz- und Nähereien, ohne daß ihnen einfiel eine andere Belohnung zu erwarten, als die drei Lebkuchen nebst einigen aufgefärbten Bändern, die sie zum Weihnachtsgeschenk erhielten.

Einige Gastlichkeit mußte freilich das Dekanathaus nothgedrungen ausüben; es war ja bei Jahrmärkten und sonstigen wichtigen Veranlassungen die natürliche Heimath der Pfarrfrauen, auch wurde je und je ein Pfarrtöchterlein auf längern Besuch geschickt, um der Frau Speziälin hülfreiche Hand zu leisten und zugleich Haushaltungskunst und feine Manieren von ihr zu lernen. Einmal erlaubte sich sogar ein junger unerfahrener Pfarrer, den Herrn Spezial wiederholte mal zu Gevatter zu bitten. Die Antwort, die er beim zweiten Versuch erhielt, ist so klassisch, daß ich nicht umhin kann, sie unverkürzt im Original mitzutheilen.

„Hochwohlehrwürdiger, Hochgelehrter, Insonders Hochgeehrter Herr Gevatter!

Ich gestehe aufrichtig, daß ich einem abermaligen Ansinnen an mich und meine Frau zur Pathenstelle von Ihrem neugebornen Söhnlein nicht entgegen gesehen habe. Meine

Frau steht mit dem Löblichen Pfarrhaus in T. weder in einer Verbindung, noch hat eine gesucht, ich zwar befinde mich mit Eurer ꝛc. in einem amtlichen Verhältniß, aber ich bin in den Jahren schon so weit vorgerückt, daß ein Taufpathe von meiner Seite für sein geistig- oder leibliches Wohl wenig oder nichts erwarten kann. Als Dieselben vor 1 Jahr diesen Antrag an uns machten, so war es von Ihnen consequent gehandelt, da Sie mir damit Anlaß gaben, mich durch das Pathengeschenk der besondern Verbindlichkeit zu entledigen, worin ich gegen Euer Hochehrw. ꝛc. wegen zweimaligen Neujahrs- und den meinen beiden Töchtern gemachten Hochzeitverehrungen stand. Nachdem Sie nun den vollen Ersatz dafür erhalten haben, so vermuthete ich um so weniger, daß Ihre Absicht auf ein ferneres Geschenk von meiner Seite gehe, als Dieselben zum Hauptgrund der wiederholten Gevatterschaft unsere ununterbrochen fortgesetzte Gewogenheit angeben, und es sonderbar wäre, wenn diese noch von mir bezahlt werden sollte, hingegen entsage ich auch in Zukunft allen Geschenken von Ihnen.

„Wahr ist es, daß durch die jährliche Visitation Ew. Hochehrw. meine Gegenwart Kosten verursacht, allein, nicht zu gedenken, daß mir daher doppelt angenehm war, wenn ich Dieselben mit der Frau Liebsten in meinem Hause wieder bewirthen konnte, so werde ich auch mit dem besten Willen, wenn mein Amt mich ferner nach T. ruft, ihren l. Kindern eine angemessene Verehrung machen, denn um meinetwillen geschieht doch der Aufwand nicht allein. Dieß vorausgesetzt, so bezeuge ich unsere wahre Theilnahme an der abermaligen glücklichen Entbindung der Hochwerthen Frau Liebsten, und bin ich auch mit meiner Frau zur Annahme der Pathenstelle aus christlicher Gesinnung bereit, mit dem herzlichen Wunsch,

daß Gott den Reichthum seiner Macht und Gnade an der Frau Wöchnerin wie an dem Säugling durch Leben und Wohlthat in jeder Rücksicht verherrlichen und auch das Wachsthum des l. ältern Söhnleins begleiten möge.

„Noch muß ich, theils aus Freundschaft, theils aus Amtspflicht die Bemerkung machen, daß mir und anderwärts die über den eigentlichen Bluts- oder Seitenverwandten noch sonstige Anzahl von Gevatterleuten auffallen, ich habe derselben niemals über fünf, meistens weniger gehabt, und ohne Tax sind einem Privatmann von unserer Klasse auch nie mehr erlaubt; dabei bedenken Sie noch den widrigen Eindruck, der einem Vorgesetzten und religiös denkenden Manne gegeben wird, wenn ein noch junger Geistlicher mit einer der heiligsten Handlungen eine kaufmännische Spekulation treibt.

„Nach unsrer vielseitigen Empfehlung verharre ich noch mit schuldiger Hochschätzung

Euer

Hochehrwürden

gehorsamster Diener."

Ob der Herr Pfarrer auf diesen Brief hin seinen frechen Antrag zurückgenommen, ist mir nicht bekannt worden.

Ja, das mußte man dem Onkel Christian lassen, wenn er seinen Zopf auch mit gefärbtem Sackband umwand, so hatte er doch verstanden, sein Schäfchen trocken zu bringen, und wenn er seine Ersparnisse noch im irdenen Spartopf hätte aufbewahren wollen, er hätte einen so groß wie ein Schulglobus bestellen müssen.

Der Herbst ist der eigentliche Schwabenfrühling. Das lasse ich mir nicht nehmen, so absurd es klingen mag. Es steht dies gewiß im Zusammenhang mit der Sage, daß dem

Schwaben der Verstand erst mit dem vierzigsten Jahr komme. Wir Schwaben haben zwar recht frühlingswarme Herzen und können gar schöne Lenzgedichte machen mit den verpönten Reimen: ziehen, blühen, Rose, Schoße, Mai, frei oder Treu; auch will ich dem Mai gewiß nichts Schlechtes nachreden, aber das muß ich doch im Vertrauen sagen, daß ich im Schwabenland selten einen Frühling erlebt habe, in dem die Kirschenblüthe nicht erfroren und die Aepfelblüthe nicht verregnet worden ist.

Frühlingslust, recht allgemeine volle Frühlingslust paßt für ein südlich Volk, dessen milder Boden ohne Müh und Arbeit seine Früchte spendet. Was aber weiß unser Landmann von Maienwonne und Blüthenlust, der eilen muß, seinen Dünger auf die Wiese zu bringen, und dessen Wintervorräthe zu Ende sind. Auch die lieben Kinderlein, die man in Frühlingsbildern und Liedern im Ringeltanz auf dem Rasen abbildet, sind des Veilchenpflückens gar bald satt, und seufzen nach der Zeit der materiellen Naturgenüsse: der Kirschen und Pflaumen und Birnen. Aber wie gesagt, ich bin weit entfernt, dem Frühling zu nahe zu treten, mit dem ich persönlich sehr intim stehe, nur das müßt ihr mir zugeben, daß das erst rechte Freude ist, an der Jung und Alt, Reich und Arm Theil nehmen kann, wo von allen Hügeln Schüsse knallen und Schwärmer glänzen, wo der Segen vom Himmel auch die härtesten Herzen mildthätig gemacht hat, und wo der ärmste Bettelknabe doch mit ein Paar Aepfeln im Sack an einem Raine liegen und sich einen schönen Abend machen kann mit einigen halbausgebrannten Fröschen, die er von einem Herbstfeste erhascht hat.

„Es geht in Herbst“ ist ein schwäbisches Trost- und Entschuldigungswort bei kleinen Mängeln, in die man sich mit Humor fügen muß, das selten seine Wirkung verfehlt.

„Der sieht aus, als ob ihm der Herbst erfroren wäre,“ bezeichnet einen hohen Grad von Trübsal und Niedergeschlagenheit; kurz, der Herbst ist der rothe Faden, der sich durch's Schwabenleben zieht, darum laßt's euch nicht zu viel werden, wenn in diesen Bildern der Herbst eine häufige Rolle spielt.

Macht mir nicht den Einwurf, daß in einem großen Theil von Schwaben keine oder saure Trauben wachsen, Herbst muß doch sein! Die mit den sauersten Trauben jubiliren am lautesten, und die, so gar keine haben, halten Kartoffelherbste und putzen acht Tage zuvor schon ihre alten Pistolen und neuen Büchsen, um sie recht laut krachen zu lassen.

Im Herbst allein sieht man keine neidischen und keine verhungerten Gesichter, im Herbst braucht keine Hand müßig zu sein, die sich rühren kann, das kleinste Mädchen schneidet ihr Kübelein mit Trauben, der kleinste Bube treppelt mit den Füßen und lacht schelmisch hervor aus der Bütte, in der er auf und nieder tanzt. Im Herbst zieht der fröhliche Bursche in die Ferien heim und bringt ein frisches Leben in das verrostete Philisterthum kleiner Städte.

Darum liegt für ein schwäbisches Herz ein süßer, geheimnißvoller Reiz in dem Duft des feuchten Herbstnebels, wenn er zum Erstenmal wieder sich in die warme Sommerluft wagt, eine Erinnerung an fröhliche Herbstnächte, wo auflodernde Jugendlust und süße Wehmuth wie Mondenschein und Fackelglanz ihre magischen Lichter in junge Seelen werfen.

Auch die drei Brüder hatten sich von ihren Knabenjahren an des Herbstes gefreut. Sie haben als Buben Versteckens in den Bütten gespielt und abwechselnd des Vaters Trauben zu Wein getreten, von denen sie zuvor im Geheim reichlichen Zehenten gezogen, sie hatten als Studenten um das lodernde Fackelfeuer das Gaudeamus igitur angestimmt, nicht einmal den Onkel Christian ausgenommen, der sogar

an einem Herbstabend das Herz seiner nachmaligen „Frau Liebsten“ erobert hatte. So dachten sie denn als Männer:

So hab' ich's gehalten von Jugend an,
Und was ich als Ritter gepflegt und gethan,
Nicht will ich's als Kaiser entbehren.

Der Bürgermeister hatte sich den bestgelegenen Weinberg gekauft und ein schönes Lusthaus darein gebaut; da wurde denn der Herbst in Vergnügen und Herrlichkeit gefeiert, daß man weit und breit davon sprach, und von den vornehmsten „Regierungsherren,“ die dazu gebeten wurden, bis zu dem niedrigsten Schützenbuben, der sich um die Behütung des Weinbergs Verdienste erworben, wußte Jeder zu rühmen von dem fröhlichen Abend und dem freigebigen Herrn Bürgermeister. Auch Onkel Christian, zu dessen Stelle ein schöner Weinberg gehörte, that ein Uebriges; es wurde ein Schinken abgesotten, und Käse angerührt zu der Weinlese, ja, es durfte sich jeder seiner Knaben ein halb Duzend Schwärmer dazu anschaffen.

Wie aber sollte der arme Heinrich den Herbst feiern in seiner sandigen Residenz, wo kaum Kartoffeln wuchsen? Wohl servirte man an der Hoftafel hie und da Trauben in Gewächshäusern gezogen, aber was war das gegen eine Platte voll heimischer Silvaner, Rothwelsch und Muskateller? Die erlesenen Trauben, die ihm Bruder Gottlieb einmal in einer Schachtel geschickt, waren auf den schlechten Wegen bei dem Mangel an ordentlicher Transportgelegenheit als ungenießbarer Most angekommen, sein Amt aber gestattete ihm nie, zur Herbstzeit eine Reise in die alte Heimath zu machen. — Da sprach er denn einmal seine Herbstsehnsucht recht wehmüthig in einem Brief an den Bruder Bürgermeister aus, und der wußte Rath zu schaffen.

Es war in einem gesegneten Herbstjahr, als der Ober-

konsistorialrath eben mit seiner Frau beim Kaffee saß und ihr vom schwäbischen Herbst erzählte, da kam ein plumper, schwerer Tritt die Treppe herauf, und eine derbe Stimme fragte: „Sind der Herr Konsestore daheim?“ Noch ehe er nachsehen konnte, wer draußen sei, klopfte es mit der Faust an die Thür und herein trat ein vierschrötiger Mann in der württembergischen Bauerntracht, mit einem sogenannten Reff auf dem Rücken, das vollbepackt war mit Schachteln, und an der Seite mit kunstreich verpfropften Krügen behängt. „Gotenobend, Herr Konsestore, en schöne Gruaß vom Herr Burgamoister, und do sollet se au d'Trauba und da süaße Mohst versuacha.“

Nun war's eine Freude! Da lagen sie wohlgebettet und unversehrt im grünen Rebenlaub: Silvaner und Rothwelsche, Gutedel, Velteliner und Muskateller, daneben süßer Most in den Krügen, der just den kleinen „Stich“ hatte, mit dem er am angenehmsten zu trinken ist, über Berg und Thal, über holperige Pfade und Flußfähren sicher getragen auf dem breiten Rücken des Matthes, des Leibweingärtners vom Bruder Gottlieb, der sich gegen reichliche Vergütung dazu verstanden hatte, seine Zöglinge selbst gut an Ort und Stelle zu bringen. Der Konsistorialrath, der feine Hofmann, vergoß helle Freudenthränen über dieß Stückchen brüderlicher Liebe; die Frau Fürstin selbst mußte mit höchsteigenem Munde die Erstlinge dieser süßen Schwabenkinder kosten, und bei einer fröhlichen Abendgesellschaft wurde in altem und neuem Wein die Gesundheit des freigebigen Bruders getrunken. Der Matthes, der der Meinung war, er sei fast bis an's Weltende gereist, so daß er nächstens hinuntergefallen wäre, wurde so herrlich verpflegt und reichlich beschenkt, daß er gern versprach, im nächsten Jahr wieder zu kommen, als er nach drei Tagen abzog, seine Schachteln gefüllt mit den

feinen Würsten, die das vornehmste Produkt der neuen traubenarmen Heimath des Heinrich waren.

Seitdem zog Jahr für Jahr der ehrliche Sendbote durch drei deutsche Lande, um dem Heinrich den herbstlichen Brudergruß zu bringen, dem auch der Christian sein Scherflein beifügte, und es hat die Herzen der Brüder warm erhalten und das Gedächtniß an die Heimath jung und grün.

Wenn Ceres und Proserpina durch Samen und Blüthen sich Grüße gesandt haben, warum sollten ein württembergischer Bürgermeister und ein fürstlicher Oberkonsistorialrath nicht durch Trauben und Würste in Rapport mit einander treten?

Das ist das netteste Stücklein, das ich euch zu erzählen weiß von den drei Urgroßonkeln mit den unterschiedlichen Zöpfen.

IV.

Die Urgroßmutter.

Es gilt bekanntlich für ein Abzeichen und Standesvorrecht altadeliger Geschlechter, einen Hausgeist zu besitzen, der in einem Gewölbe des Stammschlosses verborgen liegt, und bei feierlichen Gelegenheiten um Mitternacht seine grausige Runde macht, um wichtige Aenderungen anzukünden. In bürgerlichen Geschlechtern ist man auf die Ehre eines Familiengespenstes nicht sonderlich erpicht und bildet sich nichts darauf ein; denn während adelige Geister nur das Hochwild der Verbrechen: Mord, Todtschlag, Hochverrath u. dgl. erjagt haben, so sind die bürgerlichen Gespenster dagegen betrügerische Kaufleute, ungerechte Richter, wenn nicht gar gemeine Diebe; drum gilt es bis in die alleruntersten Schichten der Gesellschaft für etwas Entsetzliches, wenn Eins aus der Familie „geistweis gehen" muß.

Eine andere Art von stillen, vergessenen Hausgeistern aber liegt fast in jedem Hause, in irgend einem staubigen Winkel der Rumpelkammer, Geister, die nur erlöst werden, wenn es eine große Katastrophe, einen Sterbfall, einen Auszug in der Familie gibt, und die man gar häufig unbesehen verbrennt. Diese stillen Hausgeister sind die verjährten Fa-

milienbriefe, die in alten Kisten und Schachteln, den bescheidenen Archiven bürgerlicher Häuser, aus Pietät aufbewahrt werden, bis man sie am Ende aus Desperation über den wachsenden Grust in's Feuer wirft.

Hinter solch ein Familienarchiv bin ich denn auch einmal gerathen und habe die armen Briefe vom Feuertode errettet. Und Schade wär's gewesen, wenn sie untergegangen wären!

Freilich habe ich keine wichtigen Geheimnisse und „dunklen Thaten“ darin entdeckt, wie solche in den Steingewölben altadeliger Häuser ruhen mögen, aber viel langvergessene Vergißmeinnicht, getrocknete Rosen, die einen Theil ihres Dufts Jahrzehnte durch bewahrt haben, Liebesbriefe mit Zöpfchen, aus der Zeit, als der Großvater die Großmutter nahm, schöngedruckte Hochzeit- und Leichenkarmina, worin gar rührende Stellen zu finden, z. B.:

O wie schön war sie an jenem Tage,
Wie erröthete ihr Angesicht,
Als sie auf des Freiers Frage
„Sie sind allzugütig“ spricht.

Da fand ich denn auch den Lebenslauf der Urgroßmutter, von ihr selbst beschrieben. Er ist gar schlicht und in kurzen Worten abgefaßt, denn der Selbstkultus, den man heutzutage mit Tagbüchern, Selbstschauen und Reflexionen über seine eigene werthe Person feiert, war zu jener Zeit noch ziemlich unbekannt. Aber aus diesen einfachen Andeutungen, ergänzt durch die Traditionen der Familie, weht ein so frischer, kräftiger Hauch, ein Hauch von dem „Geist des Glaubens und der Stärke, des Gehorsams und der Zucht,“ wie er unserer Väter Eigenthum war, daß ich denke, er könnte auch in unserer vielseitigen Zeit da und dort noch eine Stirn erfrischend anhauchen.

Sie war, um diesmal recht gründlich mit der Genea-

logie zu beginnen, eine Urenkeltochter der Frau Anna Rumpelin, von der der Familienschmuck herkommt, recht aus altwürttembergischem Blut; ihre Vorfahren waren Oberamtleute, Hofgerichtsapfocaden (wie sie selbst schreibt), Pfarrer und abermal Pfarrer, die Mama war eine Pfarrtochter, der Papa eines Pfarrers Sohn und selbst ein Pfarrer, und weil der so brav gewesen ist, so hat die Mama nach seinem Tode noch einmal einen Pfarrer geheirathet. (In diesem Pfarrconglomerat war es denn auch kein Wunder, daß einer ihrer Brüder, als schüchterner Student um seine Familie befragt, verlegen antwortete: „Bitte um Verzeihung, meine Mutter erster Ehe war eine geborne Pfarrerswittwe.")

So war es denn natürlich, daß auch sie einen Pfarrer nehmen mußte. Aus ihren Jugendtagen sind keine Briefe mehr vorhanden und ihre Herzensgeheimnisse, wenn sie welche gehabt, ruhen mit ihr im Grabe; so aber, wie sie in ihrem Leben und aus ihren Briefen sich darstellt, war sie von den klaren, lebenskräftigen Gemüthern, die in Traum und Wachen der höheren Führung nicht vorgreifen und darum auch keine schweren Herzenskämpfe zu bestehen haben. Ein junger Geistlicher der Gegend, Herr Magister Trutz, hatte sein Auge auf sie geworfen, als sie noch ein sehr junges, blühendes Mädchen war, sie aber die ihrigen just nicht auf ihn. Ihre selige Schwester hat oft mit Lachen erzählt, wie sie einmal zusammen Flädlein gebacken; der Urgroßmutter war eins verbrannt, sie hob es lachend in die Höh, „da sieh, das ist so schwarz wie der Magister Trutz!" An selbigem Tage aber kam der Magister Trutz in einem nagelneuen schwarzen Rock und hielt um die Jungfer Regina feierlichst an. Gehorsam der Eltern Willen ist sie seine Gattin geworden und hat alsbald ihre Aufgabe mit der Freudigkeit eines frommen Gemüths, mit der Kraft und Frische ihrer klaren Seele begriffen und gelöst.

Der Pfarrer Trutz war ein frommer, friedsamer und tiefgelehrter Mann, aber gar stille und in sich gekehrt, er beschäftigte sich mit mechanischen Künsten und chilialistischen Berechnungen und konnte sich so darein vertiefen, daß er gar oft der praktischen Amtspflichten darüber vergaß; da verstand es nun die junge Frau, zu sorgen, daß seine träumerischen Abwesenheiten Niemand störend auffielen; sie wußte mit ihrem hellen, praktischen Blick ihm einen Theil der Seelsorge abzunehmen, ohne daß es so aussah, sie wußte sein Interesse für's wirkliche Leben anzuregen und hielt den häuslichen Herd warm und hell für ihn, wenn er nach langen, einsamen Stunden wieder dahin zurückkehrte.

So hat er sie hoch und werth gehalten als den freude- und friedebringenden Engel seines Lebens und *sie* hat aus der Tiefe seines Wesens den Ernst und die Kraft des Glaubens geschöpft, auf die sich erst mit Sicherheit ein frisches und fröhliches Leben und Wirken erbauen läßt.

Einmal hat ihre Fassung eine schwere Probe durchgemacht. Sie war mit ihrem Mann auf eine neue Stelle gezogen und ging am ersten Sonntag nach seiner Antrittsrede, wie es einer christlichen Pfarrfrau geziemt, in die Kirche, ehrbar und feierlich in Schwarz gekleidet.

Den Pfarrer mußte man auch auf Berufswegen seinen eigenen Gang gehen lassen; oft saß er mit Tagesanbruch schon in der Sakristei und bereitete so im Stillen seine Predigt vor, oft kam er erst, wenn der Gesang schon begonnen hatte, in die Kirche. Die neue Gemeinde wußte natürlich von diesen Seltsamkeiten nichts, nur dem Schullehrer, der zufällig schon ein alter Bekannter war, waren sie bekannt.

Es wurde ein langes Lied vor dem Gottesdienst gesungen; von dem vierten Vers an schaute die Frau Pfarrerin nach der Sakristeithür, der Pfarrer kam nicht; man sang

das Lied zu Ende, der Schulmeister fügte hinten noch gar einen schönen Schnörkel hinzu, der Pfarrer kam nicht. Die Gemeinde wurde unruhig, die Buben hinten im Chor, die man ex officio zur Kirche getrieben und die bis jetzt mechanisch das Lied hergebrüllt, hofften nun mit innerem Jubel auf irgend ein Ereigniß, aller Augen hefteten sich auf den Gitterstuhl, hinter dessen offenen Gittern die Pfarrfrau saß, ruhig, anständig, das offene Gesangbuch in der Hand; auf welchen Nadeln, das fühlte nur sie. Der Pfarrer kam nicht.

Sie winkte dem Schulmeister mit den Augen, der ging in die Sakristei, um nachzusehen. Da stand der Pfarrer auf dem Tisch mit gefalteten Händen, augenscheinlich in heftiger Bewegung. „Aber um Gotteswillen, Herr Pfarrer, wo bleiben Sie? Die Gemeinde wartet!“

Ohne ein Wort zu sagen, stieg der Pfarrer von seinem Tisch herab, dem Schulmeister voran in die Kirche und auf die Kanzel. Seine Predigt, die er mit zitternder Stimme begann, wurde bald so kräftig und salbungsvoll, daß die Gemeinde sein Zögern vergaß, bis sie auf dem Nachhauseweg die Köpfe wieder darüber zusammensteckte.

Die Frau Pfarrerin ging ruhig und anständig wie immer nach Hause, sorgte ihrem Mann für frisches Weißzeug, das er jedesmal nach der Predigt brauchte, und erst beim Mittagessen begann sie mit theilnehmender Frage: „Ist Dir unwohl geworden?“ — „Das nicht, Frau, aber schließ die Thür, so will ich Dir sagen, was mir begegnet ist. — Ich stand in der Sakristei und sang der Gemeinde das Lied nach, als ich aus einer Ecke ein klägliches Weinen wie von einem kleinen Kind hörte. Ich öffnete die Thür nach der Straße, um zu sehen, ob draußen vielleicht ein Kind allein geblieben sei, die Straße aber war leer und ganz still. Sobald ich die Thür geschlossen, hörte ich dasselbe Geschrei wieder aus

derselben Ecke, ich sah scharf hin, da stieg aus dieser Ecke eine lange, große Schlange und wand sich langsam auf mich zu, ich stieg auf den Stuhl, sie schlang sich darum, da stieg ich auf den Tisch und begann zu beten, sie zog sich langsam zurück, — und so hat mich der Schulmeister gefunden.“

Nun war die Urgroßmutter zwar eine starke Seele, aber durchaus kein „starker Geist“ und weit entfernt, die Möglichkeit übernatürlicher Erscheinungen zu läugnen; da sie jedoch die seltsamen Stimmungen ihres Mannes kannte, dachte sie, es könne eine seiner Einbildungen sein und suchte ihn zu beruhigen. Am nächsten Sonntag trat er schon während des ersten Liederverses hastig auf die Kanzel und erklärte nachher seiner Frau, daß er dieselbe Erscheinung wieder gehabt und die Sakristei nimmer betreten könne. Die Urgroßmutter berief am folgenden Tag einen vertrauten Maurer, mit dem sie vor Tagesanbruch in die Sakristei ging; sie ließ in der unheimlichen Ecke das Wandgetäfer abreißen und nachgraben. Da fand sich tief im Grund ein uralter halbvermoderter Reiterstiefel, in dem ein Kindergerippe stak. Die Urgroßmutter ließ den Stiefel verbrennen und das Gerippe begraben, ohne ihrem Mann eine Sylbe davon zu sagen.

Mit großer Mühe bewog sie ihn doch, am nächsten Sonntag wieder in die Sakristei zu gehen. Diesmal kam er ruhig zur rechten Zeit auf die Kanzel und hat von Stunde an nichts mehr bemerkt. Welches Geheimniß aber sich an den schauerlichen Fund knüpfte, hat die Urgroßmutter nie ergründen können.

Fünfzehn Jahre in Freud und Leid hat sie mit diesem Manne verlebt, sein Licht in trüben, seine Stütze in schwachen Stunden und allmählig hat ihr heller Sinn die dunklen Schatten zerstreut, die sich so oft um seine Seele gelagert. Da starb er und hinterließ sie in tiefem Wittwenleid; sie

hatte ihn geliebt, nicht nur wie ein rechtschaffenes Weib ihren Herrn und Gemahl liebt, nein, auch wie eine Mutter ihr Kind, um das sie Sorge tragen muß Tag und Nacht.

Ihre Sache war es nun aber nicht, sich mit ihrer Trauer in ein Wittwenstübchen zu begraben und dort bei Spindel und Nadel stille und unbewegt ihre Tage zu verleben; noch viel weniger wäre es nach ihrem Sinn gewesen, mit dem ansehnlichen Vermögen, das ihr ihr Gemahl hinterlassen, in einer großen Stadt die reiche Wittwe zu spielen und das Leben zu genießen. Arbeit war das Element ihres Lebens.

Nun ist nicht zu fern von dem Ort, wo ihr Mann begraben liegt, ein freundliches Schlößchen, Hohenentringen genannt; es knüpfen sich keine ritterlichen Sagen an das einfache Gemäuer, das ohne vornehme Prätensionen von seiner Höhe niederschaut auf die schönen Kornfelder und Wiesen, die dazu gehören. Das Schlößchen, das kurz nach ihres Mannes Tod verkauft wurde, hat sich die Urgroßmutter zum Sitz erkoren. Das Haus war öde und unwohnlich, die Güter verwahrlost, die Ställe verdumpft, — vor dem Allem fürchtete sie sich nicht, das war recht das Element für ihren betriebsamen Geist.

Es war im Spätherbst, als sie Abends mit ihrem zehnjährigen Töchterlein in dem Dörflein ankam, das am Fuß des Schloßbergs liegt. Sie wollte keine Nacht unter fremdem Dach schlafen, daher ließ sie das Mädchen unten, um oben die nöthigsten Anstalten für ihr Nachtquartier zu treffen. Als sie spät vor Schlafengehen das Kind herauf holte, sagte ihr die: „Aber Mutter, die Bauern im Wirthshaus haben recht aufgeschaut, wie ich ihnen erzählt, daß Du einen ganzen Sack voll Geld mit hast.“ — „Einfältiges Ding,“ rief die Mutter ärgerlich, indem sie ihr für die unzeitige Renommage ein paar Ohrfeigen verabfolgte, „konntest du nichts Dummeres sagen?

es ist ja gar kein Geld." Das Töchterlein schwieg erschrocken und begriff nicht recht, warum sie dieser unerwartete Einschlag getroffen, während sie doch nur ihre Mama hatte in Ansehen bringen wollen.

Der Urgroßmutter war's bedenklich; sie schlief diese erste Nacht mit einer jungen Magd ganz allein im Schlößchen, da sie sich die übrige Dienerschaft aus dem Orte selbst herziehen wollte, und war so ganz schutzlos. Viel Lärm zum Voraus wollte sie nicht machen; als die Magd und das Kind schon im Schlaf lagen, suchte sie im Stillen nach einer Waffe, sie fand nichts Taugliches für ihren Zweck, als das Küchenbeil, das nahm sie denn an ihr Bett, das sie im großen Saal des Schlößchens, der nach vorn ging, hatte aufmachen lassen, und legte sich angekleidet schlafen, nachdem sie sich und ihr Kind in Gottes Hut befohlen.

Nach Mitternacht erwachte sie an einem leisen Geräusch, sie setzte sich auf und lauschte. Am Fenster wurde von außen ein Stück aus dem Laden geschnitten, durch die Oeffnung kam eine Hand, der es gelang, das schlechtverwahrte Fenster von außen sachte aufzudrücken. Inzwischen hatte sich die Urgroßmutter leise erhoben, ging an's Fenster und führte mit ihrem Beil einen kräftigen Streich auf die besagte Hand; mit einem heftigen Schrei ward die schnell zurückgezogen, sie hörte einiges Geräusch wie von einer fallenden Leiter, dann ward's still. Nach einer Weile öffnete sie das Fenster, um hinabzusehen, ob kein Verwundeter drunten liege. Alles war leer und blieb still. So machte sie denn Licht, setzte sich auf's Bett und las in ihrer Bibel bis der Morgen anbrach.

Sie sprach kein Wort von dem nächtlichen Abenteuer, schickte aber bei Zeiten die Magd zu dem Wirth im Dorf, daß er ihr einen Taglöhner sende zum Abpacken ihrer Effekten. Die Magd brachte einen; der Thomas aber, meldete sie,

zu dem sie der Wirth zuerst geschickt, der liege krank im Bett, er habe sich beim Holzhacken gestern Abend spät in die Hand gehauen. Die Urgroßmutter wußte nun, woran sie mit dem Thomas war, sie schwieg über die Sache, der Thomas wahrscheinlich auch; von Stund an blieb sie aber unangefochten auf ihrer kleinen Burg.

Da begann sie nun zu schalten und walten recht nach ihres Herzens Lust; ihre Aecker waren bald die schönsten, ihr Vieh das stattlichste, ihre Dienstboten die bestgezogenen in der Gegend. Im Sommer hatte sie die Hände voll zu thun, bis sie die Runde machte auf Feld und Wiesen und ein scharfes Auge hielt auf Knechte und Mägde. Im Winter wurde ihr die Zeit auch nicht lang; da holte sie nach, was die damalige überpraktische Zeit an ihrer Erziehung versäumt, machte sich Auszüge aus den besten Schriften, schrieb ihre eigenen Betrachtungen über Zeit und Leben, in sehr ungekünstelter Sprache zwar und mit vielen Schreibfehlern, aber aus der Tiefe eines klaren, frommen Gemüths, das seines Weges sicher war. Ueber alle Ereignisse ihrer inhaltreichen Zeit führte sie genaue Tagebücher und es ist ergötzlich zu sehen, wie in ihren Hauskalendern Weltbegebenheiten und häusliche Ereignisse friedlich Seite an Seite stehen.

D. 1. Okt. Hat der estreichisch General Laudon die Stadtt Schweidniz ihberfallen	Die Schweizerkuh gekalbet, es wigte 60 Pfund
28. Nov. Hat der Herzog den Genaral Rieger auf den Aschberg geschickt. wer da stehet der sehe zu daß er nicht falle.	Vier Scheffel Denkel an den Müller Schwarzen verkauft. a 6 fl.

Am 5ten Januar die Kaiserin Elisabeth von Rußland gestorben. | Die große Sau gemezget, hat drei und einen halben Zentner gewohgen.

Ihr Töchterlein bildete sie mit Liebe und Fleiß heran und lehrte sie tüchtig die Hände rühren und den Kopf brauchen.

Der Weg vom Schlößlein in das Dorf und in die Nachbarschaft war zu Zeiten oft unzugänglich, und doch gab es für die große Oekonomie gar vieles zu besorgen; so war die Urgroßmutter zu vielen Ausflügen genöthigt, so wenig sie Zeit und Lust zu Vergnügensreisen hatte. Da schulte sie sich denn ein zahmes Ackerpferdlein ein, auf dem sie ihre Güter bei schlimmem Wetter besuchte und ihre Geschäftsreisen machte; und sie hat als sehr alte Frau noch mit einigem Vergnügen erzählt, wie sie in ihrem Federhütchen einmal durch's Feld geritten sei und ein Bauer sie gefragt habe: „Wo will denn die schöne Jungfer hin?" — „und meine Sophie war doch schon zwölf Jahr alt!" fügte sie bei.

So lebte sie auf ihrem Schlößchen in großem Frieden, wenn auch nicht in Ruhe; aber zu lang sollte die Herrlichkeit nicht dauern. Es konnte nicht fehlen, daß die schöne stattliche Frau, deren häusliche Tugenden weitum bekannt wurden, die Augen gar manchen Wittwers und Ledigen auf sich zog; aber sie entschloß sich gar schwer zu einer zweiten Heirath, sei es aus Treue für den ersten Gatten, sei es, daß sie sich gern der goldenen Freiheit in ihrem bewegten Wirkungskreis freute. Endlich aber gelang es doch dem Herrn Pfarrer Weddler, einem ehrbaren Wittwer, die schöne Wittwe von ihrem Schloß herab in sein freundliches Dorf Rebenbach zu führen, wie in einem anmuthigen Hochzeitkarmen des Langen und Breiten erzählt ist, das also beginnt:

Geehrteste Frau Braut, hier kommt ein Hochzeitsstrauß
Vom Weilenberger Markt, aus wohlbekanntem Haus.
Ganz kürzlich war ich erst nach Weilenberg gekommen,
Da hab' ich alsobald die Neuigkeit vernommen:
Frau Pfarrer Trutzin ist Herrn Pfarrer Weddlers Braut
Und Dienstag werden sie zu Rebenbach getraut 2c.

Der Pfarrer Weddler war nun ein Mann ganz anderer Art, als der erste Gemahl, groß und stattlich, wie er jetzt noch in der schön gepuderten Lockenperücke aus seinem Bild herabschaut, ein Mann, der als Hofmeister die Welt gesehen, von frischem, lebenskräftigem Sinn, voll Salbung und Selbstgefühl. Da galt es nun zunächst nicht zu trösten und aufzuheitern, die Bürde des Mannes zu tragen, um ihn in Würde zu erhalten, es galt sich aufzurichten in aller Kraft und Lebensfülle des Geistes und Körpers, um als „Gefährtin, die ihm entsprechend sei," dem Mann zur Seite zu stehen.

Kinder genug kamen zusammen: Sophie, das Töchterlein der Mutter, das dereinst so zur Unzeit ihren Reichthum gepriesen, von der der Stiefvater selbst rühmend erwähnt, „daß er sie wegen bewiesener Liebe und Gehorsam als seine eigene Tochter allezeit geliebt," eine hübsche Tochter und drei kräftig heranwachsende Söhne des Vaters, von denen der eine allbereits Alumnus war. Die neue Mutter ward mit Freude und Liebe aufgenommen, der Alumnus, der Poet des Hauses, verfertigte im allerhochfliegendsten Style ein Gedicht, in dem er sie willkommen hieß, und ein Triumphzug, wie der, in dem man die neue Frau Pfarrerin zu Rebenbach einholte, war seit Menschengedenken nicht gesehen worden.

In dem Pfarrhaus, über dem, so lang die erste Gattin, eine edle, aber leidende Seele gelebt hatte, beständig eine leichte Wolke gehangen, gestaltete sich nun in Fleiß und Frömmigkeit ein frisches, frohes und kräftiges Leben. Zwei

Töchterlein entsprossen der neuen Verbindung, das Dörtchen, des Hauses Zier und Krone, und die muntere Wilhelmine. Unter den Geschwistern war neidlose Liebe und Eintracht, ein Segen, der sich noch bis auf die Urenkel erstreckt; jede Freude und Ehre, die das Eine erlebte, war ein Jubel für Alle. Die Mutter führte die Zügel des Hauses mit kräftiger Hand und schadete ihren Kindern weder durch die weichliche Schonung der guten Stiefmütter, noch durch die lieblose Härte der schlimmen.

Eine Hausfrau wie die Frau Pfarrerin in Rebenbach war weit und breit nicht zu finden; die Pfarrfrauen der Gegend machten förmliche Wallfahrten, um neue Vortheile im Gartenwesen und der Viehzucht von ihr zu erlernen; sogar den neuen Wein, so höchst einfach und fast unglaublich mäßig sie selbst war, verstand sie gründlich zu beurtheilen, so daß sie fast für alle Bekannten im Herbst die Einkäufe zu besorgen hatte. Man schickte ihr junge Töchter von Verwandten und Freunden aus dem halben Vaterland, um unter ihrer Zucht und Leitung sich zu guten Hausfrauen auszubilden, oder heimathlose, verwaiste Mädchen, die aus dieser Schule gewiß waren, nachher gute Stellen zu finden.

Auf Zucht und Sitte hat die Frau Urgroßmama streng gehalten und keinen Sinn für die Licenzen der romantischen Poesie gezeigt. Einmal war ein munteres, leichtfertiges Bäschen aus der Residenz zum Besuch da, nicht um sich bilden zu lassen, sondern, wie sie dachte, um zu bilden und um den landpomeranzigen Basen in ihrem neuen Aufsatz mit Pumpelrosen und ihrer neumodischen Kontusche zu imponiren. Das Bäschen war auch musikalisch und produzirte ein nagelneues Lied, das eben erst in der Residenz in die Mode gekommen war, es fing an:

> **Komm, Herr Heinrich, komm herein,**
> **Komm, wir sind alleine ꝛc.**

Die Urgroßmutter hörte den ersten Vers an: „wie, Philippine, zeig mir das Lied her!“ Wohlgefällig brachte es das Bäschen, verwundert, daß die alte Tante doch noch Geschmack an so was finde. Die Tante nimmt es ruhig in die Hand: „so, jetzt bring' ein irdenes Teller und ein Licht herein!“ Das Bäschen guckt sie verblüfft an; man weiß aber kein Beispiel, daß jemand versucht hätte, zu widersprechen, wenn die Urahne etwas ernstlich befahl, — „so, und nun legst du sogleich den Wisch da auf das Teller und verbrennst ihn vor meinen Augen! meinst du, so dummes Zeug dürfe vor die Ohren meiner Mädchen kommen? Schäm' du dich dein Lebtag, daß du's gesungen hast!“

Das Bäschen hat ohne Widerspruch das Auto-da-fé vollzogen und später keine Versuche mehr gemacht, das Pfarrhaus zu modernisiren. Im Allgemeinen hatte die Urahne, deren Herz selbst ruhig geblieben oder wenigstens gar bald ruhig geworden war, wenig Nachsicht für junge Herzensträume, und die Stieftochter, die sonst mit voller kindlicher Ehrfurcht an ihr hing, hat davon mit einiger Bitterkeit ein Beispiel erzählt.

„Unter den durchziehenden Truppen, die im Pfarrhaus Quartier genommen, ist einmal ein Herr von Strahlenau gewesen, so gar ein schöner junger Mann! und so fein gebildet, so ernst und so gefühlvoll, wie gar kein Anderer. Er hat mit Niemand im Haus so viel gesprochen, wie mit mir, und als er uns eines Abends ankündigte, daß er am andern Morgen abmarschiren müsse mit seinem Regiment, da war mir's wie ein Donnerschlag; ich wußte wohl, daß ich ihn nie mehr sehe in diesem Leben. Ich habe die ganze Nacht nicht geschlafen und bin vor Tag aufgestanden, daß ich den Abschied nicht verfehlen soll. Der Strahlenau war noch nicht auf, aber die Eltern und die Schwestern, und

Allen that der Abschied leid, und Jedes wußte etwas an ihm zu loben. Ich aber konnte fast gar nichts sagen. Da schaute mich die Mutter selig scharf an und sagte: „Christiane, ich glaub', du bist ganz begeistert, geh lieber auf den Acker, die Erdbirn müssen gefelgt sein.“ Da nahm ich meinen Spaten und ging; wie mir's aber um's Herz war, das kann ich keinem Menschen sagen. Draußen auf dem Acker hörte ich von weitem die Trompetermusik, mit der sie abzogen; da hab' ich mich auf einen Stein gesetzt und geweint und geweint, — ich hätte mein ganzes Herz ausweinen mögen! den Strahlenau hab' ich nimmer gesehen. Die Mutter selig hat's wohl gut gemeint, aber das kann ich ihr doch in meinem Leben nicht verzeihen, daß sie mich nicht einmal Abschied nehmen ließ.“

Und doch war ein Element von Poesie in dem Wesen der Urgroßmutter, was sich zumeist in ihrer Neigung zur Einsamkeit zeigte, der sie freilich selten folgen konnte. Ihr liebes Hohenentringen gab sie nur in Pacht, behielt es sich aber als Eigenthum vor, bis sie es später der ältesten Tochter bei ihrer Verheirathung übergab. Da freute sie sich hie und da der Ruhe und Stille aus dem vielbewegten Treiben daheim, da schrieb sie ihre historischen Notizen, ihre Bibelstudien, ihre Auszüge nieder und sammelte ihren Sinn aus all den Stürmen, die die Welt erschütterten, zu tiefem, innigem Versenken in den Quell aller Ruhe, und mit besonders klarem Auge und frischer Seele kehrte sie wieder in ihr unruhiges Haus zurück.

Sie bekam genug einzutragen in ihren Kalender, die gute Urahne, und die Zeit wäre ihr fast über den Kopf gewachsen. Die französische Revolution, Napoleon, Deutschlands Schmach und seine kurze Herrlichkeit warfen ihren rothen Fackelschein in ihren stillen Abendhimmel.

Kriegszüge überschwemmten das Land, Franzosen, gleich ungebeten als Freunde wie als Feinde; einmal war schon dem Dörflein, das die hohe Brandschatzungssumme nicht erschwingen konnte, Plünderung gedroht; der Urgroßvater, der Dank seiner Hofmeisterlaufbahn der französischen Sprache mächtig war, errettete es durch einen Brief, worin er den Offizier „pour la gloire de la nation française“ beschwört, des Dörfleins wegen seiner, eines Greisen, und seiner alternden Gattin zu schonen. Das Dorf wurde glimpflich behandelt, und das Pfarrhaus bekam eine Sicherheitswache. Das Concept dieses Briefs wird als Andenken der Errettung noch in der Familie bewahrt.

Es wurde ihr noch die Ehre und Freude zu Theil, den Helden seiner Zeit, den Erzherzog Karl, auf dem Zug nach Frankreich unter ihrem Dache zu beherbergen; der Prinz soll herzlich gelacht haben, als sie ihn, um ja gewiß des schuldigen Respekts nicht zu verfehlen, mit Ew. Majestät anredete.

Eine höfliche Frau ist die Urgroßmutter überhaupt gewesen, voller Rücksichten gegen Anwesende und Abwesende, höchlich besorgt, jedermann seinen gebührenden Rang und Titel zu lassen und Niemand Anstoß oder Aergerniß zu geben.

So führte sie, unter äußeren Stürmen und innerem Frieden, ein und dreißig Jahre lang ihre zweite Ehe; die Töchter alle waren, wie sie rühmt, glücklich und ehrenvoll versorgt, die Söhne in Amt und Würden, das Vermögen hatte sich trotz der Kriegslasten und Theurungen bedeutend vermehrt, und ihr Mann konnte, als ihn ein schneller Tod abrief, beruhigt über seine irdischen Angelegenheiten die Augen schließen.

Die Urgroßmutter zog nun zu ihrer ältesten Tochter

und lebte hier im Herzen des Landes: der verehrte Mittelpunkt, um den sich Kinder und Enkel sammelten, der Kinder höchste Autorität in allen zeitlichen und geistigen Angelegenheiten.

Ein schwerer Fall in den Keller brachte sie um ihre bis dahin so kräftige Gesundheit. Gebückt und fast zu allen Gängen unfähig, saß die sonst so aufrechte und kräftige Gestalt nun im Lehnstuhl. Aber ihr Geist blieb ungebrochen in seiner Frische und Kraft, und die lautere Frömmigkeit, die den Grund ihres durch und durch klaren und wahren Wesens bildete, gab allem, was sie in ihrer einfachen, natürlichen Weise sagte, eine tiefere Bedeutung.

Bald nahte ihr achtzigster Geburtstag, der als ein besonderes Familienfest gefeiert werden sollte; alle Kinder und Enkel von nah und fern sollten da sich um sie sammeln, alles, was ihr möglicherweise Freude machen konnte, wurde aufgesucht und vorbereitet.

In ihr selbst regte sich immer lebendiger das Heimweh nach der Heimath, die da alles neu macht. Wie es oft bei alten Leuten zu gehen pflegt, wandte sie sich jetzt mit besonderer Sehnsucht zu den Lieblingsstellen ihrer Vergangenheit zurück. Das war vor allem ihr liebes Hohenentringen. Und nun ich ihr Bild gegeben so gut ich vermocht, wird es keine Entweihung sein, wenn ich ihre eigenen Worte wiederhole, in denen sie in ihrer schlichten Weise ihr Verlangen nach diesem stillen Aufenthalt ausspricht.

„Wie erfreulich wäre es vor mich gewesen, wenn ich mein liebes Hohenentringen noch einmal hätte sehen können. Leider ist es zu spät, ich bin zu kraftlos. Es war mein liebster Aufenthalt in meinem Leben. Es war der Ort, wo ich allein ungestört die Güte und Allmacht Gottes am Besten bewundern konnte.

„Wie vergnügt war ich in der Erndte, wann ich mit der Sonnen Aufgang bei meinen Schnittern war und sahe den Segen Gottes. Wie vergnügt machte mich der Spruch, in dem es heißt: ‚vor dir wird man sich freuen, wie man sich freuet in der Erndte!‘ Aber wie traurig war es anzusehen, als die schönen Felder so arg von dem vielen Gewild verwüstet worden sind. Der Fürst, der ein Vater seiner Unterthanen sein sollte, nimmt ihnen das Brod von dem Munde hinweg. Wir hätten zu selbiger Zeit nicht so theure Zeit bekommen, wann der Fürst sich als einen Vater gezeigt. Nehmen doch alle Fürsten ein Exempel daran!

„Balsam war es in meine Wunden, wenn ich an den Sonntagen, wo ich nicht in die Kirche konnte, an meinem Saalfenster das Gesang, das man in der Kirche im Dorf singte, nachsingen konnte.

„Wie freute es mich, wenn ich bei hellem Mondschein auf den Feldern und Dörfern so eine Stille sah; da fühlte ich den Werth des Gesanges: ‚Nun ruhen alle Wälder.‘ Bei Tag so viel Rennen, Laufen und Schaffen, bei Nacht lauter Stille. In meinem Bett hörte ich den Wächter im Dorf den Tag anschreien mit den Worten: ‚Wach auf, o Mensch, vom Sündenschlaf, ermuntere dich, verlornes Schaf!‘ Diese Worte rührten mich sehr.

„Tausend, tausend Dank dem heiligen, dreieinigen Gott, der mir in so viel Trübsal beigestanden, aus so vieler Gefahr errettet und mir mehr Gutes gethan, als ich aussprechen kann. Dort, in jener Welt, will ich's nachholen. Herr, ich bin viel zu gering aller Barmherzigkeit und Treue, die du an mir gethan hast!“

Das waren die letzten Worte ihrer Feder, es blieb das letzte Bekenntniß ihrer Lippen, bis zum letzten Hauch floß ihr Herz und ihr Mund über von Dank und Freude.

Man findet manchmal, daß ein großes Familienfest, eine besondere Freudenfeier der Wendepunkt eines Glückes oder das Ziel eines Lebens wird. Es macht dies Viele ängstlich und scheu vor solchen Festen, aber mit Unrecht. Wenn die Sonne untergehen muß, warum soll sie nicht noch einmal zuvor recht hell scheinen, ehe sie scheidet?

So ein heller Sonnenschein vor dem Untergang war der achtzigste Geburtstag der Urgroßmutter; Kinder, Enkel und Urenkel kamen mit Liedern und Gaben; die liebste unter allen war ihr ein schönes Bild von ihrem lieben Hohenentringen, darauf ließ sie so recht die alten Augen ausruhen, und indem sie dem Kreis der Ihrigen all ihre liebsten Geschichtchen aus der Vergangenheit erzählte, lebte sie ihr ganzes Leben in seinen Lichtpunkten noch einmal durch.

Das blieb ihre letzte Geburtstagsfeier auf Erden, — nicht lange stand es an, so folgte ihr der ganze damals so fröhliche Zug nach zu ihrer letzten Ruhestatt, und ein seligeres Geburtsfest hat ihrer wohl droben geharrt.

V.

Das Schlößchen in B.

Wir mögen es uns gestehen oder nicht, wir alle haben ein aristokratisches Element in uns, wie freisinnig wir auch von jeher gewesen oder durch die neue Zeit geworden sein mögen. Nicht allein eine Art von Rangstolz, der sich auch in den alleruntersten Schichten der Gesellschaft nicht verliert, und der durch kein Vor- und kein Nachparlament abgeschafft werden kann, ein Rangstolz, der den Schuster, der neue Stiefeln macht, mit der souveränsten Verachtung auf den Flickschuster, die Stubenmagd mit gnädigster Herablassung auf eine Stallmagd blicken läßt; nein, eine gewisse Bewunderung und Vorliebe für das Hohe und Vornehme zeigt sich selbst bei Kindern so frühe, daß sie unmöglich nur eingelernt sein kann. So hat mich als Kind das Bewußtsein ganz glücklich und stolz gemacht, daß ich einen Großonkel habe, der in einem Schlößchen wohne, und also, was ich mir unzertrennlich davon dachte, eine Art von Ritter oder Baron sei.

Später erfuhr ich nun freilich, daß der Großonkel nur ein bürgerlicher Hofrath und Beamter der adeligen Herrschaft war, der das Schlößchen, das er bewohnte, zugehörte. Das Schloß selbst, das mir als ein Inbegriff ritterlicher Herrlich-

keit erschienen war, stellte sich mir nachher als ein verrauchtes altes Gebäude dar mit engen, winklichen Zimmern. Diese Enttäuschung hatte jedoch wenig zu bedeuten; denn auf dem alten Schlößchen und seinen Erinnerungen ruht ein Zauber, den keine Zeit zerstören kann. Was bedeutet es, ob der Großonkel ein Ritter oder Graf war, oder bürgerlich? Hatte er doch einen fürstlichen Sinn, wo es galt, Fröhliche zu machen, und kein königliches Schloß wird sich rühmen können, so viel frohe und glückliche Menschen beherbergt zu haben, wie das unscheinbare Schlößchen in B.

Dieses Schlößchen selbst, obgleich alt und verwahrlost und durchaus in gar keinem Styl gebaut, hat doch seine eigenthümlichen Reize. Gleich der plätschernde Brunnen in dem stillen Hof, in dem damals zahlreiche Fische lustig herumschwammen, hat etwas höchst Anziehendes; das mannigfaltige Gesträuch zu den Seiten des Eingangs, der Durchblick durch den Hof in einen grünen behaglichen Obstgarten, die offene alterthümliche Treppe und der Dorfbrunnen im Vordergrund, um den sich immer zahlreiche Ortsbewohner gruppiren, gestalten es zu einem ansprechenden Bild niederländischer Schule. Die Zimmer, obschon unregelmäßig und durchaus nicht elegant, hatten so trauliche Ecken und verborgene Treppen, daß man stets wieder neue Entdeckungen darin machen konnte.

Das Leben und die Seele des Hauses war aber der Großonkel selbst. Er gehörte zu den glücklichen Menschen, denen es vergönnt ist, jung zu bleiben bis an's äußerste Lebensziel; nicht auf die für andere so peinliche Weise, wo man das äußere Schattenbild der Jugend festhalten will noch in grauen Haaren, und durch jugendliche Geberden, Theilnahme an jugendlichen Belustigungen u. s. w. zur lächerlichen Karikatur wird. Nein, es war die rechte, unverwelkliche Herzensjugend, die Licht und Wärme ausgoß auf ihre

ganze Umgebung. Ich sehe ihn noch, den alten, freundlichen Mann, wie er oben in der Erkerstube saß, dem gewöhnlichen Wohnzimmer, zu dem der Weg durch eine ungeheure Küche führte, die nicht im Gebrauch stand und wohl vormals als Prunkküche gedient hatte; wie er für jeden Besucher einen herzlichen Willkomm und einen fröhlichen Scherz hatte. Er war ein feiner Mann, der Großonkel, und hatte noch die zierlichen Formen altfränkischer Höflichkeit, das schönste Erbtheil der Rococozeit. Aber diese Höflichkeit kam vom Herzen, aus einem Gemüthe, das keiner Seele wehe thun konnte; darum war es Jedermann wohl um's Herz dabei, man fühlte sich in einer heitern Atmosphäre, in die kein unfreundliches Element eindringen konnte.

Willkommen war im Schlößchen Jedermann und zu jeder Zeit. Es war das Paradies der Kinder, die in dem alten Haus, in den obstreichen Gärten einen unverkümmerten Tummelplatz fanden und für welche Tante Beate jederzeit noch Süßigkeiten in Bereitschaft hatte. Wo hätte der Osterhase reichlicher gelegt, das Christkind schöner bescheert als in B.? In jeder der zahlreichen Familien, die im Schlößchen ihren Mittelpunkt fanden, bewahrt man noch etwas von den Herrlichkeiten, mit denen die Kinderwelt in B. erfreut worden war, als Reliquien aus der guten alten Zeit des Schlößchens.

Es war das erste Reiseziel jedes neuen Brautpaares in der Familie, da man stolz war, dem neu aufgenommenen Glied die Freuden einer Familienheimath zu zeigen, wie wohl wenige Geschlechter sich einer rühmen konnten. Es war die Heimath der Jugend, wo die Studenten der Familie sicher waren, fröhliche Ferien zu erleben, wo die jungen Mädchen sich erholen durften von Waschen, Gartenarbeiten und all den Geschäften, die man dazumal noch von einer erwachsenen Tochter verlangte; es war der angenehmste Ausflug für alte

und junge Frauen, für die alten Herren und die geplagten Geschäftsmänner, die dem Onkel verwandt oder befreundet waren, und die um den runden Tisch bei dem vortrefflichen Wein und guten Kaffee alle Lebenslasten vergaßen im Gespräch mit dem immer heitern Mann, dessen ganze Vergangenheit nur ein unerschöpflicher Schacht ergötzlicher Bilder schien.

In den Zeiten seiner allerbesten Laune stieg er immer zurück in die Erinnerung an die unschuldigen Schelmenstreiche seiner Kindheit. Er ermüdete andere nie mit diesen Reminiscenzen, wie es wohl sonst bei alten Leuten der Fall ist, denen man nur aus Gefälligkeit zuhört; er wuchs so hinein in jene Zeit, daß man selbst mit ihm zum Kinde wurde.

Die Mutter wollte ihn einmal nicht auf die Straße gehen lassen, bis er das Schwesterchen in Schlaf gewiegt. „Ja, wann schläft es denn?" — „Wann es die Augen zu hat." Als nun dieses ersehnte Resultat nicht alsbald erzielt wurde, klebte er dem Schwesterlein mit Gummi die Aeuglein zu und sprang mit dem besten Gewissen hinunter. „Jetzt schläft's." — Ein andermal hieß ihn die Mutter daheim bleiben, um auf den Schneider, der im Hause damit beschäftigt war, die aufblühende Generation herauszuflicken, Acht zu haben, damit er nicht Seide stehle. Aber der Jubel der Kameraden drang gar zu verführerisch herauf; da nahte er endlich dem Schneider mit der höflichen Bitte: „Nicht wahr, Herr Schneider, Er ist so gütig und stiehlt meiner Mama keine Seide? Ich möchte so gern in den Hof." — Als das ebengenannte Schwesterlein gestorben war, hatte er sich unters Haus gesetzt und seinen Kameraden gegen ein Honorar von sechs Schussern die Erlaubniß ertheilt, das Schwesterlein auf den Kirchhof tragen zu helfen; seinem besten Freund aber gab er die Erlaubniß gratis, und dieser verhieß ihm gut-

müthig: „sei zufrieden, Gottfried, mein Luisle hustet schon lang; wann die stirbt, darfst Du sie auch umsonst tragen.“ — Einmal war in seinem elterlichen Haus ein hochangesehener Herr Vetter auf Besuch, den man zu beerben hoffte und mit aller nur denkbaren Ehrerbietung behandelte. Die Kinder betrachteten natürlich den gefeierten Gast höchst aufmerksam. Als die Familie sich setzte nach dem Tischgebet, das von allen stehend verrichtet wurde, fing der kleine Gottfried an: „Mama, warum hat denn der Herr Vetter so krumme Füß'?“ In tödtlichster Verlegenheit nahm ihn die Mutter bei Seite, um ihm auf höchst fühlbare Weise begreiflich zu machen, wie unmanierlich er sich gegen den Herrn Vetter benommen. Mit den besten Vorsätzen kehrte er zurück und erwog während der Mahlzeit, wie er dem Herrn Vetter glänzende Satisfaktion geben könne. Als nach Tische wieder alle zum Dankgebet aufgestanden waren, erhob er seine Stimme und fragte: „Mama, warum hat denn der Herr Vetter so gerade Füß'?“

In seiner Eltern Haus lebte die uralte, kindische Großmutter, der, wenn die Eltern ausgegangen waren, eines der Kinder Gesellschaft leisten mußte. Als das Loos ihn traf, fiel ihm ein, wie oft sich die Großmutter nach einem Besuch ihrer Juliane, einer weit entfernt wohnenden Jugendfreundin, gesehnt hatte. Um sich nun die Langeweile zu kürzen, die ihm das Hüten der Großmutter machte, putzte er sich mit einigen Kleidungsstücken von ihr und der Mutter heraus und stellte sich der halbblinden Frau als die Juliane vor. Die Großmutter war überglücklich und bewirthete den Schalk mit dem Besten, was ihr Vorrathskämmerchen aufzuweisen hatte. Als ihre Tochter nach Hause kam, konnte die Alte nicht genug erzählen von der großen Freude, die ihr geworden. Nur die rührende Glückseligkeit, die der Spaß der alten Frau

gemacht, rettete den leichtfertigen Burschen von der väterlichen Züchtigung.

Der Onkel war ein Sommerkind gewesen sein Leben lang, und es war kein Wunder, daß ihn eine so sonnige Atmosphäre umgab; er hatte verstanden, das Glück beim Schopf zu fassen und seine Gaben ohne Ueberschätzung in's rechte Licht zu setzen.

Als der Sohn einer kinderreichen Familie mußte er voraussehen, seinen Weg durch's Leben sich selbst suchen zu müssen und widmete sich mit allem Eifer, der einen heitern Lebensgenuß nicht ausschloß, dem Studium der Rechte. Er hatte absolvirt und dachte mit Seufzen an den Eintritt in die nüchterne, praktische Thätigkeit, während ihn seines Herzens Sehnsucht in die Ferne, in fremde Länder, in neue Umgebungen unter Völker anderer Zunge trieb. Reisen war damals kein Spaß wie heutzutage, wo jeder hoffnungsvolle und hoffnungslose Sohn in jeder Vakanz das Wanderlied anstimmt:

> Nach Italien, nach Italien
> Möcht' ich Alter jetzt einmalichen; —

und der Onkel hatte schon gänzlich verzichtet, als er zufällig hörte, man suche für einen jungen Baron einen Hofmeister gesetzten Alters, von gewandtem Benehmen, mit Kenntniß der neuern Sprachen, als Begleiter auf die ersten Universitäten und in die ersten Städte Europa's.

Frisch gewagt, ist halb gewonnen, dachte der Onkel, der nicht Eine der gewünschten Eigenschaften besaß und stellte sich mit dem Empfehlungsschreiben eines Verwandten und seinen Universitätszeugnissen bewaffnet, der Mutter des Barons, einer geistvollen, welterfahrnen Dame dar.

Noch hatte er sich in keinen andern Kreisen, als in den zwanglosen Umgebungen des Vaterhauses und der Stu-

dentenwelt bewegt, und mußte sich zum erstenmal in eine Gallakleidung mit Staatsdegen zwängen. Beim Eintritt bei der Baronesse kam ihm besagter Degen zwischen die Beine und er purzelte geradezu ins Zimmer. Ohne über diese erste Probe seiner Gewandtheit außer Fassung zu kommen, richtete er sich rasch auf, verbeugte sich mit mehr Glück und bat: „Vergeben Sie meinem Degen, gnädige Frau, der meiner Verehrung für Sie so wirksam nachgeholfen und mich Ihnen so geräuschvoll zu Füßen gelegt hat.“ Die Dame mußte lachen und fragte in guter Laune nach seinem Anliegen. Etwas erstaunt fragte sie, als sie dies aus dem Empfehlungsbrief ersehen: „Sie selbst gedenken sich um die Hofmeisterstelle bei meinem Sohn zu bewerben?“ „Ich habe den Muth, gnädige Frau.“ „Sie wissen, daß ich einen Mann von gereiften Jahren suche, darf ich um Ihr Alter fragen?“ „Zweiundzwanzig, gnädige Frau; ich wage nicht, Sie auf die altbekannte Thatsache aufmerksam zu machen, daß die Jugend der einzige Fehler ist, der sich mit jedem Tag von selbst verbessert, und ich schmeichle mir, daß mir größere Gleichheit der Jahre auch größern Einfluß auf Ihren Herrn Sohn sichern würde.“

„Mein Sohn soll die bedeutendsten Städte Europa's besuchen, sich in den ersten Cirkeln bewegen: Gewandtheit auf Reisen, Kenntniß der feinen Umgangsformen sind die ersten Bedingungen für seinen Begleiter; darf ich fragen, wo Sie Gelegenheit gehabt, sich diese zu erwerben?“ „Nirgends, gnädige Frau, aber es würde vom höchsten Vortheil für unser Verhältniß sein, wenn es auch noch Branchen gibt, in denen ich von meinem Zögling lernen kann.“

„Französisch verstehen und sprechen Sie natürlich, aber auch englisch und italienisch?“ „Kein's von allen, gnädige Frau, aber ich gedenke alle drei Sprachen in kürzester Zeit

inne zu haben, und würde mich freuen, Ihnen einen neuen Beweis für die Wahrheit des Sprüchworts zu liefern: wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch den Verstand." „Sagen Sie selbst," sprach die Dame halb ärgerlich, halb lachend, „finden Sie nicht sonderbar, daß Sie sich um die Stelle bewerben, ohne eine einzige der geforderten Eigenschaften dazu?" „Allerdings, gnädige Frau," versetzte der Student mit angenommenem Ernst, „so weit ich aber als Unbefangener in der Sache sprechen kann, würde ich Ihnen gerade der Sonderbarkeit wegen rathen, den Versuch zu machen; die wichtigste Eigenschaft von allen haben Sie unter Ihren Bedingungen doch vergessen, den guten Willen, und den bringe ich in reichstem Maße mit."

Die Baronesse wagte es und fand nie Grund, das Wagstück zu bereuen: Sprachkenntniß und Umgangsgewandtheit erwarb sich der Onkel wirklich in kürzester Zeit und bewährte sich nicht nur als liebenswürdiger, sondern auch als treuer und einsichtsvoller Freund und Begleiter des jungen Barons, der sich nie mehr von ihm trennen wollte.

Als die große Tour vollendet war, wurde der Baron Gesandter, sein Freund Gesandtschaftssekretär; als er sich in's Privatleben zurückzog, übertrug er ihm die oberste Verwaltung seiner Güter, immer aber mußte er sich so viele Zeit frei behalten, um einen Theil des Jahrs ganz bei ihm zubringen zu können.

Aus allem Glanz der Höfe, aus allem Geräusch und Gewühl der Weltstädte, aus der geistigen Aristokratie der Universitäten hatte sich der Onkel einen reichen Fond schwäbischer Gemüthlichkeit, einen tiefen Sinn für Familienfreude gerettet, der das eigentliche Element seines Wesens war. Er entzog sich nicht der dringenden Aufforderung, die ihm

ungesucht zukam, seiner Heimath als Vertreter ihrer Rechte in der Kammer zu dienen: sein feiner Verstand, seine reiche Erfahrung und sein warmes Herz ließen ihn auch hier überall am rechten Platze sein. Aber als ihn seine geschwächte Gesundheit nöthigte, jeder öffentlichen Stellung zu entsagen, da bezog er das Schlößchen so gern, gehörte den Seinen so ganz, daß auch jetzt noch sein Andenken als die erfreuende und belebende Sonne der Familie am lebendigsten geblieben ist.

Der Glanzpunkt seiner Jugenderinnerungen blieb vor allem seine Reise nach England. „So habe ich es in England gesehen," war das große Zauberwort, mit dem jeder Gebrauch geheiligt wurde. An den Tagen der frohesten Familienfeste, für die allerwerthesten Gäste wurde auf die Tafel ein Roastbeef befohlen. Wenn dieser höchste Triumph der Bewirthung kam, so durfte man gewiß sein, daß des Onkels Laune die allerglücklichste war; beim Roastbeef hat er gewiß nie eine Bitte abgeschlagen.

Seinen königlichen Spaß hatte der Onkel mit dem Herrn Wenz, seinem Amtsgehülfen, einem braven und gescheidten jungen Mann, der ganz zur Familie gehörte und nur durch seine Eitelkeit und sein empfindsames Herz manche Gelegenheit zu gutmüthigen Scherzen gab. Noch mehr Stoff zu dergleichen gab aber Herr Reutter, der Leibchirurg. Der Herr Hofrath war die höchste Autorität, das eigentliche Centrum des Herrn Reutter; die Stunde, in der er ihm den Bart abnahm, war das Ziel, auf das sich alle Gedanken und Bestrebungen seines übrigen Lebens bezogen. — Er verwendete seine Existenz auf das Einsammeln von Neuigkeiten, aus denen er die merkwürdigsten zur Mittheilung für den Herrn Hofrath aussichtete, die der Onkel mit dem anscheinend größten Interesse anhörte. Als Napoleon unser Ländchen besuchte, reiste Herr Reutter schnurstracks nach der nicht

allzuentfernten Hauptstadt, nicht sowohl um seine eigene Neugierde zu befriedigen, als um dem Herrn Hofrath am folgenden Morgen, während er den Seifenschaum schlug und der anwesende Herr Wenz ein Geschäftsreferat beendigte, nur so en passant sagen zu können: „Ei, Herr Hofrath, gestern habe ich auch den Napoleon gesehen.“ — „Ei so? Herr Reutter, das ist mir höchst interessant; was ist es denn für ein Mann?“ — „Was soll ich sagen? Es ist ein kleines Mannche, ein geringes Mannche, ein unansehnliches Mannche, ein Mannche wie der Herr Wenz.“

Der indignirte Herr Wenz lernte von Stund an mit Lebensgefahr sich selbst rasiren, um den unverschämten Chirurgen entbehren zu können; der Onkel aber war höchlich ergötzt und nahm es dem Herrn Reutter nicht übel, als er einige Tage darauf, gekränkt über einen eintägigen Aufschub des Rasirens, bemerkte: „Der Herr Hofrath haben einen Bart wie der Schultheiß von Wetterspach.“ — „So? was hat denn der für einen Bart?“ — „Einen Bart wie lauter Schweinsborsten, Herr Hofrath.“

Es schien eine beständige Feiertagssonne über dem Schlößchen zu leuchten. Selbst die Geschäfte, deren es viele gab bei der ausgedehnten Oekonomie und den stets zahlreichen Besuchen, wurden gemeinschaftlich in so heiterer, geräuschloser Weise abgemacht, daß auch sie das Ansehen einer neuen Ergötzlichkeit gewannen. — Das Wort „sparen“ war nicht in das Wörterbuch des Onkels aufgenommen, obwohl er für sich kein üppiges, wenn gleich behagliches Leben führte und keine kostbaren Liebhabereien hatte, außer der kostbarsten und edelsten von allen, der sich schon der gute Vikar von Wakefield rühmte — der Liebhaberei, glückliche Gesichter und frohe Herzen um sich zu haben. Ueberall war eine behagliche Fülle, ein reichliches, fröhliches Geben, es wurde Jedermann

wohl im Hause. Die Kutscher fuhren noch einmal so gern, wenn es nach dem Schlößchen in B. ging, wo sie einer warmen Stube, eines guten Trunks und eines Stücks Braten gewiß waren; man sagt sogar, die Pferde seien schneller gelaufen und die Hunde haben mit dem Schwanz gewedelt in der Nähe des Schlößchens, im Vorgeschmack der guten Verpflegung, die sie dort erwartete.

Als Schillers Dramen in der höchsten Blüthe standen, ließ sich der Onkel einmal von seinem Johann in die Residenz kutschieren, um der Aufführung von Kabale und Liebe anzuwohnen. Unterwegs dauerte ihn der arme Bursch, der immer nur Andere zum Vergnügen führen und selbst kein Plaisir haben sollte. „Besorg' die Pferde gut, Johann, dann kannst du heut Abend mit mir in's Theater gehen.“ — Der Johann konnt' es fast nicht glauben, war aber überglücklich, als ihn der Herr Hofrath in der That mit sich nahm und sogar an seine Seite in der Fremdenloge setzte. In hohem Erstaunen gaffte er mit offenem Mund den weiten Raum des Hauses, die prächtigen Kronleuchter, die fürstliche Loge an, deren Front durch die stattliche Gestalt des Regenten ausgefüllt wurde, vor allem aber den Vorhang, auf dem der Olymp in schreiender Farbenpracht prangte. „So, Herr Hofrath, iez hemmers gnuag gseha,“ meinte er nach einer Viertelstunde. — „Wart nur, Johann, es kommt noch besser.“ Das Orchester begann und Johann war auf's Neue entzückt, daß man auch noch aufspiele; als aber gar der Vorhang aufging und das Spiel begann, da stieg seine Verwunderung auf's Höchste: „Ja wer sind denn die Leut', Herr Hofrath?“ Der Onkel zeigte ihm den Theaterzettel und erklärte ihm die Personen. „'st scho recht, aber do stoht jo net, s'wehl der Kabale ischt;“ er schien aber doch das Stück zu begreifen, denn er folgte dem Gang der Dinge mit dem äußersten

Interesse und der Onkel hatte Mühe, seine lebhaften Aeußerungen zurückzuhalten. Als aber gegen das Ende des Stücks der Hofmarschall in der Scene mit Ferdinand in seiner ganzen Erbärmlichkeit dastand, da wurde er am Ende so aufgebracht, daß er Ferdinand mit schallender Stimme zurief: „Bach' em ois, bach' em ois!“ *) Das ganze Haus brach in ein jubelndes Gelächter aus, die gestörten Schauspieler selbst konnten sich des Lachens nicht enthalten; die Polizei wollte einschreiten und den Störer verhaften, der alte König aber, der sich vor Lachen den stattlichen Bauch halten mußte, befahl, ihn ruhig zu lassen und hoffte auf weitern Spaß. Der Johann jedoch war verduzt über seinen unerwarteten Erfolg und verhielt sich still bis zum Schluß. Erst bei der Heimfahrt bemerkte er gegen den Onkel, „s'ist erst wohr, er hätt' em ois bacha solla.“

Einmal, als der Onkel besonders vergnüglich sich in Kindheitserinnerungen erging, fiel ihm auch des Nachbars Baste **) wieder ein, sein getreuer Freund, der ihm Hirschkäfer und Eichhörnchen gefangen und ihn so oft auf seinem Bock hatte reiten lassen. „Muß doch hören, was aus dem Baste geworden ist!“ Mit einiger Mühe erfuhr er endlich, daß Baste in der Nähe seines Heimathorts als Drahtbinder und Korbflechter kümmerlich sein Dasein friste. Gut denn, der Baste wurde mit seinem Handwerksgeräth zum Besuch auf's Schlößchen beschieden, man räumte ihm ein Schlafplätzchen ein und Tante Beate mußte alle Töpfe und Kacheln herbeisuchen, die irgendwie des Einbands bedürftig waren. Da saß der alte Baste unter dem großen Hollunderstrauch, der den Eingang in's Schloß beschattet, band Geschirre ein und flickte und reparirte Körbe nach Herzenslust und lachte

---

*) „Versetze ihm eines.“ **) Sebastian.

hell auf vor Freude, daß man's drei Häuser weit hörte, wenn sich der Herr Hofrath je und je zu ihm setzte und ihn an ihre alten Bubenstückchen erinnerte. Daneben wurde er unter der Direktion der Tante mit Speise und Trank reichlich verpflegt. Es war verwunderlich anzusehen, wie das eingerostete Gesicht des Alten wieder gelind und beweglich wurde, er sah um zehn Jahre jünger aus, als er nach vier Wochen wieder heim kehrte, schon beglückt durch eine Einladung auf's nächste Jahr. Wieder daheim, meldete er sich alsbald bei Maier, dem Stundenhalter (dem Leiter religiöser Privatversammlungen), und bat um Aufnahme in die Versammlung, wie er denn auch von Stund an fleißig zur Kirche ging. „Aber Baste," fragte ihn der Maier erstaunt, „wie ist das so schnell gekommen? es hat mich seither oft betrübt, daß Ihr so in den Tag hinein lebt und Euch nichts um Euer Seelenheil bekümmert." „Ihr habt Recht, Maier, es war eine Sünde, seht, ich bin ein armer Mann, ein Wois (Waise)" — er war bald sechszig! — „habe so in der Trübsal ahne gelebt und nicht an Himmel und Hölle gedacht; ich dacht', unser Herrgott hätt mich halt auch vergessen und 's könn mer nicht viel böser gehn in der Höll als auf der Welt. Seit ich aber beim Herr Hofrath g'wesen bin, muß ich immer denken: wenn's im Himmel nur halb so brav ist wie im Schlößle, so möchtest doch gern 'nein. Gucket, Maier, deßwegen will ich in d'Stund."

Es waren freilich auch einmal Tage des Leids über dem Schlößchen hingegangen, damals als der Onkel seine geliebte Hausfrau in blühendem Jugendalter zu Grab geleiten mußte. Die Geschichte seiner Heirath trägt dasselbe heitere Gepräge, das sein ganzes Leben auszeichnet. Als fröhlicher Student ging er vor langen Jahren mit seinen Genossen über den Marktplatz der alten Reichsstadt Heilbronn, als eben ein

stattlicher Taufzug vorüber kam. In jugendlichem Uebermuth trat er hinzu und lüftete das grünseidene Tuch, darunter ein zierliches Kindlein schlummerte. „Was ist's?“ fragte er die Trägerin desselben. „Ein Mägdlein.“ — „Ei, das gäbe gerade eine Frau für mich!“ rief er lustig und zog lachend mit seinen Kameraden weiter. Und es fügte sich, daß nach achtzehn Jahren dasselbe Mägdlein, nun eine schöne Jungfrau und reiche Erbin, ihre Hand gern und freudig in die des vierzigjährigen Mannes legte, zu einer Zeit, wo solche Altersverschiedenheit bei Eheleuten noch viel seltener war als jetzt. Sie hat auch niemals den Entschluß bereut. Unter den Vielen, die des Onkels Güte froh und glücklich machte, war seine geliebte Gattin gewiß nicht die am wenigsten Glückliche. Und so wie er sie mit Liebe und Treue durch schwere, lange Krankheit bis zum Tod verpflegte, so hat er auch ihr Andenken in Liebe und Treue bewahrt. Keine andere Gattin hat er gewählt, obwohl gewiß dem reichen, überall geliebten und geachteten Mann die Wahl unter den Töchtern des Landes offen gestanden hätte. Aber in seiner unzerstörbar heitern Seele hat auch das Andenken an Leid und Tod eine milde, versöhnende Gestalt angenommen, und wenn er der geschiedenen Gattin dachte, so dachte er nicht an ihr Leiden, nicht an ihr frühes Sterben, sondern an ihre Liebe, an die glücklichen Stunden, die er mit ihr verlebt, an das selige Wiedersehen, das seiner wartete. So warf der Tod der Gattin keinen Schatten, wohl aber ein Licht aus einer höhern Welt auf sein Erdenleben.

Nach dem Tode seiner Gattin nahm Tante Beate, seine unverheirathete Schwester, seine ächte Schwester an Herzensgüte und Freundlichkeit, sich des Haushaltes an, dessen Lasten später die Nichte Julie mit ihr theilte. Tante Beate war eine stille Seele! sie hatte ihr eigenes Eckchen im Wohnzim-

mer, wo sie mit unveränderlicher Ruhe saß, mit stiller Herzlichkeit die Gäste willkommen hieß und geräuschlos ihre Anordnungen für den Haushalt traf, die von der Nichte Luise rasch und eifrig vollzogen wurden. Luise war eine Art verborgener Genius im Hause, überall und nirgends; sie hatte ein fabelhaftes Gedächtniß für Jedermanns Leibgericht und Jedermanns Geburtstag, sie war überall am Platz und kam immer zur rechten Zeit, sie arbeitete wie eine Magd und wurde vom Gesinde geehrt wie eine Königin. Ohne Base Luise wäre das Schlößchen in B. in dieser Vollkommenheit gar nicht möglich gewesen.

Dem Oheim hatte seine Gattin einen einzigen Sohn geschenkt, seines Herzens Stolz und Freude, der unter der mütterlichen Pflege der herzguten Tante Beate in der freundlichen Gesellschaft der Base Luise zu äußerst stattlichem Gedeihen heranwuchs. Mit welcher Freude sah er seinen Gustav als flotten Studenten die Universität beziehen, wie herzlich waren dessen Studiengenossen zur Ferienzeit im Schlößchen aufgenommen! Der Onkel hätte für die ganze Universität Raum zu schaffen gewußt. Nur Eine Klage hatte der Vater über ihn, eine Klage, wie sie noch wenige Väter zu führen hatten: „Der Bursch braucht mir zu wenig Geld. Julie, schreib ihm nur wieder, er soll sich nichts abgehen und sich überall recht honorich finden lassen.“

Zur Freude der Familie war dem guten Onkel ein hohes Alter bestimmt, und er starb ohne die Leiden, die Gebrechen, die geistige Abnahme späterer Jahre zu erfahren. Hell und ungebrochen blieb sein Geist bis zum Tode. Ich will sein heiteres Lebensbild nicht trüben mit Schilderung des Leides, das sein Tod gebracht. Heute wird nur in Frieden und Freude seiner gedacht; wo frohe Herzen sich zusammen

finden, um die Bande des Blutes noch zu ehren, da ersteht sein Bild in seiner ganzen lichten Freundlichkeit.

Noch steht das alte Schlößchen, noch plätschert der Brunnen im Hof; aber keine Fische schwimmen mehr darin zur fröhlichen Mahlzeit bestimmt, keine leichten jungen Tritte fliegen mehr die alte Treppe herauf, kein freundlicher Willkomm ertönt mehr aus der Erkerstube, die mit den andern Gemächern leer steht und nur selten zur Aufnahme der entfernt wohnenden Herrschaft geöffnet wird. So ist wohl heute manches Haus entleert, auch wo die Bewohner geblieben sind. Der Kampf um die Existenz, die Ansprüche des öffentlichen Lebens haben jene Blüthen der Familienfreude wie ein rauher Märzwind verweht.

VI.

Das Dörtchen von Rebenbach.

1.

Zwei Kinder.

Es war der 10. Oktober des Jahrs 1780 ein gar schöner sonniger Herbsttag, so ein Tag, an dem alle Herzen wieder jung werden und junge überfließen möchten von Lebenslust. Die Sonne schien so voll und warm, als wollte sie noch einen recht herzlichen Abschied nehmen von der Erde, ehe sie sich in ihre Winterschleier hülle.

In dem anmuthig gelegenen Dorfe Rebenbach war gerade die Weinlese in vollem Gang, ein fröhliches Leben und Treiben auf all den Höhen rings umher. Am lustigsten ging's aber zu in dem Weinberge des Pfarrers; da wurde nicht gespart an Lohn und Kost der „Leser" (wie man in Schwaben die traubenschneidenden Winzer nennt), darum waren sie auch so guter Dinge bei ihrer Arbeit und ließen noch vor dem Feierabend aus der alten Pistole des Husarenmartins, eines Veteranen, hie und da einen tüchtigen Schuß

los, der knallend von all den Bergen und Hügeln umher wiederhallte und von da und dorther erwidert wurde.

Die Mägde des Hauses sammt einigen Weibern und Mädchen des Dorfs, die sich's zur Ehre rechneten, heute zu helfen, schnitten flink die Trauben in die Kübel, wobei der Martin die Aufsicht führte, ob auch die Stöcke pünktlich abgelesen und die abgefallenen Beeren gesammelt würden. Die vollen Kübel wurden in einen hohen Butten geleert, den ein junger Bursche den Berg hinabtrug; da stand eine Gelte, in der der Jakobele, ein rothbackiger Bauernbube, lustig auf den Trauben herumtanzte, die durch den durchlöcherten Boden in die untenstehende Kufe liefen, als eine trübe Brühe, der man's nicht ansieht, daß sie nachher den köstlichen süßen Most, den edlen klaren Wein gibt.

Ganz oben in dem Weinberg, wo man das ganze weite Thal übersieht, stand eine große Laube mit langem Tisch; dort war Dörtchen, des Pfarrers Töchterlein, emsig beschäftigt, den Tisch zur Bewirthung der Herbstgäste zu rüsten, die heute aus der Stadt erwartet wurden. Die schönsten Trauben hatte sie zierlich zwischen Rebenlaub in die Körbe geordnet, den weißen Herbstkäse mit Kümmel bestreut in Porzellangeschirr aufgestellt, den rothen Wein in helle Flaschen gefüllt, ja die Mutter hatte ihr sogar anvertraut, den Schinken aufzuschneiden und auf den Teller zu legen.

Das Dörtchen war erst dreizehn Jahre alt, und kleiner, als die meisten Mädchen ihres Alters, aber sie drehte sich dreimal um, bis andere nur einmal, und sah aus ihren hellen, blauen Augen so freundlich in die Welt hinaus, daß Jedermann eine Freude an ihr hatte. Sie war überall am rechten Fleck und that Alles zur rechten Zeit. Sie war stets fröhlichen Herzens, heute aber war's ihr einmal ganz besonders wohl auf der Welt, wo sie jetzt eben so viel fröhliche Leute

sah. Obgleich sie just keine sonderliche Singstimme hatte, sang sie doch aus lauterer Herzensfreude mit hellem Ton: „Rosen auf den Weg gestreut und des Harms vergessen!“ was damals ein nagelneues Lied war. Da erblickte sie ein junges Mädchen ihres Alters, die höchst mühsam die schmalen Weinbergstäffelein herauf stieg, und mit dem Jubelruf: „Liesle, Liesle!“ hätte sie fast das Glas fallen lassen, das sie eben hellreiben wollte; aber sie besann sich schnell, stellte es rasch auf den Tisch und sprang dann mit fröhlichen Sätzen, leicht wie ein junges Reh, der Ankommenden entgegen. Das Liesle (die sich aber nicht gern so nennen ließ, wie wir bald hören werden) vermochte mit ihrem langen, himmelblauen Kleid kaum durch die enge Furche zu kommen, und Dörtchen, der ihr etwas verwachsenes kurzes Barchentkleidchen nicht hinderlich am Steigen war, konnte fast nicht erwarten, bis sie sie endlich mit heiler Haut heraufgebracht hatte.

„Nun aber sag' mir, Liesle,“ fing sie an, „was fällt Dir ein, in Deinem hellblauen Levantinkleid hieher in den Herbst zu kommen? unsern Bauern hättest Du in einem Merinokleid eben so wohl gefallen. Aber gelt, da kommst Du Dir wie so ein Fräulein vor in den Romanen, die Du so gern liest?“ Elischen, die gerade so alt wie Dörtchen, aber viel größer und ein hübsches, schlankes Mädchen war, nahm den Empfang etwas übel, denn sie kam sich besonders schön vor in dem himmelblauen Kleid und hatte nur schwer von der Mutter Erlaubniß erhalten, es anzuziehen. Da aber Dörtchen doch recht hatte, so fing sie von was Anderm an: „Aber, liebes Dörtchen, könntest Du mich denn nicht Elise nennen, da Du weißt, daß ich's viel lieber habe? Lieschen klingt doch so gar gewöhnlich; ich werde Dich ja gern Dorette oder Doris heißen, wenn Du willst.“

„Bedanke mich dafür,“ meinte Dörtchen; „wenn's der

Mutter nicht zu lang wäre, ließ ich mich am liebsten Dorothea heißen, wie ich getauft bin, seit ich vom Vater weiß, was für eine schöne Bedeutung der Name hat. Dir thue ich aber gern den Gefallen, Dich Elise zu heißen, wenn ich's nicht hundertmal wieder vergesse. Nun aber komm und iß Trauben, die andern Sachen wollen wir stehen lassen, bis die Eltern mit den Gästen kommen."

Elise (wir wollen ihr auch den Gefallen thun) war den andern Gästen vorangegangen, die der Pfarrer auf einem weitern Wege herführte, um ihr liebes Dörtchen früher zu sehen, denn die zwei Mädchen hatten sich, trotz ihrer großen Verschiedenheit, herzlich lieb. Elise war die Tochter der wohlhabenden Wittwe eines niedern Hofbeamten, die in der nahen Hauptstadt wohnte, einer Jugendfreundin der Pfarrerin, daher kannten sich die Mädchen von frühester Kindheit her. Sie war ein lebhaftes, reichbegabtes Mädchen, aber launig und flüchtig in Allem, was sie that, und von der zu nachsichtigen Mutter verwöhnt. Ihr Hauptfehler war der, immer etwas Besonderes sein zu wollen; daher trieb sie meist, was sie nicht sollte, las Romane statt der Schulbücher, wollte Rosen und Vergißmeinicht sticken, ehe sie recht Strümpfe stricken konnte, wünschte sich, jung zu sterben, statt daß sie mit Gottes Hilfe gesucht hätte, recht leben zu lernen, und machte der Mutter und dem Lehrer mehr Verdruß als Freude, obgleich sie immer und überall für äußerst gescheidt und talentvoll galt. Da war das Dörtchen ganz anders: was sie gerade thun sollte, das that sie recht und ganz, sei es nun Hühnerfüttern oder lesen, arbeiten oder spielen; sie war mit ganzer Seele dabei, darum geschah auch alles recht, was sie ergriff, und sie war stets fröhlich und wohlgemuth.

Da die Bewirthung für die Gäste bereit war, und Elise noch müd von ihrer außerordentlichen Anstrengung, setzten sich

die Mädchen einstweilen mit einem Traubenkörbchen auf die Schwelle der Laube und schauten vergnüglich hinunter in das reiche, gesegnete Thal, an die Höhen, die ringsum belebt waren von frohgeschäftigen Leuten, dahinter der buntgefärbte Wald und darüber der schöne, blaue Himmel. Es war so schön hier, daß ihnen recht das Herz aufging.

„Hör', Dörtchen," begann Elise, „möchtest Du nicht, daß es noch Feen gäbe? daß dort hinter dem vorstehenden Fels jetzt plötzlich so eine Frau in glänzenden Gewändern hervorträte und uns drei Wünsche erfüllen wollte?"

„Ja," sagte Dörtchen, „als ich die Geschichten zuerst las, ist mir's auch immer durch den Kopf gegangen, und ich dachte, das wäre prächtig, aber nachher ist mir eingefallen, daß der liebe Gott doch mehr kann als alle Feen, und daß er uns noch viel lieber hat, darum wird der uns schon geben, was wir brauchen."

„Wüßtest Du denn jetzt gar keine Wünsche, Dörtchen?"

„Ich? Wart einmal, ich will mich besinnen; ja, auf den Winter möcht' ich ein Spinnrädchen, ich spinne gar nicht gern an der Spindel, aber halt! das gilt nicht, das krieg' ich vielleicht zum Christtag; aber ich möchte, daß der Vater auch recht gesund wäre, und daß der Nachbarin ihr Fritz nicht unter die Soldaten müßt', sie weint so um ihn; und schön singen können möcht' ich auch, daß der Schulmeister nimmer sagte, seine Hühner gehen drauf von meinem Gesang, und so einen Beutel, der nie leer wird, ließ ich mir gern auch gefallen, aber ich weiß dann doch nicht, ob ich's auch recht austheilen könnte. — Aber was weißt denn Du Alles, Elise?"

„Ich," sagte Elise mit glänzenden Augen, „ich möchte schön sein, ach so wunderschön! und möchte den Teppich, auf dem man durch alle Länder fliegen kann, wohin man

nur will, und möchte ein Zauberstäbchen, mit dem man Alles auf Einen Schlag fertig machen kann, daß ich mich nicht mit so langweiliger Arbeit plagen dürfte, und möchte prächtig singen und malen können, und auch ein Füllhorn, aus dem ich schütteln könnte, was ich nur wollte, die schönsten Kleider, ..."

„Ei, und was noch mehr!" rief das muntere Dörtchen, „Du hast's ja wie am Schnürchen! Aber hör," fuhr sie nachdenklich fort, „ich meine, darum habe uns Gott doch nicht in die Welt geschickt, daß wir Alles mit einem Zauberstäbchen fertig machen sollen; und wenn man recht gethan hat, was man soll, so ist man am Ende doch noch vergnügter, als wenn man nur hat, was man will."

„Ach geh', ich würde ja auch aus meinem Füllhorn den armen Leuten Geld und Kleider herunterschütteln...."

„Und ich würde die faulen Mädchen heimjagen, die im Herbst dasitzen und schwatzen, statt zu lesen. Schnell hinunter in den Weinberg, wenigstens Du, Dörtle!" so rief Dörtchens Mutter, die Frau Pfarrerin, die inzwischen unbemerkt hinter die Mädchen getreten war. Dörtchen sprang rasch auf, grüßte die eben nachkommenden Gäste freundlich, wenn auch roth vor Beschämung, nahm einen Traubenkübel und ihr Häbchen, eilte flink damit in den Weinberg, und fing an zu schneiden, als ob sie heut noch allein fertig machen wolle. Elise war empfindlich, daß man sie so als Kind an die Arbeit schicke, während sie schon in Gedanken als Feenkönigin herumgeschwebt war; sie wollte Dörtchen helfen, aber das Levantinkleid zerriß an den Traubenstöcken, mit dem Häbchen schnitt sie sich in die Finger, weil sie die Trauben verkehrt hielt, und stieß mit dem Fuß den Traubenkübel um, so daß die Winzer ein lautes Gelächter erhoben über das „Stadtbettele," wie sie sie nannten, worüber sie

tief gekränkt sich in die Laube zu den Erwachsenen setzte. Dort aber gab man zum Verwundern wenig Acht auf sie, Niemand sagte davon, wie gut sie singen, und wie hübsch sie deklamiren könne, und Niemand bewunderte ihr Levantinkleid. „Ach," dachte sie im Stillen, „wenn doch die Fee käme, und mich plötzlich in ein großes wunderschönes Fräulein verwandelte!"

Es war Abend geworden und die Lese beendigt, da geht aber erst noch die rechte Herbstlust an. Drunten auf einer Kleewiese hatten sich die Leser gelagert, und ließen sich's herrlich schmecken bei Käse, Wurst und Wein. Oben hatte man zur Würze des Festmahls noch im Freien Kartoffeln gesotten, die reißend Abgang fanden. Nun ging das Schießen rasch und unaufhörlich fort. Die jungen Herren erschreckten die Damen mit angezündeten Fröschen und ließen Schwärmer und prächtige Raketen steigen, denen die Leute unten stets ein jubelndes „Ah!" nachriefen.

Die Mädchen saßen wieder beisammen, seitwärts auf einem Rain, wo sie dem Feuerwerk sicher zuschauen konnten. Dörtchen hatte sich müde geschafft, und sah jetzt schweigsam zu, wie die aufzischenden, rothglühenden Feuerstrahlen einen Augenblick die kleinen, blassen Sterne all zu verdunkeln schienen, die nachher doch wieder so still und klar dreinschauten wie immer. Das Gespräch von dem Nachmittag fiel ihr wieder ein, und Elisens Wünsche. Da bat sie Gott im Stillen, er möge ihr helfen, daß sie den Menschen lieb werden könne auch ohne große Schönheit, daß sie ihr Tagwerk recht vollbringe auch ohne Zauberstab, daß sie Armen Gutes thun dürfe auch ohne ein wunderbares Füllhorn, und es wurde ihr so still und wohl um's Herz, als ob alles recht und gut werden müsse.

„Siehst Du," rief Elise, als eben eine prächtige Rakete

zischend auffuhr und in funkelnden Sternlein niederfiel, „siehst Du, so möcht' ich ein Leben, glänzend, wunderbar und herrlich, und wenn's auch kurz dauerte!"

„Die Rakete ist aus," sagte Dörtchen, „jetzt fällt noch ein verbranntes Holz zur Erde; da möcht' ich lieber ein stilles Sternlein sein, das seine Bahn zieht, wie sie Gott verordnet hat, auch wenn Niemand darauf achtet, als so ein Ding, das brausend hinauffährt und dann auslischt, ohne daß man mehr daran denkt."

„Dörtchen," fing nach einer Weile die aufgeregte Elise wieder an, „hast Du auch schon gehört, daß ein Wunsch erfüllt wird, den man sich denkt im Augenblick, wo ein Stern fällt?"

„Ach, kommst Du schon wieder an's Wünschen?"

„Hör', Dörtchen, wenn ich doch in die Zukunft sehen könnte! ich möchte nur wissen, wo wir Beide in zehn Jahren sein werden."

„Wo der liebe Gott will," sagte Dörtchen ruhig.

„Dörtchen," fuhr Elise fort, „heute ist der 10. Oktober, wir wollen einander versprechen, nach zehn Jahren wieder zusammenzukommen, wenn wir noch leben, mögen wir auch sein, wo wir wollen."

„O, von Herzen gern! das ist wohl leicht zu halten, in zehn Jahren werden wir noch nicht weit von hier sein."

„Sei das, wie es will, versprich mir's!" rief Elise, und Dörtchen schlug lächelnd ein.

Inzwischen hatte man Fackeln angezündet und schickte sich zum Gehen an. Dörtchen half die Reste der Mahlzeit und das Geräth zusammenpacken, und nahm einen vollen Korb an den Arm. Nun brannten die Fackeln, und Winzer und Gäste schritten bei ihrem Glanze singend dem Dorfe zu,

während dazwischen die letzten Schüsse fielen. Leise singend schloßen sich die Mädchen dem Zuge an, während sie aufschauten zum stillen Nachthimmel. Elise dachte an die schimmernde Rakete, Dörtchen an den lieblichen Stern, — da fuhr eine helle Sternschnuppe über den Himmel und erlosch.

2.

Zwei Bräute.

Zehn Jahre waren vergangen, der 10. Oktober kam auch heute wieder, aber nicht so sonnig, wie damals. Es war ein nebliger Herbsttag, die Weinlese hatte noch nicht begonnen, aber Pfarrers Dörtchen war doch, ihrem Versprechen treu, in den Weinberg gegangen, um Elise dort zu erwarten. Es war noch einsam auf den Hügeln, drunten im Thal waren die Leute mit der Kartoffelerndte emsig beschäftigt, in den Weinbergen schritt aber nur allein der Weinberghüter (Wingertschütz genannt) mit seiner Rassel umher, und ließ sie hie und da warnend ertönen, obgleich in diesem Jahr Menschen und Vögel nicht besonders lüstern nach den sauren Trauben waren. Dörtchen hatte keine große Lust gehabt, an dem kühlen Tag in der Laube zu warten, aber Elise hatte sie gestern in einem Briefchen so feierlich an das alte Versprechen gemahnt, daß sie doch Wort halten wollte. Um sich das Frieren und die lange Zeit des Wartens zu vertreiben, hatte sie die Schürze voll Bohnen gepflückt, und saß nun in der Laube, um jene auszuhülsen, während sie hinuntersah nach der Freundin.

Das Dörtchen war immer noch ein wenig klein, und

keine Schönheit geworden. Aber ihre blauen Augen glänzten so hell und freundlich wie damals vor zehn Jahren, nur daß noch eine tiefere Seele darin aufgegangen. Sie war allenthalben rüstig und rührig, der Mutter geheime Räthin und ihre kräftige Stütze in Haus und Hof, in Garten und Feld, des Vaters Freude und sein Herzblatt. Dabei war ihr Herz offen für alles Schöne in der Welt, und sie konnte sich die ganze Woche durch heimlich freuen auf den Sonntag, wo sie Nachmittags nach dem Gottesdienst mit einem guten Buch in die Laube sitzen durfte. Denn obwohl eine längst erwachsene Jungfrau, war sie doch in demüthigem Gehorsam der Mutter untergeben, und die konnte das Lesen an Werktagen nicht gut leiden. Fröhlichen Herzens war sie geblieben, und das Dörtchen von Rebenbach war überall willkommen, wo es hinkam.

Dörtchen hatte damals Recht gehabt, die Mädchen waren auch heute nicht weit von einander; Elise wohnte noch mit ihrer Mutter in der Residenz, und so war es leicht, die heutige Zusammenkunft auszuführen. Doch freute sich Dörtchen heute besonders auf sie, denn sie hatte sie seit einigen Wochen nicht gesehen, und ihr dießmal sogar etwas Besonderes zu sagen. Die alte Kinderfreundschaft bestand noch, obwohl sich die große Verschiedenheit der Mädchen im Laufe der Jahre immer deutlicher herausstellte.

Elise war wirklich schön geworden, und manche ihrer Gaben hatten sich glücklich entwickelt. Sie war die beste Tänzerin, sie zeichnete, malte, schnitt aus, sie machte Gedichte, spielte Klavier, sang und deklamirte. Kurz, sie war ein höchst talentvolles Mädchen, der ihre gute Mutter die Strümpfe flickte und die Kleider aufräumte; sie that eine Menge Sachen, nur ja nicht, was nöthig war, vor Allem

bemüht, immer ganz anders zu sein und zu scheinen, als alle andere Leute.

Endlich sah Dörtchen sie mühsam und langsam wie damals und eben so auffallend gekleidet den Weinberg heraufsteigen. Das himmelblaue Levantinkleid war zwar längst dahin, dafür aber trug sie an dem kühlen Herbsttag ein weißes Kleid mit blauer Schärpe und statt des Hutes einen Schleier auf dem Kopf. Dörtchen gab dießmal nicht darauf Acht und eilte so leichtfüßig wie vor zehn Jahren auf sie zu. Elise aber trat ihr besonders feierlich entgegen und rief aus: „Dörtchen, umarme mich, ich bin Braut!“ Das Dörtchen stellte sich gutwillig auf die Zehen, um die hochgewachsene Elise zu umarmen; als dies geschehen war, streckte sie ihr treuherzig die Hand hin: „Lieschen, gib mir einen Patsch, ich bin auch Braut.“ —

„Du, Dörtchen, ist's möglich,“ rief Elise sehr verwundert, „so sag' doch, mit wem?“

„Ei, mit dem Verwalter Schmied, den Du den Sommer so oft bei uns getroffen,“ sagte Dörtchen erröthend und vergnügt.

„Wie, Dörtchen, ach nein, doch nicht der, der mit Deinem Vater Brett spielte und Deiner Mutter Saatkartoffeln besorgte? geh, geh, das wäre ja entsetzlich langweilig für mein munteres, nettes Dörtchen, und vollends Schmid heißen, wie das halbe Vaterland; und er ist, glaub' ich, gar ein gelernter Schreiber!“

„Hör', Elise,“ sagte Dörtchen, ernstlich böse, „das ist dumm gesprochen, so gescheidt du sonst bist. Der Schmied ist ein braver und recht gescheidter Mann, der noch mehr versteht, als Brett spielen und Kartoffeln stecken. Er hat mich von Herzen lieb und ich ihn, die Eltern haben ihre Freude daran: so denk' ich, wir können mit Gottes Hülfe

glücklich zusammen werden und wenn er zehnmal Schmied hieße. Nun aber sag' mir, was Du für einen Vogel Phönix ausgelesen hast und wie der heißt?"

Würdevoll begann Elise: „In drei Tagen kommt der berühmte Bürger, einer unserer ersten Dichter, um mich als Gattin heimzuführen."

„Dich! der Bürger, ach geh, das ist unmöglich! wo hättest Du ihn denn kennen lernen?"

„Ja sieh, das ging recht wunderbar. Natürlich bin ich schon seit lange entzückt von seinen Gedichten, wie ja sogar Du, mein nüchternes Dörtchen, von einigen. Da ich nun wußte, daß er seine geliebte Frau verloren, sprach ich meine Gefühle für ihn in einem Gedichte aus. Das fand seinen Weg in öffentliche Blätter, Bürger erwiederte es, — schrieb mir, — und nun bin ich seine Braut! — Aber, — Du siehst ja so bedenklich aus?"

„Ja, siehst Du, Elise, ich meinte indeß, ein Mann möge nun ein Dichter sein oder ein anderer Mensch, so haben wir Mädchen in aller Stille zu warten bis er kommt und nach uns fragt. Da scheint mir's nun eine verkehrte Welt . . ."

„Wir verstehen uns nicht mehr," sagte Elise beleidigt, „laß uns in's Pfarrhaus zurückgehen, ich möchte von Deinen Eltern noch Abschied nehmen."

„Nein, sei nicht böse," bat Dörtchen, gutmüthig ihr die Hand bietend, „Gott weiß, wie von Herzen mich's freut, wenn Du glücklich wirst! es war mir nur so ungewöhnt, ich dachte bis jetzt gar nicht, daß ein Dichter auch zum Heirathen in der Welt sei. Aber sag', kennst Du denn gar nichts von ihm, als seine Gedichte? ist er ein frommer, ein guter Mann? taugt er für Dein lebhaftes Wesen? er muß so viel älter sein."

„Ein Dichter bleibt ewig jung!“ rief die begeisterte Elise. „Sieh, Dörtchen, ich habe Dir immer gesagt, ich bin kein gewöhnliches Mädchen, auch mein Schicksal muß ein ungewöhnliches sein.“

„Gott gebe, daß es ein glückliches werde!“ sagte Dörtchen leise und innig bewegt.

Die Mädchen schickten sich zum Gehen an. Noch einmal sahen sie beide recht tief und wehmüthig auf die schöne Herbstlandschaft, die noch ein spät gekommener Sonnenstrahl vergoldete, zum Letztenmale Beide zusammen, ehe ihre Lebensbahnen weit, weit auseinander liefen.

„Wann werden wir uns wiedersehen?“ fragte Elise im Hinabsteigen.

„Das weiß Gott,“ erwiderte Dörtchen, „wohl schwerlich in zehn Jahren, wenn ihr nicht reiselustiger seid, als mein Schmid.“

„Und ob es noch so lang anstehe,“ rief Elise, einmal im Leben wollen wir uns doch wieder zusammenfinden am 10. Oktober!“

„Ja, ja,“ sagte Dörtchen, „und kommt Ihr zu lange nicht, so muß Schmied mich noch zu Euch nach G. führen, wenn anders so alltägliche Menschenkinder, die Schmied heißen und zum Schreiberstande gehören, in ein so geistreiches Haus kommen dürfen.“

Bald war die Heimath erreicht, und mit dem feierlichen Versprechen, sich einmal am 10. Oktober wieder zu sehen, ob früh oder spät, trennten sich die Freundinnen.

3.

Zwei Frauen.

Der 10. Oktober war gar oft schon in's Land gekommen seit jenem Abschied der zwei Bräute. In dem gesegneten Herbst des Jahres 1811 traf er Dörtchen in dem Städtchen M . . ., das so freundlich am Neckar liegt; ihr Mann bekleidete dort eine angesehene Beamtenstelle.

Das Dörtchen war nun eine ehrbare Matrone, und doch noch das alte lebendige Dörtchen von Rebenbach mit den hellen, blauen Augen, und die blühenden Töchter und der hochaufgeschossene Sohn, deren glückliche Mutter sie war, hätten leicht für ihre jüngern Geschwister gelten können.

Dörtchen saß eben mit ihrer ganzen Familie in der behaglichen großen Wohnstube des alten Schlosses, das ihnen als Amtswohnung eingeräumt war. Die Weinlese war dießmal ungewöhnlich früh gewesen und vom großen Vorplatz des Hauses schallte ein verworrenes, doch fröhliches Getümmel herauf. Dort waren die großen Weinbütten aufgestellt, in die der süße Most vor dem Einkeltern geschüttet wird. Dieser Platz war immer, besonders aber zur Herbstzeit, der liebste Tummelplatz der Kinder; „die Bütten kommen 'raus!" ist ein Losungswort zu unendlichem Jubel, da wird Verstecken, Visiten, Haschen gespielt, alles in und um die Bütten. Nun, wo sie mit Most gefüllt waren, ging das nicht mehr an, dafür schlichen aber genug schelmische Bursche herum, mit ausgehöhlten Holderstäben bewaffnet, mittelst deren sie das süße Getränk aus den Bütten schlürften. Dazwischen tönte das Geläut der Schellenmänner (Taglöhner, die den Wein, der im Ort eingekeltert wird, in die Keller tragen und bunte

Bänder auf der Lederkappe und Schellenriemen an der Seite haben, um von weitem bemerkt zu werden und nicht ausweichen zu dürfen). Es war eben das Plauderstündchen nach Tisch, das auch in Dörtchens geschäftiger Familie für ein trauliches Beisammensitzen nach dem Essen freigegeben war, denn der Papa liebte das „Tischeln“ ungemein. Er las gerade die Zeitung, Luise, die älteste Tochter, studirte die Verkaufsanzeigen in den Beilagen; die rothwangige Leonore, die zweite Tochter, hielt Amalie, das Nesthäckchen, auf dem Schooß, um sie besser in den Hof sehen zu lassen; August, der einzige Sohn des Hauses, der als Student in den Ferien daheim war, hatte soeben der Mutter mit einiger Beschämtheit eines seiner Erstlingsgedichte hingeschoben und beobachtete nun über ein Zeitungsblatt weg die Miene, mit der sie es lesen würde, denn der Mutter klares Urtheil, aus dem doch so ein warmes Verständniß ihres jungen Dichters sprach, galt ihm über Alles.

„Ei, Papa,“ rief Luise, „da ist ein neues Buch angezeigt, das muß schön sein, das könnten Sie uns wohl kaufen: ‚Elisa, oder das Weib wie es sein soll‘.“

„O, nicht wahr, Papa!“ rief Leonore dazwischen, „denken Sie nur, wie wir dann so erstaunlich vorzüglich werden!“

„Will euch was sagen, Mädchen,“ sprach der Vater gutgelaunt, „wenn ihr drei miteinander nur halb so brav und so gescheidt werdet, wie eure Mutter, so will ich zufrieden sein und euer Mann kann's auch, ohne die Elisa.“

Dörtchen, der ein Lob aus ihres Mannes Munde ungewöhnt klang, da er sonst kein Freund von viel Worten war, sah mit hellen Augen zu ihm herüber und gab ihm freundlich die Hand. Indem fiel ihr Blick auf die Zeitung, „so, heut ist der zehnte,“ sagte sie langsam, und Elise und

die Herbsttage von Rebenbach standen mit Einemmale lebendig vor ihrer Seele.

Sie hatte Elisen nicht vergessen, aber seit lange nichts mehr von ihr gehört, auch mochte sie Niemand nach ihr fragen, weil ihr's weh that, nur harte Urtheile über sie zu vernehmen. Das hatte sie wohl erfahren, daß Elisens Ehe kurz und höchst unglücklich gewesen, daß ihr Leichtsinn, ihre Vergnügungssucht, ihr schlechtes Haushalten ihren Mann nach drei Jahren schon zur Scheidung genöthigt hatte. Indessen aber, da auch Elisens Mutter todt war, wußte sie gar nichts mehr über ihr Leben und Treiben; heute nun mußte sie ihrer so lebhaft denken, als ob sie erst gestern Abschied von ihr genommen hätte.

Da kam die Magd eiligst hereingesprungen: „Ach, Frau Kameralverwalterin, eine ganz vornehme Frau ist in einem Einspänner angefahren, gewiß eine Gräfin, sie kommt schon die Stiege herauf!“ — „Wird nicht so arg sein mit der Vornehmheit,“ meinte Dörtchen, „Leonore, räume schnell vollends den Tisch ab, und du, Luise, bleib da, bis man sieht, ob sie gegessen hat; wenn ich mit den Augen winke, so koche gleich eine Griessuppe und Pfannkuchen.“

Noch ehe diese Anweisungen ganz zu Ende waren, schritt eine große, abgemagerte Gestalt in rothem Sammtkleid und einem vergilbten, ehemals weißen Seidenhut mit ausgebreiteten Armen auf Dörtchen zu, mit dem Ausrufe: „Dörtchen! so sehen wir uns wieder!“ —

An diesem Empfang hätte Dörtchen nun freilich Elise erkannt, auch wenn das verfallene, welke Gesicht keine Spur der Jugendzüge mehr gezeigt hätte. Sie stellte nun Frau Elise B., ihre Jugendfreundin, ihrer höchst neugierigen Familie vor und bat sie mit der alten Herzlichkeit, sich's bequem zu machen. Während Luise auf den besprochenen Wink

eilte, für die Bewirthung zu sorgen, und August, der noch im Schlafrock war, sich durch eine Hinterthür entfernt hatte, hörte sie an, was die arme Freundin für gut fand, ihr selbst von ihrer Geschichte zu erzählen.

Mit Schreck und tiefem Mitleid erfuhr sie am Ende ihrer traurigen Erlebnisse, daß Elise nun heimathlos als Schauspielerin und Deklamatorin im Lande herumziehe und daß sie beabsichtige, auch hier im Orte ein Deklamatorium zu geben.

Nun hatte zwar das Dörtchen neben ihrem gesetzten Hausfrauensinn noch ein warmes und offenes Herz für alles wirklich Schöne, was Kunst oder Natur bot; aber — ein Deklamatorium in einer Wirthsstube zu geben, das kam ihr doch als eine tiefe Herabwürdigung vor für eine Frau ihres Alters, für ihre ehemalige Herzensfreundin. Nur ihre Gutmüthigkeit hielt sie ab, ihr den Plan auszureden, und es kostete sie große Ueberwindung, zu versprechen, daß sie mit ihrer Familie Theil nehmen wolle, was doch Elise natürlich erwartete.

Während Elise lang und breit ihren traurigen Lebenslauf entwickelte, an dem natürlich — laut ihrer Darstellung — nur ihr ungewöhnlich schweres Schicksal die Schuld trug, sah sie mit heimlicher Wehmuth sich um in der traulichen, freundlichen Heimath, die ihr Dörtchen sich gegründet hatte, deren ganzer Reichthum sich freilich erst allmähliger Beobachtung enthüllte. Dieser solide bürgerliche Wohlstand, der sich auch in den kleinsten Dingen kundgab, diese anspruchslose, genügsame Einfachheit und vernünftige Sparsamkeit im Innern und diese herzliche, zwanglose Freigebigkeit nach außen, die Liebe und Achtung des Gatten, die sich ohne Worte doch so deutlich aussprach, der frischblühende Kreis der Kinder, die, alle glücklich begabt an Geist und Körper, mit der ehrfurchts-

vollsten Liebe auf die Mutter sahen; — hier war Alles an seiner rechten Stelle, nichts Gezwungenes noch Geziertes, keine starre, ängstliche Ordnung, sondern eine fröhlich belebte. Wie mochte es Elisen sein, wenn sie in ihr verödetes Herz, auf ihr zweckloses Dasein blickte?

Die deklamatorische Abendunterhaltung fand Statt. Elise trat im rothen Sammtkleid und silbergestickten Federbarett auf. Bei all den feierlichen, wie bei den scherzhaften Gedichten, die sie vortrug, hätte Dörtchen nur bitterlich um sie weinen mögen. Die arme Elise dauerte sie viel zu sehr, als daß sie sich noch an ihr geschämt hätte, doch war sie froh, als sie wieder daheim mit ihr war. Sie leuchtete Elisen in ihr Zimmer und blieb dort noch eine Weile bei ihr, da das arme Geschöpf lange nicht zur Ruhe kommen konnte. Sie standen beisammen am Fenster und sahen schweigend in die sternhelle Nacht; drüben auf der Höhe ließen Knaben noch vom Herbst übrig gebliebenes Feuerwerk los; man sah eine Rakete aufsteigen und erlöschen. Mit schmerzlichem Zucken wandte Elise sich ab und sprach leise: „Du hast das beste Theil erwählt!“

Dörtchen bat Elise am andern Tag recht herzlich, auf längere Zeit bei ihr zu verweilen, sie hätte ihr so gern etwas Gutes gethan, wenn sie gleich heimlich fürchtete, ihr Mann werde wenig Freude haben an dem poetischen Gaste, dessen gekünsteltes, gesteigertes Wesen ihm so gar zuwider war. Aber Elisen selbst schien es fortzutreiben von diesem gastlichen Dach, aus dieser Heimath der Liebe und des Friedens, voll kräftigen, gesunden Lebens. Sie reiste ab nach einigen Tagen, nachdem Dörtchen in aller Stille den Komödienstaat in ihrem leichten Koffer mit einem Vorrath guten Weißzeugs vermehrt hatte. Und so schieden die Freundinnen auf Nimmerwiedersehen.

Auf dem Kirchhof des Landstädtchens M. ist Dörtchens Grab. Auf ihrem Leichenstein, und dießmal spricht ein Grabstein Wahrheit, steht, daß sie starb als das Kleinod ihres Gatten, als der Schutzengel ihrer Kinder, als der Trost der Armen, als das rechte Bild eines guten Weibes mit frommem, demüthigem Herzen und rastlos thätiger Hand. Sie lebt noch im Andenken der Ihrigen, ein theures Vorbild für die nachwachsenden Geschlechter.

Wo Elisens unbeweintes Grab ist, weiß ich nicht. Aber wo man noch ihrer gedenkt, nennt man sie den bösen Engel ihres Gatten, dessen letzte Lebenstage sie vergiftet habe. Und doch war ihr Herz nicht schlimm, war ihr Wille einst gut gewesen. Aber die fromme Demuth hatte ihr gefehlt, die Treue im Kleinen, der ergebene Sinn, der nichts will, als recht und mit Freudigkeit die Bahn gehen, die der Herr ihm vorgezeichnet hat.

VII.

Ein Stadtschreiber.

Auch das war eine gloriose Zeit, als der Herr Döte (Pathe) Stadtschreiber noch regierte. Seit die Stadtschreibereien eingegangen sind, ist kein respektables Haus mehr im Städtchen zu finden. Jetzt gibt es Gerichtsnotare und Amtsnotare, Stadtschultheißen und Rathsschreiber, Verwaltungsaktuare, und Pfandcommissäre, die allesammt Mühe haben, sich nebst Familie des Hungersterbens zu erwehren. Alle diese Aemter waren dereinst vereinigt unter dem Dache der Stadtschreiberei, alle diese Würden ruhten auf dem Haupte des Herrn Stadtschreibers, und die zahlreichen Schreiber, die sich in die Aemter theilen, waren nur Glieder im Dienste dieses ehrwürdigen Hauptes.

Die Stadtschreiberei war kein modernes Haus, es versprach nicht viel von außen, aber von innen waren die Räume bequem und stattlich. Vorn heraus auf die Straße lag das Wohnzimmer, in dem gespeist wurde und wo sich die Familie des Tages über aufhielt, um am Fenster bequem beobachten zu können, was alles im Städtchen aus und einging. Die Schreibstube hatte nur die Aussicht auf benachbarte Winkel und Höfe, damit das Dienstpersonal nicht im Geschäft ge=

stört würde. Auf ein eigenes Arbeitszimmer wagte keiner der Substituten und Schreiber Anspruch zu machen; sogar der Herr Prinzipal hatte in der allgemeinen Schreibstube nur einen besondern umzäunten Platz, wo ein bequem gepolsteter Lehnstuhl stand, den er geruhte, des Tags eine bis zwei Stunden lang zu besetzen.

Das Wohnzimmer war bequem, aber durchaus nicht elegant möblirt; ein gepolstertes Sopha mit geschnörkelten Füßen, hochlehnige, weich gepolsterte Sessel, nach denen sich manchmal sehnsüchtig die Blicke der jüngern Schreiber und des Incipienten richteten, die mit hölzernen Stühlen vorlieb nehmen mußten, eine „Drissur," auf deren Gipfel blaue Meißner Tassen und rührende Gipsfiguren prangten, eine hohe Kommode mit weitgeschweiftem, inhaltsschwerem Bauche, ein Nähstock, um den die Frau Stadtschreiberin und ihre Töchter in emsigem Fleiße saßen, das bildete die ganze Zimmereinrichtung. Daneben aber war noch ein Staatszimmer, das bei außerordentlichen Gelegenheiten geheizt wurde, und Gastzimmer von der verschiedenartigsten Größe und Einrichtung, je nach dem Rang der etwaigen Gäste. Eine Stadtschreiberei war ein gastfreies Haus, das ganze Jahr offen für Verwandte und Freunde, zu welch erstern nach gut schwäbischem Brauche das halbe Vaterland gehörte. Die unheizbaren Zellen des Schreibereipersonals lagen im obern Stock und unter dem Dach. Es ging die Sage, des Herrn Amtssubstituten Zimmer könne geheizt werden, seit Menschengedenken hatte aber keiner von einem solchen Vorrechte Gebrauch gemacht.

Ein Stadtschreiber hatte ein wahrhaft fürstliches Einkommen, was sich denken läßt, da in seine Kasse all die Einkünfte der zahlreichen Aemter und Aemtlein floßen, die jetzt in so viele Kanäle und Bächlein vertheilt sind, und da zudem

noch das „Schmieren" und Geschenknehmen in jeder Art bei Beamten eine ganz hergebrachte Sache war, die mit einer gewissen Würde betrieben wurde und dem amtlichen Ansehen durchaus keinen Eintrag that.

Das fürstliche Einkommen theilte denn auch dem Herrn Stadtschreiber eine Art fürstlichen Bewußtseins mit, und kaum wird ein regierendes Haupt in unsern Tagen in seinem Staatsrath mit der Ehrfurcht empfangen, mit der die lautlose Schaar der Schreiber sich erhob, wenn der Herr Prinzipal geruhte, Morgens gegen zehn Uhr seinen Polsterstuhl in der Schreibstube einzunehmen; die meiste Zeit regierte er übrigens unsichtbar wie der Kaiser von China.

Womit der Herr Stadtschreiber seine übrige Zeit ausfüllte, da er mit wissenschaftlichen Forschungen sich nicht anzustrengen pflegte und den Genuß der schönen Literatur seinen Töchtern überließ, dürfte fast räthselhaft erscheinen; wenn man aber erwägt, wie viel Zeit die Verwaltung seiner Privateinkünfte und der Einzug der Geschenke in Anspruch nahm, wovon er wenigstens die klingenden selbst in Empfang nahm, während die Frau sich mit Annahme der Zuckerhüte und Kaffeedüten, mit Gänsen, Hühnern und sonstigen Viktualien befaßte, so dürfte man sich nicht mehr wundern. Rechnet man dazu, daß er sich nicht vor acht Uhr aus dem Bett erhob, und mindestens eine Stunde brauchte, um seine Morgenpfeife zu rauchen, daß er nach Tisch eine hinreichende Siesta hielt und sodann wieder unter dem Fenster lag, um sein ehrwürdiges Haupt den Vorübergehenden zu zeigen, daß er mit gehöriger Ruhe der Verdauung oblag, die Tagesneuigkeiten anhörte und die Zeitung studirte, so ist das Räthsel vollends gelöst.

Die rechte Uebersicht über sämmtliches untergebenes Personal konnte man bei Tisch bekommen, wo sich auf den Schall

einer Glocke oder auf den Ruf der Hausjungfer alles zu Tische einfand und nach abgehaltenem Tischgebet und einer Skala von „gesegnete Mahlzeit" in der gehörigen Rangordnung Platz nahm. Zuoberst natürlich thronte der Herr Stadtschreiber, eine stattliche, wohlgenährte Gestalt, zu seiner Rechten die Frau Stadtschreiberin, eine äußerst höfliche, kleine Frau, dann die jeweiligen Gäste, von denen das Haus selten leer war, sodann die Töchter des Hauses.

Darauf begann der Reigen der Schreiber mit dem ersten, dem Amtssubstituten, der noch zweier Teller, ja sogar einer Serviette mit perlengesticktem Band gewürdigt war. (Es waltete starker Verdacht ob, daß letzteres ein Geschenk der Jungfer Karoline, der zweiten Tochter des Hauses sei, nach deren Besitz er strebte, und Erhörung hoffen durfte, wenn erst Mine, die älteste, ziemlich unschöne Tochter anderweitig versorgt war, denn die Frau Stadtschreiberin war entschieden der Meinung, „man dürfte den Haber nicht vor dem Dinkel schneiden.") Folgte sodann der Substitut, der auch noch zwei Teller, aber keine Serviette mehr hatte, nach diesem die übrigen Schreiber, die in Ermanglung eines Extratitels mit ihren Namen angeredet wurden, und zuunterst auf einem ordinari Küchenstuhl der Incipient, der allezeit zu etwaigen Handreichungen bereit sein mußte.

Mehr noch als an Platz und Stühlen war der absteigende Rang an den Weinflaschen zu erkennen, mit denen jedes Couvert versehen war. Zuoberst vor des Herrn Platze stand bloß das geschliffene Glas, die Flaschen mit auserlesenen Weinen, mit denen er sich und die Gäste bediente, standen etwas im Hintergrund, damit nicht so leicht bemerkt werden könnte, was und wie viel dem Herrn Prinzipal zu sich zu nehmen beliebte. — Der Herr Amtssubstitut, so wie der Substitut waren noch je mit einer Flasche rothen Tischweins

versehen, sodann kam eine Stufenleiter immer kleinerer Bouteillen von immer zweifelhafterer schillernder Farbe und säuerlicherem Geruch, bis sich die Reihe beim Incipienten mit einem halben Schöppchen Apfelmost schloß.

Während des Essens wagte selten einer des untern Personals den Mund zu öffnen, außer zu einer Antwort; nur die beiden Substituten führten mit Herr und Frau vom Hause ein Gespräch über Stadtneuigkeiten, wagten auch hie und da einen Scherz mit den Jungfer Töchtern (von Fräulein wußte man noch nichts) und mit den Gästen, die sehr häufig aus jungen Damen bestanden. Nachdem Suppe, Fleisch und Gemüse abgetragen waren, erhob sich der Amtssubstitut mit gefülltem Glas: „Herr Stadtschreiber, ich habe die Ehre, auf Ihre Gesundheit zu trinken;“ mit gnädiger Verbeugung antwortete das gebietende Haupt: „Ich danke Ihnen, Herr Amtssubstitut, wünsche gleichfalls.“ — Sodann erhob der Substitut den gleichen Spruch und erhielt die Antwort: „Ich danke, Herr Substitut.“ Wie ein Echo klang sofort der Spruch aus einem Munde nach dem andern. Die Schreiber wurden mit einem: „danke, Herr Beutemüller, Herr Maier u. s. w.“ abgefertigt; der Incipient mit seinem Mostglas erhielt noch ein: „ist recht,“ ohne weitere Zuthat. Sodann trat das Corps den Rückzug an, wenn nicht etwa noch der Amtssubstitut einer besondern Einladung dazubleiben gewürdigt wurde.

Während die Schreiber in der Amtsstube sich mit allerlei Witzen und lautem Geplauder für das lange Schweigen entschädigten, wurden auf der Stadtschreiberstafel erst noch Extraleckerbissen aufgetragen, Krebse, Braten, süße Speisen und Nachtisch. Trotz der streng eingehaltenen Hausordnung und der Flaschen in absteigender Linie durfte aber gewiß Niemand im Hause Mangel leiden. In der Stadtschreiberei war Voll=

auf das ganze Jahr, die Frau Stadtschreiberin setzte ihres Herzens Stolz nicht wie eine Dame heutzutage in einen offenen Schreibtisch mit eleganten Albums, welche die Herzen der Besucher mit geheimem Schreck erfüllen, weil sie dieselben mit einem erzwungenen poetischen, oder theuer erkauften künstlerischen Beitrag bereichern müssen, auch nicht in eine Etagère mit zierlichen Kleinigkeiten, wohl aber in eine wohlgefüllte Speisekammer, deren Anblick jedwedes Herz erfreuen mußte. Da hingen Schinken, Speckseiten, Würste und geräuchertes Fleisch jeder Größe und Gestalt; umher standen Schmalzhäfen von kolossalen Dimensionen, Butterballen und Eier in ungezählter Menge, alles in geeigneten Gefäßen. Daher ist in den alten Häusern noch solche Rücksicht auf den Umfang der Küche und Speisekammer genommen, während in unsern Tagen eine Küche von drei Schritten Länge und ein Speisekasten genügen müssen für eine Wohnung, die Salons-, Speise-, Musik- und Besuchzimmer in Menge zählt.

An einzelnen Tagen wurden wohl auch die Schranken des Standesunterschieds etwas bei Seite geschoben. Auf Bällen zum Beispiel durfte jedweder der Schreiber auf einen Walzer, Ecossaise oder Menuet mit einer Tochter des Hauses Anspruch machen. Solche Attention wurde sogar erwartet, nur mußte auch in der gebührenden Ordnung engagirt werden, also daß eines der titellosen Subjekte niemals wagen durfte, vor dem Herrn Amtssubstituten sich zu melden.

Eines der schönsten häuslichen Feste war aber die alljährliche Metzelsuppe, die Winters abgehalten wurde. Um den Genuß des Festes zu erhöhen, durfte fast das ganze Personal der Schreiber thätigen Antheil an der vorhergehenden Arbeit nehmen, mit Speckschneiden u. dgl., welche Mühe aber durch die Anwesenheit und Mithülfe der Töchter und weiblichen Gäste versüßt wurde, mit denen bei dieser Gelegenheit

auch den Subjekten, dem Herrn Beutemüller u. s. w. ein Spaß erlaubt war. Der Incipient durfte sich noch mehr beim Geschäft betheiligen, indem er das Schüsselchen zum Blut unterhielt und dem Mezger durchgängig hülfreiche Hand leistete. Dafür aber wurde schon den Tag über Kesselfleisch in reichlichen Portionen vertheilt und Abends die Metzelsuppe mit größter Heiterkeit verspeist, bei welcher Gelegenheit auch die feierliche Würde des Herrn Principals in gemüthlichem Humor unterging. Ganz war freilich der Standesunterschied nicht aufgehoben: die Würste des untern Personals zeigten mehr und mehr eine Armuth an Speck, die bloß durch reichliches Gewürz ergänzt war, die Flaschen dagegen, mit Ausnahme der des gebietenden Herrn, waren diesmal von gleichem Inhalt und nicht gemessen oder gezählt, so daß sämmtliche Gesellschaft höchst befriedigt das Mal verließ.

Nicht minder festlich wurde der Herbst (die Weinlese) in dem Weinberg des Herrn Stadtschreibers abgehalten, der mit einem äußerst geschmackvollen Gartenhaus geziert war. Außer dem Hauspersonal und den zahlreichen Gästen nahm sämmtliche Honoratiorenschaft des Städtchens an der Festivität Antheil. Die Schreiber versahen sich je nach Maßgabe ihrer baaren Mittel mit Pulver und Feuerwerk, die Herrn Substituten brachten sogar Raketen und Feuerräder auf den Platz, welch letztere jedoch jedesmal verunglückten, trotz dem, daß der Stadtknecht (der Amtsdiener des Stadtschreibers) und der Incipient mit Stöcken dazu gestellt wurden, um die widerspenstigen zu treiben. — Nach einer äußerst reichlichen Bewirthung, bei welcher die Trauben, die köstlichen Gaben des Herbstes, nur Nebensache waren, kam der Abend, an dem sich die zunehmende Heiterkeit durch Schießen und Feuerwerk Luft machte, bis ein glorreicher Rückzug mit Fackeln erfolgte. Oft durfte der Jubel sogar noch mit einem Tanz

im großen Zimmer der Stadtschreiberei beschlossen werden, wo ein etwas heiseres Clavier stand, auf dem Jungfer Mine mit großem Applaus eine Ecossaise und zweierlei Walzer spielte, bis sie selbst vom galanten Substituten engagirt wurde, welcher nach der Maultrommel des Herrn Maier, wozu Herr Nüßeler den Takt trat, einen Hopswalzer mühselig mit ihr vollendete.

Noch glorreicher entfaltete sich das Personal der Stadtschreiberei während der Schlittenfahrten, die dort vom ersten befahrbaren Schnee an arrangirt wurden. Der Herr Stadtschreiber mit seiner Frau Liebsten fuhr mit stattlichem Gespann in einem grün und roth bemalten Schlitten voraus. Sämmtliche Schreiber theilten sich in die Ehre, die Töchter, Nichten und Bäschen der Familie führen zu dürfen, welche sich freilich meist auf „Reibern" behelfen mußten; nur der Amtssubstitut führte Jungfer Karoline im Triumph in dem glücklich erbeuteten Schlitten des Müllers, der die Gestalt einer Tulipane hatte und vorne mit einer Meerfrau geschmückt war. Der klingelnde Zug, in dessen Nachtrab aus Mangel eines Rollgeschirrs auch Kuhglocken ertönten, fuhr sodann auf einen benachbarten Hof, wo die Zeit mit Tanz und Spiel bis tief in die Nacht hinein verjubelt wurde und bei der fröhlichen Heimfahrt im Dunkel der Nacht manch schüchterner, bis dahin versiegelter Schreibermund sich öffnete und sogar wagte, die Einziehung des Schlittenrechts zu versuchen.

Wie schön aber ist vollends die letzte und glänzendste Festlichkeit in der Stadtschreiberei ausgefallen, als der galante Substitut, der durch die Verwendung des Stadtschreibers eine Extraprobatorstelle erhalten, sich entschloß, um die Hand der gereiften Jungfer Mine zu werben, somit auch die stillen Wünsche des Amtssubstituten laut werden durften, der mit der Hand seiner Karoline die Aussicht auf Amtsnachfolge

erhielt, und nun diese erfreuliche Doppelverlobung gefeiert wurde! Die nähere Beschreibung des Festmahls bei dieser Veranlassung ist in unsern Zeiten fast unmöglich geworden, wo für eine bürgerliche Küche das Kochbuch einer Frau Stadtschreiberin zu den Chimären gehört. — Gut aber war es, daß die Jungfer Töchter noch in den Glanzzeiten des Hauses versorgt wurden, denn die Hinterlassenschaft zeigte sich, wie schon häufig der Fall war, viel geringer, als die Welt vermuthet hatte, da selbst ein fürstliches Einkommen zu Bestreitung des enormen Aufwandes nicht immer hinreichen wollte.

Nun ist all diese Herrlichkeit fast spurlos untergegangen, vergebens suchen wir in groß und kleinen Städten nach einem so gastlichen Hause, wie einst die Stadtschreiberei war, nach einem ähnlichen Verhältniß zwischen Principal und Untergebenen, das neben aller steifen Förmlichkeit doch wieder etwas Patriarchalisches hatte. Der nivellirende Geist der Zeit duldet keine so erhabenen Häupter mehr, und obschon das Institut der Stadtschreibereien noch keiner grauen Vergangenheit gehört, so klingt es doch schon wie uralte Tradition im Munde des Volkes: „er hat einen Hochmuth wie ein Stadtschreiber.“

erhielt, und nun diese erfreuliche Doppelverlobung gefeiert wurde! Die nähere Beschreibung des Festmahls bei dieser Veranlassung ist in unsern Zeiten fast unmöglich geworden, wo für eine bürgerliche Küche das Festmahl einer Frau Stadtschreiberin zu den Chimären gehört. — Gut aber war es, daß die jüngste Tochter noch in den Glanzzeiten des Hauses verlobt wurden, denn die Hinterlassenschaft zeigte sich, wie schon häufig der Fall war, viel geringer, als die Welt vermuthet hatte. [illegible] zu Bestreitung des [illegible] Aufwandes nicht immer [illegible] rechnen wollte.

Nun ist all' diese Herrlichkeit [illegible] vorübergegangen, [illegible] haben wir in groß und kleinen Städten [illegible] einen [illegible], wie einst ein Stadtschreiber war, [illegible] Verhältniß zwischen [illegible] und Untergebenen, daß jeder über seinen [illegible] es war patriarchalischer hatte. [illegible] selbst keine [illegible] Schreiber mehr, und [illegible] des Stadtschreiberamts [illegible] gehört, so [illegible] der [illegible] Bolfes: er hat einen [illegible] wie ein Stadtschreiber.

Die alten Häuser von K.

Es ist eine schöne Sache um die freundlichen Vorstädte, die sich während der langen Friedensjahre um unsere alten Städte und Städtchen herum angesiedelt haben, friedliche Vorposten, die uns sagen, es sei gerade nicht mehr schlimm gemeint mit den finstern Resten von hohen Stadtmauern und festen Thürmen, die noch aus der alten Zeit herüber schauen. — Und doch geht mir erst das Herz auf, wenn ich in den Kern einer alten Stadt eindringe, wo die geschwärzten hohen Häuser mit Resten von abenteuerlichen Bildern und Inschriften, mit Thürmchen und Erkern recht mährchenhaft auf die neue Welt herunter schauen.

So ein neues, hellangestrichenes Haus, mit Dutzenden nach Einem Modell gebaut, mit luftigen, freundlichen Räumen, mit schmalem Flur und gewundener Treppe, in dem jedes Eckchen Raum ausgezirkelt ist, daß ja keines müßig stehe, ein Haus, dessen eigener Besitzer sich in die kleinsten Ecken zusammenkauert, dessen regelmäßige Zimmer einen Miethbewohner nach dem andern gleichgültig sich ansiedeln und wieder ziehen sehen, — was

kann es von einem früheren Bewohner anders sagen, als: „er lebte, nahm ein Weib und starb?"

Tretet dagegen ein in den weiten, dunkeln Flur eines alten Hauses, wo da und dort noch geschwärzte Bilder hängen, von denen Niemand weiß, woher sie kommen und wie lange sie da sind, schreitet die breiten Stiegen hinauf in die getäfelten Gemächer, die durch seltsame Treppchen und Gänge getrennt und verbunden sind, und beseht euch die zahlreichen Kammern und die heimlichen Dachböden, in deren Winkel noch Trümmer aus uralten Zeiten verborgen stecken. Nun sagt, ob nicht jedes solche Haus euch eine eigene wundersame Geschichte erzählt, und ob es nicht den Stempel eines bestimmten Geschlechts an sich trägt? — Freilich, wenn dieses untergegangen ist, werden neue, gleichgültige Bewohner von den alten Räumen nur mit schelem Auge angesehen, so daß sich jene nie recht heimisch darin fühlen und allerlei Spuck verspüren: Pantoffeln, die Nachts durch die Zimmer schlürfen, nächtliches Thürklopfen, Kettenrasseln, wenn nicht gar unsichtbare Ohrfeigen, und was sonst noch zum Treiben der Gespenster gehört. — Bewohnen möcht' ich deßhalb ein solches Haus just nicht, aber einsam es durchstreifen oder darin spielen, wenn ich noch ein Kind wäre. Welch herrliche Tummelplätze zum Haschen, welch köstliche Eckchen zum Verstecken, welch trauliche Nestchen

zum Puppenspiel und Erzählen! Was ist dagegen für Kinder ein modernes Logis, wo überall Parkette sind, auf die man nicht treten, Sopha's, auf die man nicht sitzen, aufgeräumte Plätze, wo man keine Unordnung machen soll!

Aber Eine Gattung alter Häuser gibt es, denen es ganz wohl und behaglich zu sein scheint, daß ein neues lebendiges Menschengeschlecht in sie eingezogen ist: das sind die ehemaligen Klöster. Wie fröhlich sonnen sich die altersgrauen Mauern, von der thurmhohen Umschließung befreit, wie lustig wiederhallen die Wände des Refektoriums von den Tritten spielender Kinder, wie freundlich duften die Blumen im Klostergärtchen jungen, hellaugigen Mädchen entgegen. Sie möchten ihnen wohl sagen, daß ihre Ahnfräulein (wenn Blumen Ahnen zählen) dereinst nur von alten knöchernen Fingern gepflückt worden, oder von bleichen, jungen Händen, die nun und nimmer ein leuchtender Trauring schmücken durfte.

Von all den Häusern in K. ist es nun das Kloster, in das ich den Leser zuerst einführen möchte. Ich weiß keine Klostergeschichte davon zu erzählen, weder à la Sigwart, noch à la Hartmann; ich möchte nur einige der Gestalten vorüberführen, die in neuern Tagen durch das alte Gebäude gegangen sind.

I.

Das Kloster.

Das Kloster in K. hat aus seinen alten Tagen fast nur das Bequeme, Trauliche behalten: die weiten Räume, die bauschigen Gitterfenster, in die man sich ganz hineinlegen und wie aus einem luftigen Käfig in die sonnenbeschienene Welt hinausschauen konnte. Beinahe alles Grausige, Gespensterhafte war längst durch das geschäftige Treiben jüngerer Geschlechter weggeräumt. Nur in einer ungebrauchten Bodenkammer hing noch das geschwärzte Bild einer Nonne, dessen Original natürlich die Volkssage eingemauert worden sein ließ, und unten, wo es hinter der Treppe so dunkel ist, befindet sich eine eiserne Thür zu einem unterirdischen Gange, der, ich weiß nicht wie weit, sich erstrecken soll. Mit schauerlicher Lust wagten die Kinder des Hauses sich hie und da etwa zehn Schritte in dem Dunkel vorwärts, aber manche Tagesstunde, ja halbe Nächte lang, unterhielten sie sich mit Planen, wie der Klosterschatz, der natürlich hier verscharrt sein mußte, zu heben, und vor allem, wie er zu verwenden sei. Goldene Luftschlösser erhoben sich, wenn sie in nächtlicher Stille flüsternd im Bett darüber plauderten. — Bis heute hat ihn aber noch keiner gehoben. Vor Zeiten waren

wirklich Nachgrabungen angestellt worden, man war aber nur bis auf die Spur verschütteter Stufen gekommen. — Der Sohn des Hauses hatte in jüngern Tagen mit seinen Kameraden die Grabung erneuert, das einzige Resultat aber waren beschmutzte Wämser und zerrissene Hosen, weßhalb das Geschäft von Seiten der Eltern niedergelegt wurde. — Von Gespenstern hat man nie viel vernommen. Die obbemeldete eingemauerte Nonne, ein unentbehrliches Requisit eines alten Klosters, soll freilich zur Weihnachtszeit manchmal mit gerungenen Händen sich haben blicken lassen, gesehen hat sie aber Niemand und gefürchtet nur so weit es zu einem behaglichen Grausen gehörte.

Am Eingang des Klosterhofs steht noch das kleine Thorhäuschen, vom Thorwart bewohnt, der da keine Amtsverrichtung, nur die Vergünstigung der freien Wohnung hatte. Es war ein eisgrauer, steinalter Invalid, der ganze sommerlange Tage im Sonnenschein vor seinem Häuschen sitzen konnte. Gesprächig war er gewöhnlich nicht, wenn aber einmal die Schleuse aufging, so wußte er viel zu erzählen von den Kriegsthaten seiner jungen Jahre — er hatte noch unter Friedrich dem Großen gedient — für den gestrigen Tag hatte er kein Gedächtniß mehr. Der Großvater verehrte ihm allmonatlich ein Paket Tabak, das ihm die Kinder überbringen durften. Herzlich leid that's ihnen, als der alte Stelzfuß begraben war und nur noch sein uralter, kindisch gewordener Pudel sich vor dem Häuschen sonnte.

Das Kloster war seit lange zu einer Beamtenwohnung eingerichtet und der Großvater und die Großmutter wohnten darin. Ich will den Leser nicht lange plagen mit genealogischen Erläuterungen über meine verschiedenen Großeltern väterlicher und mütterlicher Seits. Ist er doch selbst wohl so glücklich, solche zu haben oder gehabt zu haben, und wenn

bei dem Namen Großvater und Großmutter eine recht freundliche, trauliche Erinnerung in ihm aufwacht, eine Erinnerung aus der ersten frischen Kindheit an einen Lehnstuhl und eine liebe, ehrwürdige Gestalt darin, an fröhliche Ferien, an Geburts- und Weihnachtsgeschenke, so ist das vollkommen genug.

Der Großvater war, was man einen Mann von altem Schrot und Korn nennt, ungeschliffen im guten Sinne des Worts. Mit den Redensarten hat er's nie genau genommen, aber er war wohlmeinend in der That und Wahrheit. Die Großmutter — dereinst das Dörtchen von Rebenbach — war eine Frau, wie's nicht mehr viele gibt, klein, geschäftig, beweglich, mit hellen Augen und offenem Herzen für alles, was schön und gut ist in der Welt und über die Welt hinaus. Sie konnte ihren eigenen Sinn haben, und der Bereich ihres Hauswesens war ihr unbeschränktes Königreich, in dessen Regierung sie keine Eingriffe duldete. Aber blieb sie unangefochten, so war sie auch eine gnädige Herrin, und so klein sie war, sie verstand sich in Respekt zu setzen. Sie war nun freilich nicht in allen Stücken mit dem Zeitgeist fortgeschritten. Von der Dienstbotenemancipation wollte sie nicht viel wissen: „laßt die Leute an ihrem Platz, haltet sie so, wie sie sich's in ihrem Heimwesen dereinst auch machen können, verwöhnt sie nicht unnöthig.“ Auch ihr literarischer Geschmack war nicht auf der Höhe der Zeit, und das Lied: „Guter Mond, du gehst so stille &c.,“ hat ihr ihr Lebtage besser gefallen, als das damals eben neu auftauchende Lied Göthe's: „das Wasser rauscht, das Wasser schwoll,“ dessen mystische Schönheit ihr niemalen einleuchten wollte. Aber trotz alledem war sie das belebende Element ihres Hauses und zum Segen geschaffen für jede Zeit, in der sie gelebt und gewirkt hätte.

Der Großvater war ein rastlos betriebsamer Geist, der

sich immer mit einer neuen Erfindung trug, und das weitläufige Klostergebäude war eben recht für die zahlreichen Versuche, die er anstellte, ohne jemals Chemie, Physik oder Technologie studirt zu haben. Bald erfand er neue Weinschöne, bald entdeckte er Torflager, dann machte er Bauplane, konstruirte Maschinen oder ließ Stahl fabriciren; sogar mit der Alchymie hat er's versucht und Molche nebst Messingstücken in Schachteln gesperrt, weil er gehört hatte, daß sie dieses Metall verzehren und darauf als Gold von sich geben. Letzterer Versuch scheint keine glänzenden Resultate geliefert zu haben! er wollte später nicht mehr daran erinnert sein. — Auch als Schriftsteller versuchte er sich und schrieb zu seinem Privatvergnügen zahllose politische und volkswirthschaftliche Aufsätze. Sein Styl war zu wenig gehobelt, als daß sie zur Veröffentlichung getaugt hätten, und so vermoderten sie in seinem Schreibtische. Gut, daß sie nun dahin sind. Obgleich er unter dem gar alten Regime und unter der Napoleonischen Herrschaft ein mächtiger Oppositionsmann war, hatte er doch vom Freiheitsschwindel, wie er sich seit den dreißiger Jahren regte, so wenig eine Ahnung, daß der gute Großvater in unsern Tagen für ein Monstrum von Gesinnungsuntüchtigkeit, für den Kaiser aller Heuler erklärt würde.

Weil er sich auf allen Feldern versucht hatte, war ihm auch nichts neu auf der Welt. Nil admirari, das war, wenn auch unausgesprochen, sein steter Wahlspruch. „Hab's schon lang gewußt — gerade so war's in den siebenziger Jahrgängen — wird eben so wie selbiges mal“ — das waren seine Bemerkungen über alles, gleich dem alten Rabbiner in Gutzkows Acosta. — Sein Herz aber saß auf dem rechten Fleck bei all seinen rauhen Außenseiten. Bei Kranken war er hülfreich wie eine barmherzige Schwester, bei Kindern zärtlich und nachsichtig wie eine Mutter. Obgleich er auch in An-

sehung des Geldes etwas konservativer Natur war, so war doch für die Enkel seine Hand stets offen; eigenhändig spickte er um Weihnachten und Ostern die rothen Aepfel mit neuen Sechsern, die Gratulationsgedichte zu Geburtstag und Neujahr wurden anständiger honorirt als die manches Hofpoeten, und seine schlichte Gestalt mit dem schwarzen Käppchen auf dem kahlen Scheitel bleibt für uns der Mittelpunkt einer freudenreichen und sonnigen Kinderzeit.

Der Charakter seiner Bewohner brachte es mit sich, daß das Kloster, wie in der baulichen Einrichtung, so auch in der Bestimmung von den alten Tagen nur das beste und freundlichste Theil übrigbehalten hatte: das, eine Herberge der Verlassenen, eine Zuflucht der Heimathlosen zu sein. Nicht daß es just eine verwahrloste Kinderanstalt geworden wäre, oder ein Blindenasyl, oder ein Gutleuthaus; nein, es trug einen heiteren Charakter. Es gibt Verlassene, für die Niemand sammelt und Feste hält und Häuser baut, und solche nahm das Kloster auf.

Da kam das einemal die arme Frau Base Klenker sammt ihrem Hündchen und ihrer Schnupftabaksdose und siedelte sich beim Herrn Vetter an, um ein paar Monate Licht und Feuerung zu ersparen; dann kam in tiefer Nacht eine ehemalige Nachbarin, eine unglückliche Kaufmannsfrau sammt Kind und Habe, die ihrem rauhen Mann entlaufen war. Ein andermal war's die Jungfer Hannebiene (ihr Verwandtschaftsgrad konnte niemals ausgemittelt werden), die eben kein Unterkommen als Hausjungfer hatte und die nun mittlerweile ihre Kochkünste im Kloster producirte. Jetzt mußte Raum geschafft werden für die arme Pfarrwittwe, deren Habe verbrannt war, bis sie wieder ein Obdach hatte; dann zog ein armer Forstwart ab, bei dessen elf Kindern die Großmutter Pathin war; da mußten zur Erleichterung der Eltern

sechs bis sieben Päthchen beherbergt werden, und so ging's fort. Dabei werde nicht gedacht der unzähligen kürzern Besuche von bestimmungslosen Vettern, ehemaligen Schreibern, ausgedienten Mägden u. dgl.

Auch ergötzlichere Gäste suchten das Kloster heim. So der Onkel von P., der die Rolle des gutmüthigen Polterers übernommen hatte, fluchte wie ein Heide, daneben aber ein herzguter Mann war und alle Taschen voll Geschenke für die Kinder mitbrachte. Wenn man ihn und den Großvater zusammen sprechen hörte, so meinte man, die zwei Brüder haben grimmige Händel, waren aber die besten Freunde von der Welt. Den Kindern fast noch willkommener war's, wenn der dünne Herr Pater von N. in der schwarzen Kutte auf seinem zahmen Rößlein einhergeritten kam, gefolgt von der dicken freundlichen Marieliese, seiner Köchin, um sich seine Renten vom Großvater ausbezahlen zu lassen. Der Herr Pater hatte stets rührende Klosterbilder für die Kleinen, worauf eine heilige Theresia war mit Augen wie Pflugräder, die zum Himmel starrten, oder ein heil. Sebastian, mit klafterlangen Pfeilen gespickt. Der Herr Pater hatte keinerlei Verrichtungen in dem ganz protestantischen Dorfe N.; er lebte als der letzte Pensionär in einem alten Stifte dort und ließ sich's unter der Pflege seiner Marieliese recht wohl sein, war auch höchst tolerant und allenthalben gern gesehen. Alljährlich hielt er ein großes Fest, wenn der Karpfensee abgelassen wurde; das war der Marielise Ehrentag; sie lief ganz strahlend und glitzernd umher wie der fetteste geschmorte Karpfen. — Der Herr Pater pflegte sie vielfach mit einem Geschichtchen aus der Anfangszeit ihrer Küchenlaufbahn zu necken. Sie machte in der Küche eines Prälaten zu N. ihre ersten Studien und hatte bei einer großen Festlichkeit ein

Spanferkel zu bereiten. Die Oberköchin sagte ihr: „Marieliese, wenn Du das Spanferkel aufträgst, so thu' auch Lorbeerblätter hinter die Ohren und eine Citrone in's Maul." Welche Heiterkeit verbreitete sich im Saal, als die gute Marieliese mit dem Spanferkel eintrat, Lorbeerbüschel hinter ihren Ohren und eine Citrone im weitaufgesperrten Mund!

Einige der jeweiligen Insaßen des Klosters verdienen näher in's Auge gefaßt zu werden. Der erste derselben ist:

Der Emigré.

Als der Großvater noch vor seiner Bedienstung in K. als Beamter im kleinen Grenzstädtchen U. wohnte, war daselbst bei Nacht und Nebel ein ehrbar aussehender Franzose angekommen, begleitet von einer Mademoiselle, deren eigentliche Stellung zweifelhaft war. Mit Hülfe der Mademoiselle, die deutsch verstand, gab sich der Fremde als einen Monsieur Meuret zu erkennen, den die Stürme der Revolution von Haus und Amt vertrieben. Er war zwar kein Vicomte oder Marquis, aber doch der Anhängsel eines solchen, bei dem er als Beamter oder Verwalter angestellt gewesen war. Monsieur Meuret, der keine andern Schätze gerettet hatte, als die Mademoiselle, deren wirklicher Werth schwer anzugeben gewesen wäre, ließ sich in besagtem Grenzorte als französischer Sprachlehrer nieder, weil ihm zum Weiterkommen Rath und Mittel fehlten. Nun war aber U. eine kleine Stadt, wo außer Erbsen und Linsen wenig gelesen wurde; daher fanden sich wenige Schüler, so daß der arme Emigré kaum das nothdürftigste Auskommen fand. — Als nun der Großvater in K. eingerichtet war, glaubte er, daß hier, in einer kleinen Residenz, ein französischer Maitre Bedürfniß sei; darum verschrieb er Herrn Meuret, dessen traurige Lage ihm bekannt

war, und bot ihm sein Haus als Heimath an, bis er sich eine eigene Wohnung verschaffen könnte.

Nur Ein Bedenken war dabei. Im Hause der Großeltern wurde streng auf Zucht und Sitte gehalten. Der Großvater hatte, als ihm während der französischen Einquartierung die bonne amie eines Generals in's Quartier zugewiesen wurde, diese mit großer Energie ausgetrieben, und obgleich ihm kein Französisch zu Gebot stand, als der Ausruf: „Marsch, Madame!" so hatte sie's doch wohl verstanden. Nun war zu fürchten, Monsieur Meuret möchte nicht ohne die Mademoiselle kommen; das wollte der Großmutter gar nicht munden, und doch mochte man deßhalb nicht die Gelegenheit versäumen, dem Heimathlosen eine Heimath zu bieten. Endlich entschloß man sich, Herrn Meuret ohne Bedingungen und Klauseln einzuladen. Siehe da, es kam alsbald eine Art von Kutschenwagen mit äußerst wenig Gepäck; darauf thronte Monsieur Meuret, und allerdings die Mademoiselle, die er aber sogleich als Madame Meuret vorstellte. In Betracht ihrer erlebten Drangsale und ihrer hülflosen Lage drückte man ein Auge über die Vergangenheit zu und Monsieur und Madame wurden im Kloster untergebracht.

Monsieur Meuret eröffnete sogleich einen Lehrkursus, der von der aufblühenden Jugend, sowohl aus dem hohen Adel als dem verehrten Publikum recht zahlreich besucht wurde, Madame gründete eine französische Strickschule, und so fanden sie sich bald, wenigstens im Vergleich mit ihrem letzten Aufenthalt in recht erträglichen Umständen. Die Kenntnisse, die man sich bei Madame erwarb, beschränkten sich freilich auf ein paar Phrasen: Madame, s'il vous plait, examinez mon ouvrage, Madame, s'il vous plait, laissez moi sortir, u. dgl., aber doch war's immerhin französisch und darum ein ganz anderes Ding als eine deutsche Strickschule.

Monsieur Meuret bewegte sich in äußerst gemessenen, zierlichen Formen und schien das dreifache Maß seines äußerlich verlorenen Ranges innerlich in sich aufgenommen zu haben. Madame befliß sich minderer Feinheit, und das eheliche Verhältniß des edlen Paares, das sich so spät und nach so langer Bekanntschaft verbunden, schien eben nicht das zärtlichste zu sein. Madame Meuret, eine geborene Elsäßerin, hatte als deutsches Stammgut nichts behalten als deutsche Schimpfwörter, die sie in unglaublicher Anzahl vorräthig hatte und an ihren Eheliebsten so wie an ihre Zöglinge verschwendete, über welch letztere sie hie und da noch ein fühlbareres Regiment mit der Elle führte. Alle Thiernamen standen ihr zu Gebot, und sie stellte sie auf eine Weise zusammen, daß Linné und Buffon in Verlegenheit gewesen wären, die Geschöpfe zu klassificiren, z. B. du Stockfischgans, du Kalbsluckel, du bist mit Spühlwasser getauft! ꝛc. ꝛc. Die Tugend der Unpartheilichkeit mußte man ihr lassen, da sie die Töchterlein ihres Protektors höchstens mit noch stärkeren Ehrentiteln und häufigeren Ellmeßberührungen heimsuchte.

Das liebste Gesprächsthema des Ehepaars war wie natürlich ihre verlorene Herrlichkeit, die wie es zu gehen pflegt, in der Erinnerung beträchtlich erhöht und verklärt wurde. Besonders gründlich war Monsieur Meuret in der Schilderung seiner reichen Garderobe, die den kleinen Mädchen, denen er sie beschrieb, ganz fabelhaft erschien. Er hoffte auch immer noch wieder in den Besitz wenigstens dieses Theils seiner Habe zu kommen, den er, bereits in Kisten gepackt, auf der Flucht irgendwo deponirt habe. Da aber eben nichts kam, ward die Geschichte von Herrn Meurets Kleidern allmählig zum Mythus.

Welcher Triumph war es nun für den verkannten Edeln, als eines Morgens durch's Städtchen die Kunde erscholl,

Monsieur Meurets Kleider seien angekommen! Die Schülerinnen, wohl auch die Mütter, eilten herbei, den Schatz in Augenschein zu nehmen. Ja, da war die ganze Herrlichkeit! der unwiderlegliche Beweis, daß Monsieur Meuret daheim ein Mann comme il faut gewesen. Da lag ein geblümtes Sammetkleid, ein rother, ein apfelgrüner Frack, ein Staatsdegen, ein galonirter dreieckiger Staatshut, kurze Inexpressibles mit silbernen Knieschnallen, seidene Strümpfe, Schnallenschuhe, und über das Alles noch ein Ludwigskreuz! Für welches Verdienst Monsieur Meuret letzteres bekommen, da er, so viel bekannt, nichts gethan hatte, als daß er davon gegangen war, das wurde nie sicher erhärtet, wie es so oft bei Orden der Fall ist. Genug, der Orden war da und Monsieur Meuret trug ihn von Stunde an, zusammt dem geblümten Sammtkleid, Degen und Staatshut, obgleich alle diese Kleiderpracht zehn Jahre im Dunkel gelegen und gänzlich außer Kurs gekommen war. Hat jemals das Kleid den Mann gemacht, so war das hier der Fall; Meuret machte, gerade wegen der Seltenheit seines Costüms, eine höchst respectable Figur, und er war in den Augen des ganzen Städtchens um viele Procent gestiegen; ja, Madame selbst bekam ein Gefühl ihrer Würde, ihre Ausdrücke wurden feiner und ihr Putz, der früher keineswegs französische Eleganz verrathen hatte, wurde gewählter.

Außer der Garderobe mußte Herr Meuret nicht viel Besitzthümer zurückgelassen haben, denn auch nach der Restauration bezeigte er kein Verlangen nach der Heimkehr; es scheint, der Vicomte hat sich nicht restaurirt. Dagegen aber ging dem würdigen Mann noch am Lebensabend ein anderer Glücksstern auf; er wurde durch Vermittlung eines adeligen Gönners als Professor der französischen Sprache an die Landesuniversität berufen, eine Stelle, auf die er ungefähr so

viel Ansprüche hatte, als auf den Orden. — Gleichviel, er war's einmal und trug die Bürde dieser neuen Würde mit allerhöchstem Anstand. Madame schaffte sich augenblicklich ein neues schwarzes Seidenkleid an und nannte ihn von Stund an ‚mon cher'. Monsieur und Madame Meuret reisten ab und überließen es ihren theuern Schülerinnen, Französisch, Bildung und Fransenstricken zu lernen wo sie wollten. — Ob und wie weit er seine neue Stelle ausgefüllt, ob das geblümte Sammtkleid bis an sein Lebensende ausgehalten, ob Madame das mon cher nicht wieder verlernt hat, darüber ist mir nicht viel zu Ohren gekommen. Aber der Großvater dachte sein Leben lang mit Vergnügen daran, wie er durch die Berufung des Emigré nach K. den Grund zu dessen Glück gelegt.

Der Maler.

Wie viel gebetene und ungebetene Gäste auch das Kloster heimsuchten, ein Zimmer wurde stets freigehalten und blieb sogar bei den hohen Wasch- und Putzfesten verschont: des Malers Stube. — Der Maler war so recht der Stammgast des Hauses; man wußte fast nicht mehr, wann er zuerst gekommen war. Seine Ankunft wurde stets ohne Ceremonie angekündigt durch einen großen, langen Korb, der, mit einem Tuche bedeckt, sein Malergeräthe enthielt. Seine übrige fahrende Habe war leicht transportabel, da sich seine Garderobe mehr durch Qualität, als durch Quantität auszeichnete. — Der Maler, der in der Residenz eine bescheidene Miethwohnung inne hatte, war den größten Theil des Jahrs der Gast

irgend einer befreundeten Familie, um diese und die ganze Umgegend mit den Produkten seiner Kunst zu beglücken.

Er machte eine recht anständige Figur, der Maler; er war nicht groß, aber wohlgeformt und abgerundet, jeder Zeit höchst proper und zierlich gekleidet, im Frack, Schuhen, und seidenen Strümpfen, die er eigenhändig zu stopfen pflegte. Somit machte er in seinem Aeußern keinen Anspruch auf Genialität. Wie würde er sich entsetzt haben, wenn ihm ein Kunstgenosse aus unsern Tagen zu Gesicht gekommen wäre, mit Waldungen von Schnurr-, Backen und Knebelbärten, einer Haarwildniß und einem Paar düstern, rollenden Augen, während ihn ein Stäubchen auf den blankgewichsten Schuhen unglücklich machen konnte. Nur in einem Stück erhob sich sein Künstlergeschmack über die Herrschaft der Mode: inmitten des Zeitalters der Zöpfe und Zöpfchen, Buckeln und Haarbeutel, Puderköpfe und Perücken trug er unverändert seine eigenen, halblang geschnittenen Haare, wodurch er noch in spätern Jahren ein gewisses jugendliches Aussehen erhielt.

Im Kloster war er daheim wie im eigenen Hause. Er kommandirte die Mägde, die seiner unendlichen Pünktlichkeit nie Genüge thun konnten; er schulte die Kinder herum, ohne die Vermittlung der elterlichen Oberbehörde zu suchen; er kritisirte die Speisen und machte den Küchenzettel; denn er war ein ziemlicher Gourmand und hatte Kenntnisse in der Kochkunst, die die selige Verfasserin des schwäbischen Kochbuchs beschämt hätten. Wegen all dieser Eingriffe in ihr Gebiet lebte er denn auch in beständigem kleinen Krieg mit der Großmutter, obgleich sie es von Herzen gut mit ihm meinte und er großen Respekt vor ihr hatte. Desto besser stand er mit dem Großvater, mit dem er immer zu kleinen Schutz- und Trutzbündnissen gegen die Frauenwelt verbunden war.

Der Beginn seiner Laufbahn war ein sehr vielversprechender gewesen, insofern sie, wie die so vieler großer Männer, zu allerunterst angefangen hatte. Er war der Sohn eines armen Kupferschmieds in U. Karl, Herzog zu Württemberg, bemerkte die wunderschöne Stimme des Buben, als er zufällig durch die Stadt ritt. Aeußerst begierig, jedes aufkeimende Talent in seiner Akademie zu hegen, welches Treibhaus damals in der Blüthe seines Gedeihens stand, nahm er den Knaben alsbald in die Anstalt auf. Die Singstimme bildete sich mit der Entwicklung des Knaben nicht so glänzend aus, als man gehofft, dagegen schien bei ihm Geschmack und Talent für die Malerei vorherrschend zu sein. Der Herzog, der sich sonst fast göttliche Rechte anmaßte und wenn nicht die Herzen, so doch den Willen und die Gaben der Menschen lenken wollte wie Wasserbäche, ließ dießmal einen Menschen seinen eigenen Weg gehen. Zuviel scheint er sich nie vom Maler versprochen zu haben, denn er verlor ihn aus dem Auge und that nichts dafür, sein Talent durch Reisen u. dgl. zu heben. — Der Maler hat auch die Akademie keineswegs als großer Künstler verlassen; er hat sich nicht einmal in Versuchen höher als zum Porträt aufgeschwungen, und es schien nicht, als ob er seine Kunst für etwas anderes ansehe, als für einen recht anständigen Nahrungszweig. Seine Bilder haben aber fast alle den Vorzug großer Treue. Auf's Idealisiren ließ er sich höchst selten ein; seine Porträts sind keine vergeistigte Wiedergeburt der Natur, wohl aber eine genaue Kopie derselben, und die Warze auf der Nase des Herrn Stadtschreibers durfte so wenig wegbleiben, als der kleine Auswuchs am Halse der Frau Decanin, obgleich diese solche Treue sehr übel vermerkte. Er war unermüdet fleißig, und da er sehr wohlfeil malte und daneben ein angenehmer Hausgenosse war, so läßt sich erklären, wie in jener sparsamen

Zeit ganze Generationen sich durch seinen Pinsel verewigen ließen. Durch ganz Schwaben, das Land auf und ab, finden sich in Zimmern oder Rumpelkammern noch Bilder, die ohne Malerzeichen unverkennbar den Stempel seiner Hand tragen.

Die Familie im Kloster malte er in allen Formaten und Lebensaltern, rothwangige Kinder, Jungfrauen mit kurzer Taille und Spickelkleidern, Papa, Mama und Großmama. Die Großmuttter wollte mit ihren Bildnissen nie zufrieden sein, sie wäre gern hübscher gewesen und hätte eine kleinere Nase gewünscht. Doch wie gesagt, Verschönern war nicht des Malers Sache. Er behandelte die Rockknöpfe und Halskrausen gerade mit derselben Aufmerksamkeit, wie das „gesegnete Menschenantlitz," und fühlte sich noch geschmeichelt, als die Magd bei einem seiner Porträts nichts zu bewundern wußte, als: „Ach, wie sind des Herrn Buchhalters Weste so gut getroffen!" Für Schönheit hatte er aber doch ein lebendiges Auge und war ein großer Freund und platonischer Verehrer des schönen Geschlechts. Unter seinen zahlreichen Freundinnen hatte er immer noch besonders bevorzugte, die er mit Auszeichnung „meine Auguste," „meine Karoline" nannte; nie aber hörte man, daß seine Vorliebe auch in jungen Jahren den Grad einer ruhigen, freundschaftlichen Zuneigung überschritten hätte. Diese seine Erwählten pflegte er dann auch unentgeldlich und sogar in etwas idealer Gestalt zu malen, etwa mit einem Blumenkranz oder nach damaligem Zeitgeschmack mit fliegenden Haaren an einem Altare stehend. Solche Bilder stehen auch wirklich in Auffassung und Ausführung ziemlich über seinen übrigen.

Ein lästiger Gast wurde der Maler nie, obgleich er ein sehr dauerhafter war. Ohne seiner Würde zu vergeben, machte er sich nützlich durch allerlei kleine häusliche Dienstleistungen, zu denen er eine geschickte Hand hatte. Er malte nicht, wie

ein moderner Maler, nur in einem absonderlich zubereiteten Atelier, in dem er aufgesucht werden muß. Was er bedurfte an Licht und Schatten, das war durch einen geschlossenen Fensterladen, durch einen aufgezogenen Vorhang leicht hervorgebracht, und so zog er denn mit seiner Staffelei und seinem Korb in jedes Haus, wo er eben malte, und war den ganzen Tag über der Gast desselben. Dadurch trat er mit den Gegenständen seiner Darstellung in ein recht vertrautes gemüthliches Verhältniß, was gewiß viel zu dem natürlichen, hausbackenen Charakter seiner Bilder beitrug, die gar nicht expreß liebenswürdige oder schalkhafte Gesichter machen wie die Porträts in unsern Kunstausstellungen. — Alle, auch die mechanischen Vorrichtungen, die zu seiner Kunst gehörten, vollbrachte er allein; im Hof grundirte er seine Leinwand, rieb selbst seine Farben und brauchte so keine Art von Gehülfen.

Er war ein recht unterhaltender Gesellschafter und widmete sich unermüdet in Abendunterhaltungen im Familienkreis durch Vorlesen, durch Gesang — seine Stimme war immer noch schön — durch Theilnahme an dem damals im Schwange gehenden Pfänderspiele. Hatte ihn die Karlsakademie nicht zum großen Manne gemacht, so hatte sie ihm doch eine zugleich feine und gründliche Bildung mitgetheilt, so daß sein Umgang wirklich von Werth für die Jugend war, zumal in einem Landstädtchen, dessen Schulunterricht sich nicht weit über's Buchstabiren und Dividiren erhob. Nur trug die gute Großmutter Sorge, ob er nicht den jungen Leuten etwas von den freigeistigen Ansichten mittheilte, die er, wie so Viele seiner Zeit, als nothwendiges Erforderniß feiner Bildung und als Zeichen eines guten Kopfes sich angeeignet hatte. Sein im Grunde doch heimathloses Leben, das ihm tiefere Erregungen ferne hielt, war es wohl auch, was das Glaubensbedürfniß in seiner Seele nicht recht erwachen ließ. — Dieser

Mangel an innerer Glaubens- und Lebenswärme ließ nun auch Raum in seiner Seele für einen stillen Trübsinn, der ihn bei der heitersten Außenseite mit zunehmenden Jahren beschlich. Seine Sehkraft fing an abzunehmen, mit den Augen verfiel sein einziges Unterhaltsmittel, und für die Zukunft hatte er nie vorgesorgt. Er hatte kein geniales Künstlerleben geführt, nicht in Einer tollen Champagnernacht lange Hungertage zu vergessen gesucht, aber ein anständiger Wohlstand, ein gewisser Comfort in Nahrung und Kleidung war ihm Bedürfniß. Dabei hatte er eine freigebige Hand, sowohl ein Scherflein der Armuth, als auch ein Ehrengeschenk der Freundschaft zu bieten. Der Nothpfennig für die alten Tage fehlte ihm, und seinem ehrenhaften Sinn widerstrebte es, sich als unnützes Mitglied in der Gesellschaft von fremder Milde erhalten zu lassen. Ganz im Stillen mochte ihn wohl auch schmerzlich das Bewußtsein erfüllen, daß er nur in dem Vorhof seiner herrlichen Kunst stehen geblieben und nie in ihr Heiligthum eingedrungen war. — So sah er bei kräftigem Körper mit den verdunkelten Augen in eine öde Zukunft. Zu der Höhe des Bewußtseins konnte er sich nicht erheben, sich als Kind des großen Vaterhauses, als Diener des unendlich reichen Hausherrn zu fühlen, in dessen Dienst keine Hand müßig gehen darf, wenn wir nur zu verstehen wissen, zu welchem Werke er uns wirbt.

In des Malers sonst so ruhiger Seele reifte ein Entschluß, den Niemand bei dem heitern, gleichmüthigen Manne vermuthet hätte. Er beschloß, sein Leben selbst zu enden. Ganz im Verborgnen, anscheinend mit vollkommener Seelenruhe, bereitete er die Ausführung des dunkeln Gedankens vor und brachte alle seine zeitlichen Angelegenheiten in Ordnung mit der skrupulösen Pünktlichkeit, die lebenslänglich ein Charakterzug an ihm gewesen war. — Aber nie wurde wohl der

eigenmächtige Beschluß eines Menschenwillens in so wunderbarer und trauriger Weise verhindert und befördert zugleich, als der Vorsatz des Malers.

Er war schon längere Zeit vom Hause des Großvaters fern gewesen, als eines Tags statt des erwarteten Korbs ein Brief von ihm kam nebst seiner goldenen Taschenuhr. Neben sonst ganz gleichgültigem Inhalt des Briefes bat er den Großvater, die Uhr als Vergütung für ein kleines Darlehen anzunehmen. Der Großvater war ärgerlich und gekränkt über dieses Verfahren eines Freundes, den er nie gemahnt hatte; noch aber stieg keine Ahnung des wirklichen Grundes in ihm auf. — Wenige Tage nachher kam ihm die Kunde zu, daß in Berg am Neckarufer ein fast unkenntlicher Leichnam gefunden worden sei. Jetzt erst ging ihm ein Licht auf über das Geschick seines unglücklichen Freundes. Er eilte hin und erkannte die durch schwere Wunden und langes Liegen im Wasser sehr entstellte Leiche weniger an den Zügen, als an des Malers Lieblingsdose, die sich noch bei ihm fand. Aber ein dunkles Räthsel schien auf dem Tode des Mannes zu liegen. Daß er beabsichtigt, sich selbst zu tödten, das stellte sich durch tausend kleine Umstände seiner letzten Lebenstage unzweifelhaft heraus, und doch trug die Leiche Wunden, die eben so wenig durch seine eigene Hand, als durch das lange Umhertreiben des Körpers im Wasser entstanden sein konnten. Woher nun diese? Der Maler war der friedfertigste Mensch von der Welt gewesen; wer konnte seiner eigenen Hand auf solche Weise vorgegriffen haben?

Erst einer Untersuchung späterer Jahre, die aus ganz andern Gründen geführt wurde, war es vorbehalten, dieses Geheimniß an's Licht zu ziehen. — Es lebte in der Nähe von B. ein Wirth, der eine so wunderbare Aehnlichkeit mit dem Maler hatte, daß er oft mit ihm verwechselt wurde, so

wenig sonst Verwandtes war zwischen dem anständigen, gesitteten Maler und dem rohen, jähzornigen Wirth. Dieser hatte wenige Tage vor dem Ende des Malers mit ein Paar Schffern von H., gleichfalls rohen und wüsten Gesellen, einen heftigen Streit gehabt, der damit endete, daß er sie zum Haus hinaus werfen ließ, worauf sie ihm blutige Rache schworen. — Am Morgen des Tages, wo der Maler vor Sonnenaufgang hinaus ging, um sich selbst zu Grabe zu tragen, traf er am Neckarstrand die Schiffer, die mit wilder Gier auf ihn, als den vermeinten Gegenstand ihres wüthenden Hasses, losstürzten. Ob sie in ihrer Wuth nicht achteten, was sie über ihren Irrthum hätte belehren können, ob der Maler, froh daß ihm die e i g e n e That erspart war, sich selbst enthielt, sie zu enttäuschen, das weiß Niemand. So ist dem friedlichen Künstler ein dunkles und blutiges Ende geworden. Möge er einen milden Richter gefunden haben an dem, der Herzen und Nieren prüft und der nicht gewollt, daß ihn der e i g e n e Schritt vor der Zeit zum Tode führen sollte! — In der Familie des Klosters ward ihm ein freundliches Andenken bewahrt, und in manchem schwäbischen Hause wird bei diesem Umriß, der Wahrheit gibt, keine Dichtung, die Erinnerung an den gemüthlichen heimischen Künstler wieder aufleben. Mir sei vergönnt, mit seiner traurigen Geschichte das Kloster zu schließen und euch hineinschauen zu lassen in ein Paar andere alte Häuser von K.

II.

Das stille Haus.

Philemon 15.

In einer stillen Seitenstraße der sonst sehr lebendigen kleinen Stadt stand ein unscheinbares Haus, das man für unbewohnt hätte halten können, so wenig Bewegung und Geräusch wurde darin vernommen, wenn man nicht an der Hinterseite desselben, welche die Aussicht auf das weite Thal und die grüne Alb bot, helle Fenster mit Gardinen und Blumen geschmückt und hinter diesen manchmal eine weibliche Gestalt erblickt hätte.

Die anspruchlose Wohnung war die Heimath einer stillen Jungfrau, die eigentlich einem sehr lauten Familienkreise angehörte. Außer diesem Kreise war sie nur Wenigen bekannt, den Armen, den Kranken und bekümmerten Herzen. In der Welt und mit der Welt lebte sie nicht; die mancherlei kleinen Interessen, die Tagesneuigkeiten, welche die Bewohner kleiner und großer Städte in Bewegung erhalten, waren nicht für sie vorhanden, aber Freude und Leid theilte sie mit den Ihrigen herzlich und warm, und obwohl ihre Weise still und gelassen war, so konnte sie doch recht kindlich froh sein mit den Jungen und Frohen.

Am liebsten war sie freilich allein in ihren stillen Zimmern, durch die der Geist der Ordnung und des Friedens wehte, und ließ ihre müden Augen ausruhen auf dem schönen, frischen Grün des Thales. Doch nahm sie es auch freundlich auf, wenn das stille Jungfernstübchen sich belebte von kleinen und großen Nichten und Neffen, die gar zu gern den Schauplatz aller Familienfeste hierher verlegten, zu der freundlichen Tante, die alle Jugendlust so gerne gewähren ließ, und die nachher mit aller Ruhe und Heiterkeit ihr kleines Anwesen wieder in Ordnung brachte, wenn die wilde Schaar das Unterste zu oberst gekehrt hatte.

Im Mai war der Tante Marie Geburtstag und auf diesen Tag wußte man schon, daß sie keine Besuche aus der Familie brauchen konnte; da kam alle Jahre ein stattlicher Mann am ersten Gasthof zu K. mit Extrapost angefahren. Von da aus verfügte er sich sogleich zur Tante Marie, und brachte die wenigen Tage, die er im Städtchen verweilte, von Morgen bis Abend bei ihr zu. Sie machten große Spaziergänge, lasen zusammen und schienen bis zur Abschiedsstunde nicht fertig werden zu können mit eifrigen Gesprächen.

Nach diesen Besuchen war die stille Marie eine Zeit lang noch stiller, ihre Geschwister wußten wohl, daß man sie jetzt allein lassen mußte, bis sie selbst wieder einmal in einem der Familienkreise mit der alten, heitern, anspruchlosen Miene erschien.

Die Besuche des ansehnlichen fremden Herrn bei der alten Jungfer, die für eine Pietistin galt, obgleich sie nicht gewöhnlich die Versammlungen derselben besuchte, machten Anfangs großes Aufsehen in K., allmählig gewöhnte man sich daran. Der Fremde war Professor an der Universität eines Nachbarstaates und ein gekannter Schriftsteller. Alle seine

Werke kamen zuerst in das stille Jungfernstübchen der Tante Marie, die in ununterbrochen brieflichem Verkehr mit ihm stand. Die Bewohner von K. waren längst an den räthselhaften Gast gewöhnt, die jungen halberwachsenen Nichten und Neffen, hauptsächlich aber die erstern, plagten sich und die Eltern unablässig mit Fragen und Vermuthungen, ob er denn ein Verwandter von ihr sei? — aber dann wäre er ja auch einer von ihnen; — oder ein Freund? aber solche Freunde hatte man doch gewöhnlich nicht; . . . die Eltern jedoch blieben still und das Räthsel blieb ungelöst.

Ob Tante Marie einmal schön gewesen, war gleichfalls ein Gegenstand häufiger Berathungen. Neben ihrem Freund, der, obwohl einige Jahre älter, doch in der Fülle und Kraft des Mannesalters stand, sah sie freilich recht verblüht aus, aber es war eine milde Anmuth über ihr ganzes Wesen ausgegossen, ein Hauch des Friedens, der höher ist als alle junge Schönheit, weil er über dem Wechsel der Zeit steht.

Marie war von äußerst zarter Gesundheit, und lange vor der Zeit fühlte sie ihre Lebenskraft abnehmen. Sie hatte bis jetzt meist eine ihrer Nichten um sich gehabt, und diese hatten ihrem stillen Einfluß den größten Theil ihrer innern Bildung zu danken; — nun aber bat sie ihre älteste Schwester, ihre Hermine, die ihr stets die liebste der Nichten gewesen war, für den Rest ihres Lebens ganz zu überlassen.

Sehr gern folgte die junge Hermine dem Wunsch der verehrten Tante, obgleich sie sie im Stillen gar nicht so für krank hielt. „Aber Mutter, ehe ich jetzt ganz zur Tante gehe, mußt Du mir sagen, wie es denn ist mit dem Professor, ich weiß ja gar nicht, wie ich daran bin, wenn er kommt.“

„Nun ja, Kind,“ meinte die Mutter, „Du hast nicht unrecht und bist alt genug dazu; was ich weiß, will ich

Dir gern sagen, aber das ist nicht viel; es ist eine kuriose Geschichte.

„Du weißt, daß Marie das jüngste von uns Geschwistern ist, auch war sie daheim das Nesthäckchen und der Liebling, so lang unsere selige Mutter noch lebte; wir zwei älteren Schwestern waren schon verheirathet und Marie noch nicht ganz vierzehn, als die Mutter starb. Sie war eine vortreffliche, fromme Frau gewesen und ihr Tod war uns allen ein tiefes Leid, die Marie aber war ganz trostlos. Von nun an hatte sie wenig Freude mehr daheim, unser Vater war ein wenig mittheilender, heftiger Mann, der ihrem Herzen nie nah gekommen war, nach kurzer Zeit verheirathete er sich wieder, und jetzt kann ich Dir's schon sagen, daß wir Alle die zweite Mutter nie recht lieb gewannen. Sie war gar nicht bös, aber launig und oberflächlich; in den ersten Wochen zehrte sie die Marie fast auf vor Liebe, nachher ließ sie sie gehen, that ihr nichts zu Lieb oder zu Leid mehr, und so wurde das Mädchen immer stiller und außer ihrem Religionslehrer verkehrte sie am liebsten mit ihren Blumen und Büchern, doch konnte sie recht heiter sein, und sie war ein sehr hübsches Mädchen, so wenig sie aus sich machte."

„Seh ich ihr gleich, Mama?"

„Du, bewahre! Du bist nicht halb so hübsch, und kannst Dich nicht so nett und einfach kleiden wie Marie. Nun, der Doktor R., eben der jetzige Professor, lernte die Marie kennen auf einem Ferienbesuch, den er hier machte, sie fanden beide Gefallen an einander, Niemand hatte etwas einzuwenden, wir hieltens alle für ein rechtes Glück, daß sich Marie in ihrem achtzehnten Jahre mit ihm verlobte. Jetzt lebte die Marie recht auf und ward eine Person von Bedeutung in der Familie, dem Vater, dem Bruder und den Schwägern

schienen erst die Augen aufzugehen über ihre Liebenswürdigkeit, ihren Verstand und die Bildung, die sie sich in aller Stille erworben hatte. Die Mutter bekam einen heftigen Anfall von mütterlicher Zärtlichkeit und besorgte mit Eifer die Ausstattung.

„Die Marie blühte wie ein Röslein; mit ihrem Geschmack an Büchern, und Lesen und Studiren war sie bei dem Doktor ganz an den Rechten gekommen, die zwei wurden viel geplagt mit ihren Studien und gelehrten Gesprächen, sie schrieben einander ganze Pferdslasten von Briefen, der alte Stadtbote mußte noch einmal öfter in der Woche auf's Postamt fahren, — mitunter waren sie freilich auch recht kindisch zusammen; es war Alles recht und gut, doch fiel mir's auf, als ich längere Zeit hier war, daß Marie gar selten mehr den Stadtpfarrer besuchte und so äußerst still und schüchtern in seiner Gegenwart war.

„Etwa ein halb Jahr waren sie versprochen, als R. einen Ruf auf die Professorsstelle in *** bekam, da war nun der Jubel vollkommen, und der Hochzeittag ward festgesetzt. Marie freute sich wie ein Kind auf ihr eignes neues Hauswesen, das Hochzeitkleid war fertig und das Aufgebot bestellt.

„Da kam der Professor, um vor seinem Abzug noch einen Besuch bei der Braut zu machen, ehe er käme, um sie heimzuführen. Marie war wie immer heiter und zärtlich. Der Professor mußte in der Nacht mit dem Eilwagen abreisen, und das Brautpaar machte Abends noch einen langen Spaziergang zusammen, ich glaube, es war auf den Kirchhof, wohin sie auch sonst gern gingen. Marie kam ganz lebendig und aufgeregt heim von ihrem eifrigen Gespräch und sie nahmen einen so zärtlichen, liebevollen Abschied wie immer.

„Am andern Morgen, ich war damals auf Besuch beim Vater kam die Marie so bleich zum Frühstück, daß wir Alle

erschracken, obgleich wir es der Trennung zuschrieben. Die Mutter wollte sie aufheitern und sagte: „Morgen, Marie, wollen wir nach S. fahren, um Deine Sachen vollends zu besorgen, wir haben nur noch vier Wochen bis zur Hochzeit.“ Da sagte die Marie ruhig, aber mit leiser Stimme: „Sie werden keine Mühe mehr haben, Mutter, ich werde gar nicht Hochzeit haben.“

„Da saßen wir Alle und starrten sie an mit offenem Mund, wir hätten sie für verrückt gehalten, wenn sie nicht so gar sanft und ruhig den ganzen Sturm von Fragen und Vorwürfen ausgehalten hätte, der über sie losbrach. „Und der Ludwig?“ fragte ich endlich. „Dem habe ich schon heut früh geschrieben.“ Das war ihre einzige Antwort, mehr konnten wir nicht herausbringen.

„Der Professor kam schon am zweiten Tag in heftiger Bewegung, wir hatten ihn alle mit Schmerzen erwartet, und hofften Alles von seiner Gegenwart. Was es an jenem Abend zwischen ihnen gegeben, darüber rückte er auch nicht heraus. „Setzen Sie dem Mädchen den Kopf zurecht, Herr Tochtermann,“ sagte der Vater, „oder ich werde selbst noch toll.“ Marie empfing ihn ruhig, still und schüchtern. Sie gingen in den Garten, da saßen sie in der Laube, in der sie sich verlobt hatten, weiß Gott wie lange, immer im eifrigsten Gespräch. Wir waren voll der besten Hoffnung, da kamen sie endlich herauf, alle zwei bleich wie der Tod, der Professor sagte dem Vater, daß er sich in Mariens Willen fügen müsse und auf ihren Besitz verzichte, gab uns Allen die Hand, auch der Marie, küßte sie auf die eiskalte Stirn und fuhr davon.

„So wenig ich Marie begreifen konnte, so dauerte sie mich doch viel zu sehr, als daß ich ihr hätte Vorwürfe machen können, der Vater aber, der war furchtbar böse und bei

der Stiefmutter war der Zärtlichkeitsanfall radical vorbei. Ich nahm Marie auf eine Zeit lang mit mir, sie war so angegriffen, daß ich alles fürchtete, und sie erholte sich nur nach und nach in der Stille und Ruhe, die ich ihr ließ.

„Es war gar nicht wie sonst bei einem Brautpaar, das sich aufgegeben, keine Briefe, keine Geschenke und Portraits wurden zurückgegeben, im Gegentheil, die Korrespondenz fing wieder an, wenn auch nicht so eifrig wie zuvor, und Marie las die Briefe mit so ängstlicher Spannung, als ob sie von jedem ihr Lebensheil erwarte. Ich konnte nicht glauben, daß es bei den Zwei aus sein sollte, und erschöpfte all meine Beredtsamkeit, als Marie wieder gesunder war, ihren Sinn zu ändern, oder doch zu erfahren, warum sie es denn so gewollt. So sanft und nachgiebig sie sonst ist, so fest blieb sie hier. Aber das muß ich sagen, daß sie noch viel lieber und besser wurde als vorher. Sie schien gar nimmer an sich selbst zu denken, so fromm, so fleißig, so gut gegen Arme, — wie ein wahrer Engel war sie. Als der erste Aerger des Vaters verraucht war, kam sie wieder heim; man gewöhnt sich an Alles: wo die Zeit nicht Rosen bringen kann, da nimmt sie doch Dornen. Der Vater sagte nichts mehr, er schien es auch zu fühlen, daß mit dem bleichen Kinde ein Engel unter sein Dach eingezogen war.

„Von Jahr zu Jahr hofften wir, es solle anders werden, es blieb aber dasselbe. Acht Jahre nach jenem Tag starb der Vater, die Mutter zog zu entfernten Verwandten. Wir Alle hätten die Marie gern bei uns gehabt, da fiel uns aber um diese Zeit das alte Haus in K. als Erbschaft eines Herrn Vetters zu, und Marie bat uns, da es ohnehin nicht leicht verkäuflich war, es ihr zum Wohnsitz zu überlassen. Das geschah, und seither ist Alles geblieben, wie es jetzt ist, Marie und der Professor schreiben sich fortwährend, er besucht

sie jeden Geburtstag, er schickt ihr all seine Bücher; — aber keines von uns hat jemals erfahren, was sie getrennt hat." —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Das war Alles, was Hermine über die Lebensgeschichte der Tante hörte, und es steigerte nur ihre Neugierde, das eigentliche Wort des Räthsels zu wissen. Diese Neugierde verklärte sich zu einem Gefühl des tiefsten innigsten Antheils, als sie in der unmittelbaren Nähe der Tante, unter dem Einfluß dieses ruhigen, klaren, innig frommen Gemüthes stand; nie aber hätte sie eine Frage gewagt.

Tante Marie hatte übrigens ihren Zustand richtig beurtheilt, ihre Gesundheit war gebrochen, ihr Leben einer langsamen Zehrkrankheit verfallen. Bald wurde ihre Schwäche so groß, daß sie das Bett nicht mehr verlassen konnte. Hermine ließ sich das ihr liebe und heilige Amt der Pflege nimmer abnehmen; das Verhältniß zwischen Tante und Nichte wurde immer inniger, das Muttergefühl, das Marien versagt war, schien in ihr für dies junge Mädchen erwacht zu sein.

Es war in der Zeit des beginnenden Herbstes, die so leicht Kranke dieser Art hinrafft; — eine recht stille Abendstunde, Hermine saß an dem Bett der Kranken, lautlos ihre Züge beobachtend, da schlug Marie die halbgeschlossenen Augen auf: „Kind, hast Du an den Professor geschrieben?" „Ja, Tante, gleich nachdem Sie es gewünscht." „Es ist gut, ich glaube, er kommt bald," sagte sie mit sanftem Lächeln. Herminen stiegen die Thränen in's Auge, ihr Herz war zum Ueberfließen voll; zum ersten Mal wagte sie ein weiteres Wort: „Tante, liebe Tante, wenn Sie sich so freuen auf ihn, warum? o warum? — o, Sie hätten ihn gewiß recht glücklich gemacht!"

Marie legte sanft ihr Hand auf die des weinenden Mädchens. „Liebes Kind, ich lebe nicht mehr lang, Du hast

mich so lieb gehabt, Du sollst mich nicht für launig, für seltsam halten, ich will Dir sagen, was ich Niemand noch gesagt; — rück' näher, Kind, ich kann nicht lang und nicht laut reden, — schiebe die Lampe zurück." —

„Hermine, ich war jünger als Du, noch ein Kind, als ich so an meiner Mutter Sterbebett saß, wie Du hier an meinem. Aber mir starb mit der Mutter mein Alles, ich war außer mir vor Schmerz, ich glaubte sie dem Himmel abringen zu können mit meinem Gebet. Die Mutter allein hatte noch die Macht, mich zu beruhigen. In jener Nacht sprach sie recht lang und herzlich mit mir, und wies mich auf den festen, tiefen, innigen Glauben hin, der ihres Lebens Glück und Trost gewesen war, aber mein Schmerz brach immer wieder aus: ‚Mutter, o liebe Mutter,' rief ich, ‚wie soll ich fromm bleiben, wie gut werden ohne Dich, versprich mir, daß Du wieder zu mir kommen willst auch noch vom Himmel.' ‚Kind,' sprach sie ernst, ‚Du weißt nicht, was Du bittest, das liegt nicht in Gottes Willen, Gott hat uns Licht genug gelassen für unsern Weg. Aber ich verspreche Dir,' sagte sie mit wunderbar klarer, heller Stimme; ‚wenn Gott es zuläßt, so komme ich zu Dir, wenn Deine Seele in Gefahr ist!' — Das waren ihre letzten Worte."

Die Kranke ruhte längere Zeit, dann begann sie wieder in kürzern Pausen: „Hermine, ich habe den Ludwig unbeschreiblich lieb gehabt, — mehr als ich sagen kann. — Ich wußte, daß er meinen Glauben nicht ganz theile; — das that mir wehe, aber ich dachte nicht daran, ihn darum aufzugeben; — er war ein edler Mann, — ich vertraute auf die Macht der Liebe, — Gott werde ihn durch mich wieder zum Glauben führen. Aber Kind, das ist schwerer als man glaubt. Ludwig ist ein glänzender, reich gebildeter Geist; die Ansichten eines geliebten Mannes sind wunderbar hinreißend; — ich

vermied die Besprechungen über diesen heiligsten Gegenstand nicht, ich wollte ihn ja bekehren. — Allmählig schlichen sich diese Ideen, ‚der Geist des Christenthums‘, wie er es nannte, in meine Seele, — ich glaubte Ludwig, so lang ich ihn hörte, — war ich allein, so fühlte ich, daß das nicht Wahrheit war, — aber den Stern, der mir seither geleuchtet, fand ich nimmer, — ich konnte nicht mehr aufblicken wie das Kind zum Vater; ich war oft innerlich unglücklich, — aber ich dachte nicht daran, Ludwig aufzugeben. — An jenem Abend sagte ich ihm Alles, was mein Herz bekümmerte und bewegte, er war dadurch nicht angefochten; er zeigte und bewies mir klar, auf welchem Standpunkt ich noch stehe, — das sei nur ein Uebergang zur Wahrheit. Auf's Neue legte er mir das ganze glänzende Gebäude seiner Ideen vor Augen. — Ich weiß nicht mehr alles; ich war hingerissen; — überzeugt, glaubte ich; er warb mich für ein neues Leben im Dienste des ewigen Geistes. Erhoben, neubelebt glaubte ich heimzukehren. In meinem stillen Stübchen war es noch nicht anders. — In jener Nacht; was ich gesehen, soll nicht über meine Lippen, — Hermine, meine Mutter hat Wort gehalten. — Von nun an wußte ich, was ich thun mußte, als sein Weib hätte ich ihm nicht widerstehen können; und ich löste das Band, — er sagte mir viel: — nicht mit einer Sylbe wolle er meinen Glauben antasten; ach ich wußte wohl, daß ein absichtliches Schweigen oft mehr thut als ein Angriff, gegen den man sich waffnet. Mein Weg war mir klar und Gott ist sehr gnädig gegen mich gewesen. — Von allen Bitten, die ich seitdem zu Gott schickte, ist nur Eine, meine erste und letzte, meine heißeste noch nicht erfüllt; wir sind noch nicht Eins in Allem, — Ludwig ist wahr gegen mich wie gegen sich selbst, wenn sich der Himmel mit einer Lüge erkaufen ließe, er würde es nicht thun. — Und nun, gute Nacht, Kind."

Am folgenden Tag kam ein Brief, — Marie las ihn mit leuchtenden Augen, „er hat Deinen Brief noch nicht, Hermine, aber er kommt bald.“ Die Schwestern kamen noch, um Marie zu besuchen, sie nahm herzlichen Abschied von ihnen, wünschte aber nicht, daß Eine bleibe. Sie lag still und ruhig wie in froher Erwartung. Endlich fuhr ein Wagen vor; der Professor stürzte heraus: „lebt sie noch?“ rief er athemlos Herminen entgegen. „Gott sei Dank,“ rief er auf ihre bejahende Antwort und eilte zur Kranken. Eine Vorbereitung war hier nicht nöthig. Lange, lange waren die Beiden allein beisammen, bis Hermine wagte, wieder einzutreten. Ludwig saß dicht bei Marien, die, aufgerichtet im Bett, ihr Haupt an seine Brust gelehnt hatte und ihm mit seligen, strahlenden Blicken in's Aug sah. Beider Hände ruhten ineinander gelegt auf Mariens Bibel, dem liebsten Erbtheil von ihrer seligen Mutter.

Hermine wollte sich schüchtern zurückziehen, Marie winkte ihr freundlich und sagte leise: „Danke Gott, Kind, mein Gebet ist erhört, mein Opfer war kein vergebliches.“ Sie sprach nicht mehr viel, aber sie trennte sich nimmer von ihm, von dem sie so lange getrennt gewesen war. Vereint genossen sie das Abendmahl, das letzte, was über Mariens Lippen ging; — sie starb mit seligem Lächeln. Ihr Bild im Tode war wie verklärt, fast so lieblich wie einst das der jungen Braut, nur etwas bleicher.

Das stille Haus hat sich geschlossen, — vielleicht um später ein lautes zu werden; nur für die Wenigen, denen sie angehörte, ist es geweiht durch das fromme sanfte Bild der Tante Marie.

III.

Der Freihof.

Der Freihof ist ein altes, hochgelegenes, ziemlich unansehnliches, burgähnliches Gebäude, das früher nur weibliche Insaßen hatte. Das Innere des Hauses hatte aber für Alt und Jung einen eigenthümlichen Reiz, und besonders für die Kinder war ein Gang zum Fräulein vom Freihof fast ein eben so großes Fest als eine Einladung zur Frau Fürstin, von der ich später zu sprechen habe. Eine seltsame, längst verschollene Welt schien sich aufzuthun, wenn das hohe Hofthor geöffnet wurde von der uralten Dienerin, Kammerfrau, Gesellschafterin und Haushofmeisterin in Einer Person, die mit Hülfe einer jungen, sechzigjährigen Tochter das Hauswesen besorgte und die Person des Fräuleins bediente. Zwei verhältnißmäßig gleich alte Hundeveteranen folgten dieser auf allen Schritten.

Hier schien wie in Dornröschens Schlosse durch einen Zauberschlag die Zeit festgebannt worden zu sein. Die Zimmer waren zierlich eingerichtet mit prächtig bemalten Hautelissetapeten, Tabourets, Causeusen und all den alten Herrlichkeiten; welche erst die Mode der letzten Jahre wieder zu Ehren gebracht hat. Daneben gab es noch allerlei merkwür=

dige Kunstwerke, die den Kindern wie wahre Zaubereien erschienen, besonders das kleine Bergwerk in einem Glase, mit zahllosen arbeitenden Bergmännchen, das durch laufenden Sand in Bewegung gesetzt wurde. Herrlich war der große Schloßgarten mit verschnittenen Taxushecken, Springbrunnen mit Meerfräulein und kunstreich verschnörkelten Gängen und Blumenrabatten, wie sie jetzt ein Gärtner schwerlich mehr zu Stande brächte. — Inmitten dieser alten Pracht schaltete und waltete das Fräulein, gleich ihrer Dienerin ganz unverändert in die Tracht ihrer Jugend gekleidet, mit hochfrisirten, gepuderten Haaren, Poschen und Kontuschen, Schönpflästerchen auf den geschminkten Wangen, recht als wäre sie leibhaftig aus dem Rahmen des lebensgroßen Bildes herausgetreten, das in ihrem Prunkzimmer hing.

Die unvergängliche Schönheit der schlafenden Königstochter schien nun freilich dem Fräulein nicht verliehen zu sein; sie konnte ihre neunzig Jahre nicht verleugnen. Indessen trug sie die Last ihres Alters leicht und trippelte auf ihren hohen Absätzen noch flinker umher als das „Mädchen," wie die sechzigjährige Tochter der Kammerfrau von ihr und von dieser genannt wurde.

Ihr Geschick hatte in Wahrheit einige Aehnlichkeit mit dem des Dornröschens. Ihre Altersgenossin und Lebensgefährtin, die Kammerfrau, hat es der Großmutter einstmals im Vertrauen erzählt, als diese das jugendliche Bild des Fräuleins betrachtete, dem dieses jetzt noch auf ein Haar glich, die Schönheit abgerechnet. — „Sie werden sich wundern," sprach die Alte, „daß mein Fräulein, die noch schöner war als ihr Bildniß, und so reich dazu, sich nicht verheirathet hat. Ich sage Ihnen, Freier hat sie gehabt mehr als Tage im Jahr, schöne darunter und vornehme und reiche, und Alle hat sie fortgeschickt. — Damit hat es aber seine eigene Be-

wandtniß, was Niemand weiß außer mir, und Ihnen will ich's sagen. — Es ist, ich weiß nicht mehr wie lang her, ich war dazumal ungefähr fünfzehn und mein Fräulein sechzehn Jahre alt, da hab' ich sie nach dem Befehl der hochseligen Frau Mutter auf einer Promenade begleitet. Wir waren weit ab vom Hause gekommen und die Dämmerung brach schon herein, da begegnete uns eine alte schwarze Zigeunerin, die als Wahrsagerin bekannt war. Mein Fräulein bekam auf einmal Lust, ihre Zukunft zu erfahren, und streckte der Alten die Hand hin zum Wahrsagen. Obgleich sie etwas abseits gingen, konnte ich doch die Worte gar wohl verstehen: „Hüt' dich wohl, schönes Jungfräulein, einem geringen Freier zu folgen; kein anderer als ein Kaiser wird dich heimführen. Laß dich das Warten nicht verdrießen, kommt er auch spät, so kommt er doch gewiß."

„Auf dem Heimweg war das Fräulein sehr nachdenklich; sie erzählte mir, wie diese Prophezeihung zusammentreffe mit einem wunderbaren Traum, den sie unlängst gehabt; sie verbot mir aber, irgend einer Seele ein Wörtlein von allem zu sagen. Von Stund an zog sie sich ab von allen Mannspersonen, die in ihres Herrn Vaters Haus kamen; keiner konnte ihr Herz bewegen, einen um den andern ließ sie abfahren. Dabei war sie aber nicht stolz und hoffärtig, sondern freundlich und leutselig gegen Jedermann, nur nicht gegen das Mannsvolk. Ein Jahr verging nach dem andern, ein Freier um den andern blieb weg, Papa und Mama drohten und baten, am Ende aber sagten sie nichts mehr. Ob das Fräulein ihnen ihr Herz geöffnet hat, weiß ich nicht. Zuletzt starben Vater und Mutter und das Fräulein blieb allein mit mir und meinem seligen Mann, dem Hausverwalter. Ihre ganze prächtige Aussteuer und ein wunderschönes Brautkleid nebst Schmuck hat sie verschlossen. Sie ist

allezeit getrost geblieben, und jedes Jahr an ihrem Geburtstag sagte sie zu mir ganz ruhig: „Kommt er auch spät, so kommt er doch." Seit zwanzig Jahren aber sagt sie nichts mehr, und mir thut es doch oft weh, daß sie all die schönen Herren so fortgeschickt hat. Wenn er jetzt auch noch käme, so wäre es doch fast zu spät: meinen Sie nicht auch?"

Das Fräulein konnte sich in der Kunst des Wartens gehörig üben, der Tod selbst schien zu zögern, um dem hohen Freier Zeit zu lassen — vergeblich. Am Ende hatten das Fräulein, ihre Kammerfrau, deren Tochter und die zwei Hunde zusammen ein Alter von dreihundert und zwanzig Jahren erreicht; da war die Kammerfrau zum erstenmal in ihrem Leben so keck, ihrer Herrin voranzugehen — in's Grab, und das Fräulein folgte ihr bald nach. — Armes Fräulein vom Freihof! Als nun die Tochter der Kammerfrau, „das Mädchen," mit zitternden Händen die achtundneunzigjährige Braut bekleidet hatte mit dem köstlichen Brautgeschmeide, noch würdig einer Kaisersbraut, so alt und vergilbt es war, und als nun der Leichenkutscher Kaiser mit seinem lahmen Rappen die Anhöhe herauffuhr, dich heim zu führen in die enge Klause, da haben deine blassen Lippen sich nicht mehr bewegt, nicht zum Lächeln, nicht zum Weinen, du hast den Hohn des Schicksals nicht mehr gefühlt, der jene Weissagung auf so schnöde Weise in Erfüllung gehen ließ.

Armes Fräulein vom Freihof! Hätte der Tod nur noch vierzig Jahre gezögert, wer weiß, ob nicht noch der Befreier die verzauberte Schöne gefunden hätte, wenn auch nicht ein Königssohn, so doch vielleicht ein Fünftelskaiser, *) der sich der reichen Erbin erbarmt hätte, selbst wenn sie in Poschen und Schönpflästerchen aufgetreten wäre und von

*) 1848.

weitem schon nach der alten Aristokratie gerochen hätte. — Gutes Fräulein vom Freihof! ob du dein Schicksal und deine Bestimmung auch mißverstanden, du hast in Ehren ausgehalten. Mit demüthigem Herzen hast du geharrt auf deine stolze Zukunft, kein Wort der Klage kam auf deine Lippen, kein bitterer Gedanke in deine Seele. Von den Vorrechten des Herrscherstandes hast du dir keines zum voraus angemaßt, außer das schönste: die Erste zu sein im Segnen und Wohlthun. Mögest du würdig erfunden worden sein einer edleren Krone als die, auf die du hienieden vergeblich gehofft!

IV.

Der Herrenbau.

Der Herrenbau sah nicht so wundersam und mährchenhaft aus, wie der Freihof, doch war wenigstens ein Theil seines Innern noch viel geheimnißvoller und unergründeter.

So wie ich mir's denken kann, ist es ein altes stattliches Gebäude mit eingeschlossenem Hofraum, auf einer Seite von hohen Bäumen beschattet, so dicht, daß fast kein Tagesstrahl hereindringen konnte. Der untere Theil war gleichgültig, prosaisch, der wurde vermiethet an Jedermann, oben aber da hauste der düstre geheimnißvolle Freiherr mit seinem alten Diener, und dem war es eben recht, daß kein Sonnenlicht eindrang.

Eine eigene räthselhafte Region begann in dem obern Stock, wo nie ein anderer Tritt als der des Freiherrn und seines Johann gehört wurde; Jahr aus, Jahr ein waren Tag und Nacht Fenster, Läden und Vorhänge dicht verschlossen, Jahr aus, Jahr ein brannte Licht in den Zimmern des alten Herrn.

Man wußte gar wenig von dem Freiherrn, nur Ein Zug von ihm war der bekannteste: seine entschiedene Frauenfeindschaft. Kein weiblicher Dienstbote, keine Frauensperson

unter irgend welchem Vorwand durfte je die Treppe betreten, rasch und scheu schritt der Freiherr vorüber, wenn ihm eine der Hausbewohnerinnen vom untern Stock begegnete. Der Johann verrichtete mit ängstlicher Genauigkeit alle Dienste, die sonst von Frauenhänden geleistet werden, und mit schadenfrohem Hohnlachen sahen die Mägde der Nachbarschaft zu, wie die steife Figur in der Livree und gepuderten Haaren mühselig, aber mit großem Anstand, den Wassereimer die Treppen herauf schleppte, den Vorplatz kehrte, oder Gemüse für die Küche wusch.

Als getreuer Diener seines Herrn hielt sich der Johann für höchlich verpflichtet, den Frauenhaß desselben zu theilen, obgleich er dessen Gründe nicht kannte, und keine eigenen dafür hatte. Die Wäsche des Herrn, zu deren Reinigung er sich doch nicht selbst verstehen konnte, stellte er der Wäscherin in's Haus, und nahm sie mit möglichst gedrängter Kürze in Empfang, wenn sie fertig war; hatte er Einkäufe auf dem Markt oder in Läden zu machen, so besprach er sie am liebsten mit dem männlichen Personal. Dafür mußte er aber von dem beleidigten Frauengeschlecht, den Mägden am Brunnen und den Marktweibern manche spitzige Redensart hören: „ein Wunder, Herr Johann, daß er seinem Herrn nicht auch Ochsenmilch und Gockelseier verschafft!“ — „Er hätte gar nicht nöthig, so kostbar zu thun, solche wie Ihn gibts noch genug, wenn der Markt verlaufen ist!“ u. s. w. — Johann nahm alle dergleichen Sticheleien mit ruhiger Verachtung hin, er wurde ganz vergnügt, daß er nun doch einen Grund für seinen Weiberhaß bekam, und es that ihm nur leid, daß er sich gegen keine gleichfühlende Seele darüber aussprechen konnte. Denn der Freiherr war kein Freund von Worten, und als der Johann ein einzigmal unaufgefordert eine vertrauliche Bemerkung wagte, mit der er gewiß Glück

zu machen hoffte, und im Ton militärischen Respekts gegen den Freiherrn äußerte: „aber, gnädiger Herr, die Weibsleut sind doch ganz grausig unverschämt!“ hatte ihn der mit so seltsamen Augen angeschaut, daß das die letzte blieb.

Aufs tiefste empört war der Johann, als sich Herr Meuret in das Parterre des Bau's einquartirt hatte, und Madame Meuret ihre Strickschule mit kleinen Mädchen da errichtete, dießmal konnte er nicht schweigen. „Wissen der gnädige Herr, daß die französische Madame ein ganzes Rudel kleiner Mädchen hereinbringt? befehlen der gnädige Herr nicht, daß man sie fortjagt?“ Der Freiherr schüttelte den Kopf und begnügte sich, dem Kinderschwarm auszuweichen, allemal wenn er anrückte; einmal aber geschah es, daß er eines der Mädchen, das sich verspätet, auf die Achsel klopfte und ihm ein uraltes Bonbon schenkte, eine Begebenheit, die lang Epoche machte in der Strickschule.

Der Ton der Klingel, der des Sommers und Winters früh um sechs Uhr aus des Freiherrn Zimmern ertönte, war der einzige, der die tiefe Morgenstille unterbrach; mit der feierlich ausgesprochenen Frage: „Wie haben der gnädige Herr geschlafen?“ trat der Johann mit zwei Kerzen ein und löschte das Nachtlicht des Freiherrn. „Erträglich, Johann,“ war die stehende Antwort, nach welcher Johann begann, die Toilette seines Herrn zu machen, mit einer Zierlichkeit und Sorgfalt, als ob es auf die Eroberung von einer ganzen Damenschaar abgesehen gewesen wäre. Dann begab sich, mit dem Schlag sieben, der Freiherr in's Nebenzimmer, wo Johann das Frühstück, hinter seinem Stuhl stehend, servirte. Von acht bis elf Uhr brachte der Freiherr in seiner Bibliothek zu, schwerlich immer mit Lektüre beschäftigt. Diese ganze Bibliothek bestand aus den Werken alter französischer Romandichter und Philosophen; — den Romanen aber hatte er, zugleich mit

den Frauen, Lebewohl gesagt; wenn ihm nun nichts blieb als die Philosophen, so läßt sich leicht denken, wie sein inneres Leben, gleich seinem äußern, immer dürrer und verödeter wurde.

Nachmittags machte der Freiherr feierlichen Schrittes seine Promenade auf dem, durch eine Kastanienallee eingefaßten Stadtgraben, gefolgt von seinem Johann, bis er, nach einer Stunde, wieder in seiner dunklen Behausung verschwand.

Vor mehreren Jahren hatte er noch viel stiller und zurückgezogener in seinen verdunkelten Mauern gelebt, damals war er von auswärtigen Hofdiensten zurückgekehrt in die kleine Stadt K., zu dem alten Haus, an dessen Bewohnung er ein Familienrecht hatte. Seit seinem Einzug überschritt er aber viele Jahre lang die Schwelle nicht mehr, nur das Aus- und Eingehen des Johann gab den unten Wohnenden Kunde, daß der stille Bewohner oben noch am Leben sei.

Eine tödtliche Krankheit, die Folge dieser licht- und luftlosen Lebensweise hatte endlich einen Arzt ins Haus gerufen, der durch einen Machtspruch die Aenderung derselben gebot. Der Freiherr aber wollte davon nichts wissen, und schüttelte schweigend den Kopf.

Da vernahm die Frau Herzogin von der Krankheit und dem Eigensinn des Freiherrn, und fand sich bewogen, bei ihm vorzufahren, und in eigener Person nach seinem Befinden zu fragen. Der angestammte und angewöhnte Respekt vor Standespersonen überwand bei Herrn und Diener die Frauenscheu, die Frau Herzogin wurde eingeführt, und die sanfte, gewinnende Persönlichkeit der alten Dame bewirkte mehr als der Ausspruch des Doktors.

Der Freiherr genas und machte von nun an seine tägliche Promenade, auch alljährlich zwei Aufwartungen im

Schloß, am Neujahr und am Geburtstage der Herzogin. Wie die Mägde und Marktweiber bei Johann, so hätten die paar Hofdamen gern diese einzige Gelegenheit benützt, seinen Frauenhaß durch süße Blicke zu brechen, oder durch spitze Worte zu rächen, aber alle Versuche glitten ab an der äußersten Gleichgültigkeit, mit der er die schönste, wie die häßlichste Gestalt gleich entschieden ignorirte und seine feierliche Höflichkeit allein der Frau Herzogin zuwandte.

Auch die Kirche fing er seit jener Zeit an zu besuchen und erregte das Erstaunen und Ergötzen der Schuljugend durch den großen Muff, mit dem er sich zur Winterzeit gegen die Kälte schützte. Niemand in der Stadt B. hatte ihn jung gesehen, er hatte schon das Ansehen eines bejahrten Mannes, als er seine Einsiedelei zum erstenmal verlassen.

Nur Ein Band gab es, das den scheuen Freiherrn noch mit den Menschen verband, nur Eine Freude, der er nicht entsagt hatte — die des Wohlthuns. Wo er eine bekannte oder verborgene Noth erfuhr, da war seine Hand stets offen, natürlich so still und verborgen als möglich. Viel Freude konnte nun freilich auch nicht dabei sein, da er fast nie den Dank aus eines Armen Munde selbst empfing, aber doch ist wohl manch stilles Gebet für ihn emporgestiegen, und hat einen Friedenshauch in sein verdüstertes Dasein gebracht, ohne daß er wußte, woher er ihm gekommen.

Außer den Armen war ihm wohl Niemand so gewogen wie die Lichterzieher, die gern der halben Bevölkerung zu Gunsten ihres Gewerbes eine so misanthropische Laune gewünscht hätten; wie es denn überhaupt eine tröstliche, und daneben eine höchst leidige Eigenschaft des Menschenlebens ist, daß jedes Misère des Einen für den Andern eine Lichtseite hat. — Wir sind ein Raubvogelgeschlecht, wo vom Generalfeldmarschall bis zum Todtengräber sich jeder von einem Stückchen

menschlicher Vergänglichkeit oder menschlichen Jammers nährt. Ich hörte eine Frau Apothekerin einst ganz ärgerlich sagen: „jetzt kommt d'Cholera erst nicht! Hagelwetter und Katzenmusiken sind die Blüthezeit der Glaser, bei der „herannahenden Saison der Rheumatismen" preisen die „wollenen Waarenhändler" vergnügt ihre Waaren an, die zerrissenen Stiefel, die den Jungen Schläge und Schelte eintragen, helfen den Kindern des armen Schusters zu ihrem täglichen Brod; — und so war das verstörte Gemüth des Freiherrn, das ihm das Tageslicht verhaßt machte, ein rechtes Labsal für seinen Nachbar Seifensieder, der sonst die gutmüthigste Seele von der Welt war.

Alle Lichter brennen aus, so auch das Lebenslicht des alten Freiherrn. An einem kühlen, klaren Herbstmorgen öffneten sich zum erstenmal die Fenster und Läden im Herrenbau, zum erstenmal fiel das Sonnenlicht auf das Lager des alten Herrn, als die Leichenschau es umstand, um sich von seinem Tode durch Schlagfluß zu überzeugen. Ein entfernter Vetter wurde herbeigerufen, um des Freiherrn Erbe in Besitz zu nehmen, das man nach seinen Spenden an die Armuth für viel größer gehalten als sich nun zeigte.

Der junge Baron hatte seinen Vetter im Leben nicht gekannt, aber im Tod interessirte er sich sehr für ihn; er hatte Sinn für's Romantische, und hätte gar zu gern gewußt, w a s denn den alten Herrn zu solch einem verfehlten Dasein voll Nacht und Trübsal gebracht. Der Freiherr aber hat sein Geheimniß mit in das Grab genommen; den Johann hatte er erst kurz vor seiner Ankunft in K. gedingt, und so war Niemand, der Aufschluß geben konnte.

Nur das Bild einer wunderschönen Dame, das sich im verborgensten Fach eines Schreibtisches gefunden, soll Kunde gegeben haben, daß der Freiherr wohl nicht sein Leben lang

so tiefen Abscheu vor Frauen gehegt. — Ein unverbürgtes Gerücht sagt, daß der junge Erbe an dem Hofe, wo der Freiherr seine Jugend verlebt, einiges erfahren, was das Räthsel lösen konnte: eine alte leidige Geschichte, wie sie bei dem frühern Leben an Höfen wohl nicht die erste war und nicht die letzte blieb; die Geschichte von einem lebensfrischen jungen Pagen, der jahrelang mit der reinen Gluth einer jungen Seele, mit stiller hoffnungsloser Treue zu einer stolzen Schönheit aufgeschaut, und der endlich durch ein fürstliches Fürwort mit Einem Schlag an das Ziel seiner Wünsche gekommen war.

Was es aber gewesen, das die schöne Braut, deren Stolz sich in demüthige Liebe verwandelt, am Hochzeitmorgen dem überseligen Bräutigam anvertraut, das ist nicht mehr über seine Lippen gekommen. Ein dunkles Geheimniß muß es gewesen sein, daß es ihn an demselben Tag fortgetrieben von Braut und Hochzeitfreude, fortgetrieben für all sein Leben lang von dem klaren Sonnenlicht und dem holdseligen Frauenantlitz, von aller Liebe und häuslichen Freude.

Des Freiherrn altes Wappenschild ist glänzend und fleckenlos auf seiner Bahre gelegen, von dem Geschick jener schönen Braut aber, von ihrer Schuld und ihrem Leid hat man nichts mehr vernommen.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Bald fünfzig Jahre sind verflossen, seit man die Leiche des Freiherrn aus dem Herrenbau getragen. Mancherlei Bewohner sind indeß in dem alten Gebäude aus- und eingezogen, bis es nun frisch gelüftet und gereinigt zu neuem Zwecke hergestellt wurde. Und zu welchem! Hat sich der Geist des alten Freiherrn nicht zürnend aus seiner Gruft erhoben? Schreitet des Johann's Gespenst nicht mit würdevoller Alteration durch die entweihten Gemächer? Chaise

an Chaise hält vor dem Bau und eine Frauengestalt um die andere tritt in die alten Räume: ernste, stille Jungfrauen, heitere gesprächige darunter, und

Sie sinnen und träumen,
Sie ordnen und räumen
Mit fleißigen Händen
An Ecken und Enden.

Sind es Nonnen? ach nein, zu mannigfach, zu modisch dazu ist ihre Tracht. Frauen sind es und Jungfrauen, die ein stilles Asyl hier suchen vor Stürmen und Unbilden des Lebens, einen Trost für Herzenseinsamkeit in freundlichem, friedlichem Beisammenleben, einen Wirkungskreis für eine noch rüstige Kraft. Der alte Herrenbau ist zum Frauenstift geworden.

Nun gute Nacht, Dunkel und Schweigen! Ist's kein rosiges Morgenlicht, so sei es doch eine freundliche Abendsonne, die über dem alten Herrenbau leuchtet!

Und wenn der Geist des alten Freiherrn sich's doch einfallen ließe, Umschau zu halten in seiner ehemaligen Heimath, so möge er lernen, daß auch Herzen, denen das Leben nicht viel Rosen getragen, etwas Besseres thun können, als sich in Finsterniß begraben und den Frauen davon laufen!

V.

Das herzogliche Schloß.

Von Rechtswegen und der Rangordnung nach hätte ich unter den alten Häusern von K. zuerst das fürstliche Schloß oder Schlößchen vorführen sollen! aber die Familientraditionen des Klosters haben gar zu heimathlich dahin gewinkt, und dann erfordert es ja bei manchem Aufzug das Ceremoniel, daß das vornehmste zuletzt kommt.

Von dem Schlosse ist in architektonischer Beziehung nicht viel zu berichten; es hat weder die anmuthige Eleganz neuer, noch die feierliche Pracht oder den mährchenhaften Zauber alter Schlösser. Nur die hohen Kastanien, die schattigen Gänge des Schloßgartens sind von einem poetischen Hauch durchweht. Es zeigt so eine Art von Zopfstyl, obwohl seine Erbauung eigentlich noch vor die Zopfperiode fällt. Auch die historischen Notizen über seine Erbauer und Bewohner will ich vaterländischen Chronisten überlassen. Zur Zeit, aus der meine Bilder genommen sind, am Anfang unsres Jahrhunderts war es Wittwensitz und bewohnt von der Frau Herzogin, dem Mittelpunkte, der Sonne des Städtchens. — Eine müde Sonne war es nun freilich, nahe am Untergehen; gerade darum aber ließ sich's leichter hineinschauen, und kein

Auge konnte geblendet, keines verletzt werden von dem höchst bescheidenen Glanze, der sie umgab.

Das Leben dieser Frau gehört der Geschichte Schwabens an, und ihre romantische Jugendgeschichte ist schon vielfach zum Thema für Dichter und Schriftsteller geworden, darum möge sie hier ruhen. — Sie hatte den Glanz ihrer frühern Jahre theuer erkauft mit schweren innern Kämpfen und — mit Vaterfluch. — Ihr Vater war ein alter, ehrenfester Edelmann, dem in sehr gesunkenen Verhältnissen seine ritterliche Ehre der letzte Schild und Trost war. Er hatte es für keinen Flecken dieser Ritterehre gehalten, seine Tochter, als Opfer dieser Verhältnisse, in blühender Jugend einem rohen Gatten hinzugeben; aber daß sie gewagt, selbst ihre Bande zu lösen, daß sie die Freundin ihres Fürsten geworden, noch ehe sie seine Gemahlin ward vor Gott und der Welt — das konnte er ihr bis in seinen Tod nicht vergeben. Erst nach diesem war es ihrer Mutter vergönnt, ihr geliebtes Kind zu besuchen, und auch sie hatte solches Grauen vor dem Weg, auf dem ihre Tochter zu dieser Höhe gestiegen war, daß sie nie mit den Titeln von ihr sprach, die ihr nun mit Recht zustanden, nie von den Vorrechten ihres hohen Standes, der fürstlichen Equipage u. dgl. Gebrauch machte. Sie kam nie anders als in einer einfachen Miethkutsche zu ihrer Tochter, so daß einmal der Kutscher, als der Herzog mit glänzendem Gefolge vorüberritt, diesem zutraulich zurief: „Eur' Durchlaucht, d'Schwieger hab ich gestern gut heimbracht."

Doch, wie gesagt, die Jugendgeschichte der Herzogin mit ihren Licht- und Schattenseiten möge hier ruhen. In K. war sie nur die wohlthätige Fee des Städtchens, hier gedachte man ihrer nur als des guten Engels ihres Landes und ihres Gatten, der Gefährtin seiner besten Lebensperiode; hier ver-

lebte sie im Stillen den Rest ihrer Tage, „eine rechte Wittwe“ in stetem, treuen Andenken an ihren geliebten Herrn.

So wenig ihr aber auch von dem Lärm und Pomp geblieben war, der die Tage ihres Glanzes umgeben, ein Hof mußte dennoch gehalten werden. Die steifen Formen ihrer Zeit waren ihr so sehr zur andern Natur geworden, daß sie sich nimmer ohne dieselben bewegen konnte; auch mochte es ihr wohl thun, sich bis zu ihrem Tode unverändert in der würdevollen Stellung zu erhalten, in der nicht ihr Stolz nur, nein auch ihr innerstes weibliches Gefühl allein wieder seine Befriedigung gefunden hatte. So ging sie nie zu Fuß in das Städtchen; aber sie fuhr täglich aus, gezogen von vier Schimmeln von so ehrwürdigem Alter, daß ihnen die gegenseitige Assistenz wohl zu gönnen war, und die, trotz dem, daß ihrer vier waren, so sachte trabten, daß der Läufer, der stets dem Wagen vorausging, sich nie außer Athem rennen durfte und ganz fett wurde bei seinem beweglichen Metier.

Selbst die Ergüsse ihrer liebsten Herzensneigungen waren in das Zwangsmieder fürstlicher Würde eingezwängt. So war sie eine große, herzliche Kinderfreundin; nicht aber daß sie je in ein Haus gekommen wäre, wo sich ein munteres Völkchen tummelte, oder daß sie auf der Straße ein hübsches Kind abgeküßt hätte; wie gesagt, sie ging nie zu Fuß aus. Sie ließ die Kleinen zu sich bescheiden, und ein Fest war es für die Kinderwelt, wenn der galonirte Hoflakai in sämmtlichen Honoratiorenhäusern die Runde machte, um die Söhne und Töchter in's Schloß einzuladen. Da wurde denn der beste Putz hervorgesucht, um die hoffnungsvolle Jugend nach Kräften hoffähig zu machen. Im Schlosse angekommen, schritten sie in regelrechtem Zug unter ehrfurchtsvollen Schauern durch den langen Corridor und die Vorzimmer bis in das innere Gemach, das ihnen als Inbegriff aller Herrlichkeit

erschien, wo die Frau Herzogin im grauseidenen Kleide saß. Sie trug seit ihres Gemahls Tod beständig Trauerkleider.

Sie war eine freundliche kleine Frau von anmuthigem Benehmen; von den Reizen ihrer Jugend zeigten sich wenige Spuren mehr, nur die blonden Löckchen unter der Wittwenhaube trugen noch die schöne Farbe der reichen Flechten, die einst zu den Hauptzierden der jugendlichen Schönheit gehört hatten. Den Kindern war die Hofetikette streng eingeschärft worden, zuerst nach dem Kleid der Dame zu greifen, um es zu küssen, was diese dann eilig durch einen Kuß auf den Mund des kleinen Höflings verhinderte. Nun besah sie sich die Kinder der Reihe nach und sprach mit jedem ein Paar freundliche Worte, die jene auswendig wußten: „Ei, wie du gewachsen bist!“ „Ist deine Mutter gesund?“ rc. Dann aber gab sie ihrer Kammerfrau einen Wink, auf den diese sich entfernte und ein Kästchen mit vielen Fächern der durchlauchtigen Dame überbrachte. Das war der große Augenblick, auf den sich die Kinder leise, mit ahnungsvollem Nicken aufmerksam machten. Nun beschenkte sie die Herzogin der Reihe nach mit allerlei zierlichen Kleinigkeiten: vergoldeten Ringlein, Herzchen zum Anhängen, Ohrglöckchen u. dgl., die mit verlegen gestammeltem Dank angenommen wurden. Die Hand der Geberin verlieh den an sich unbedeutenden Sachen den höchsten Werth in den Augen der Kinder, die sich sodann nach ehrfurchtsvoller Verbeugung wieder in Reih und Glied entfernten, und der langeingedämmten Jugendlust in dem schönen schattigen Schloßgarten freien Lauf ließen. Solche Einladungen erfolgten mehrmals im Jahre, unfehlbar aber um Ostern, wo die etwas reicheren Gaben im Schloßgarten versteckt und von den Kindern aufgesucht wurden.

Sämmtliche Frauen des Städtchens wurden von Zeit zu Zeit zur Kaffeevisite geladen. Auch hier ging es ziemlich

ceremoniös her. Die Frauen saßen im Kreis um den Sopha der Frau Herzogin und tranken Kaffee aus kleinen Meißner Tassen; die Unterhaltung bestand meist aus durchlauchtigen Fragen und unterthänigen Antworten, falls nicht hie und da die Herzogin etwas mehr in Fluß kam, wenn sie von ihrem seligen Herrn erzählte. Endlich erhob sich die Dame mit höflichen Worten zum Zeichen der Entlassung. So ein Galatag war aber eine große Begebenheit; die Großmutter hatte sich eigens dazu ein seidenes Band mit Gold gestickt und steckte den kolossalen Ring mit des Großvaters Bildniß an, der ihre halbe Hand bedeckte.

Die Männer wurden hin und wieder zur herzoglichen Tafel gezogen. Solche Einladungen waren dem Großvater kein absonderliches Vergnügen. Obgleich er in angestammtem Respekt vor hohen Standespersonen auferzogen war und es ihm nicht einfiel, der Herzogin absichtlich etwas von der schuldigen Ehrerbietung zu entziehen, so konnte er sich doch sein Lebtage in die steifen Hofsitten nicht finden. Seine Formlosigkeit gereichte manchmal dem Hofpersonal zu geheimem Entsetzen, der Durchlaucht aber zu herzlichem Ergötzen. Die Einladungen zum Diner kamen meist spät, und so traf sich's, daß der Großvater einmal vom eigenen Mittagstisch weg sich in den Staatsfrack werfen mußte, um an der Tafel zu erscheinen. Er aß wenig, da die französische Küche ohnehin nicht nach seinem Geschmack war. „Warum speisen Sie so wenig, Herr Klosterhofmeister?" fragte besorgt die Herzogin über die Tafel herüber. „Mag' nichts mehr, Ew. Durchlaucht, hab' schon daheim Leberknöpf' gegessen." — Ein andermal, als bei einer Morgenaufwartung wie gewöhnlich fremder Wein in kleinen Kelchen servirt wurde, nahm er keinen an. „Herr Klosterhofmeister, warum trinken Sie nicht?" fragte die höfliche Herzogin. — „Ew. Durchlaucht, die Dinger da

sind so klein; ich fürchte, das Kelchle schlupfe mit nunter!" Von nun an bekam er ein größeres Glas.

Zahlreich waren die adeligen Familien, welche diesem Reste eines Hofes nachzogen, von den stattlichen Kavalieren, den ehrwürdigen Hofdamen uralten Geschlechts an bis hinab zu etlichen obskuren gnädigen Frauen, die an hungrigem Vornehmthun den herabgekommenen Raubadel in Spindlers Juden noch übertrafen, die von der Wohlthätigkeit der Herzogin lebten und vor einer Fête bei Hof acht Tage lang zu flicken hatten. — Durch diesen Adel, hohen und niedern, bekam die ganze Geselligkeit des Städtchens eine von andern Städten seiner Größe verschiedene Tournüre; Theegesellschaften waren dazumal schon häufig, während man sonst im Land nur Thee trank, wenn man krank war. Die adeligen Damen erließen Einladungen zu Soirées, deren Hauptunterhaltung im Spielen bestand, vom l'Hombre bis hinab zu Mariage und Hopsen, also daß sogar die liebe Jugend sich mit den ausgedienten Karten und alten Spielmarken amüsirte. Diese Unsitte war nun freilich kein Gewinn für die bürgerlichen Tugenden der Stadt K., wurde aber doch mit Maß betrieben. Hatte etwa eine der Hausfrauen einen Gulden verspielt, so war das schon großes Malheur und ward durch vermehrte Sparsamkeit eingebracht. Habe auch nicht vernommen, daß unter der Jugend dieses Gift nachhaltig gewirkt hätte und daß aus den Stadtkindern von K. irgend ein rasender Spieler hervorgegangen wäre.

Glänzende Feste, Bälle u. dgl. waren verbannt, wie sich's am Hof einer Wittwe ziemt. Die einzige Abwechslung bestand in einer jährlichen Reise auf das Schloß zu S. zum Sommeraufenthalt, in den obenerwähnten Einladungen und abendlichen Spielpartien. So brachte der Hof in recht anständiger Langeweile seine Existenz hin. Winters jedoch er-

schien meist eine Schauspielergesellschaft, die durch Aufführung Kotzebue'scher Lustspiele und Iffland'scher Rührstücke das Publikum von K. höchlich ergötzte. Einmal verstiegen sie sich bis zum Donauweibchen, wo ein ungeheures Stück zusammengepapptes Zuckerhutpapier, das auf der Bühne hin und her gezogen wurde, das Meer vorstellte.

Die Herzogin war äußerst sanften Charakters, freundlich und nachsichtig gegen ihre Umgebung und dankbar für jede „Attention," die ihr in ihrer einsamen Lage zu Theil wurde. Den Schauplatz ihrer glänzenden Vergangenheit hat sie nicht wieder besucht. — So schloß sich ein reiches, vielbewegtes Leben still, beinahe vergessen außerhalb des kleinen Kreises, in dem sich die gute Frau bewegte. Warum ihr nicht vergönnt war, sich an der Seite ihres seligen Herrn zur letzten Ruhe zu legen, weiß ich nicht; sie wurde mit fürstlichem Prunk in der alten Gruft zu K. beigesetzt, die für sie nach langen, langen Jahren zum erstenmal wieder eröffnet wurde. Das Schloß hat seine Bestimmung beibehalten, ein Sitz für vereinsamte Frauen hohen Standes zu sein, und auch die freundlichen Engel des Wohlthuns und der Milde haben fortwährend ihre Heimath dort gefunden.

Heirathsgeschichten.

Dem wächst ein geschickter Sohn,
Dem ein' edle Tochter zu,
Eines ist des andern Kron',
Eines ist des andern Ruh,
Eines ist des andern Licht,
Wissens aber Beide nicht.

Bis, sobald es dem beliebt,
Der die Welt im Schooße hält,
Daß er jedem Zeugniß gibt,
Wann und wie es ihm gefällt,
Da erscheint in Werk und That,
Der so tief verborg'ne Rath.

Der Prinz aus Mohrenland.

In der obern Stube des Pfarrhauses zu Rebenbach saß der Maler, der eingebürgerte Freund des Hauses, vor seiner Staffelei, emsig beschäftigt mit einem Mädchenbilde, dessen Original in der muntern Wilhelmine, der jüngsten Tochter des Hauses, vor ihm saß. Das Bild der ältern Schwester, ein blühender Blondkopf, sah recht hübsch unter einem aufgeschlagenen Federhut vor; mit der nußbraunen Wilhelmine aber, der man durchaus nicht nachsagen konnte, daß ihr „der Schönheit eitles Gut zu Theil geworden," wollte es nicht so recht gelingen.

„Ei, so sitze Sie doch gerade, bleib' Sie ruhig und seh' Sie mich an, wenn noch etwas aus Ihr werden soll!" rief der Maler ärgerlich. — „Ja, das meine ich, daß etwas aus mir werden soll," sagte Wilhelmine lustig. „Ich sag' Ihnen, Sie müssen mich ähnlich malen, aber doch viel, viel hübscher als ich bin. Bei Dörtchen, da war's überflüssig, die kommt ihrem Bräutigam allezeit noch schöner vor als ihr Bild, aber ich, das wissen Sie wohl, ich muß mein Glück noch machen." — „Ja, ein schönes Glück wird Sie machen, so eine unruhige Wachtel! Laß Sie sich nur noch ein Paar Sommer auf die Bleiche legen, daß Sie weiß wird wie andere Menschenkinder, wenn Sie nicht einen Mohrenprinzen will. Will

Sie nur recht schön malen, daß Sie wenigstens einmal etwas vorstellt." — „Ja, ja, das thun Sie, dann schicken wir das Bild in's Mohrenland, wo mein brauner Teint und mein Kartoffelnäschen Mode sind, dann merkt auf, was noch aus mir wird!

Da ertönte von unten herauf eine vielstimmige Küchenmusik, Feuerknistern, Kaffeemahlen, Mörserstoßen, und außer Athem rannte die Magd die Treppe herauf: „Geschwind, kommen Sie, Jungfer Wilhelmine, der Herr Steuerrath aus L. sind drunten, und ein ganz fremder, fürnehmer junger Herr dabei, ein Kronprinz oder so etwas." — „Das wird der Prinz aus Mohrenland sein, der mich heimführt," rief Wilhelmine mit fröhlichem Lachen; „jetzt malen Sie mich nur aus dem Herzen, und das recht schön, ich muß hinunter!"

Flink hüpfte sie die Treppe hinab und überließ den brummenden Künstler seinem Schicksal. Drunten ging's hoch her, zwei Feuer loderten in der Küche, über einem brodelte die Kaffeepfanne, auf dem andern glühte das Waffeleisen. „Geschwind, Wilhelmine!" rief Dörtchen; „Du bist angezogen, trage die blauen Tassen hinein und lege den rothen Teppich auf den Tisch." — „Und was gibt's denn? wer ist's? ist's richtig der Mohrenprinz?" — „Ach, Unsinn, der Steuerrath ist's und sein Sohn aus Holland." — „Wie, der aus dem Kloster durchgegangen ist? Gib nur die Tassen, Dörtchen, mach den Kaffee gut, und die Waffeln gerathen Dir ja auch am besten, ich will alles drinnen besorgen."

Drinnen saß denn der Herr Steuerrath und neben ihm ein junger Mann in fremder Offizierstracht, den der alte Herr mit väterlicher Freude als seinen lang verlorenen, nun glücklich wieder gefundenen Sohn vorstellte. Dem jungen Mann schien's noch nicht recht wohl in fremder Gesellschaft,

er saß etwas beklommen und schweigsam da, während der Vater sein glückliches Herz in Worten überfließen ließ. Auch der Herr Pfarrer und die Frau Pfarrerin waren etwas verlegen und waren nicht schlüssig, welchen Ton sie anschlagen sollten mit dem wiedergekehrten Flüchtling, dessen freventliche Flucht schon so oft und scharf getadelt worden war, und dessen stattliches Aeußere ihnen nun doch so imponirte. So begnügten sie sich denn mit fleißigem Einschenken und dringendem Zureden. Die lebhafte Wilhelmine aber war nie in Verlegenheit; sie nahm den leeren Platz neben dem jungen Herrn ein, versorgte ihn gehörig mit den Tafelvorräthen, die das arme Dörtchen draußen im Schweiße ihres Angesichts bereitete, und wußte ihn bald so aufgeweckt und gesprächig zu machen, wie der Vater selbst ihn noch nie gesehen hatte.

Acht Jahre waren es, seit der junge Lindner in übermüthiger Knabenlaune die Klostermauern verlassen hatte, hinter denen, wie heutzutage, nur in viel strengerer Zucht als jetzt, die evangelische Jugend für den geistlichen Stand herangebildet wurde. Daheim, bei einem vielbeschäftigten Vater und einer lieblosen Stiefmutter war das Gefühl kindlicher Pietät und willigen Gehorsams nicht gepflegt worden, der Zwang und die Beschränkung widerstrebte seinem lebendigen Geist, für die Eltern war sein Herz verschlossen, und statt daß ein freundliches, vernünftiges Wort von daheim ihn hätte zurechtweisen können, reizten unzufriedene Knaben, seine einzigen Vertrauten, seinen Unmuth immer mehr. Der feurigste, der talentvollste unter den Knaben, wurde er von diesen vorgeschoben, wo es galt, eine vorlaute Aeußerung zu thun, einen Fehler auszubaden, bis er am Ende das Stichblatt aller Verweise und Strafen war, mit denen man das junge Volk unter dem Daumen zu halten gedachte. Der bloße Gedanke, den geistlichen Stand zu verlassen, wäre vom Vater

als ein Sacrilegium angesehen worden; so beschloß Karl denn mit mehreren seiner Genossen, die verhaßte Kutte abzuwerfen und zu entfliehen. Wie das aber zu gehen pflegt, als der Entschluß zur Ausführung kommen sollte, ließen ihn Alle im Stich, er allein wollte nicht mehr zurück, und so halfen sie ihm denn, sich mit Lebensgefahr am Leintuch vom Fenster hinab zu lassen; darauf legten sie sich geruhig zu Bett.

Der Flüchtling eilte durch Nacht und Nebel mit scheuen Schritten vorwärts, voll Angst vor Verfolgung, neben der das Gefühl der Freiheit, der freudigen Begierde nach der „weiten Welt,“ die einst so lockend vor ihm gelegen, kaum Raum gewinnen konnte, fort und immer fort, bis er endlich todtmüde in einer offenen Scheune sich zur Ruhe legte, um Gegenwart und Zukunft in tiefem Schlaf zu vergessen. — Er hatte sich die Freiheit, die weite Welt etwas anders gedacht, als er sie nun am andern Morgen fand, wie er mit wunden Füßen und hungrigem Magen — seinem schmalen Beutelein konnte er nicht viel zumuthen — auf Seitenwegen fortschlich und ängstlich jedem Vorübergehenden auswich, aus Furcht angehalten und erkannt zu werden.

Der junge Lindner war froh, am zweiten Abend seiner Flucht in einer überfüllten Schenke unterzukommen, wo er unter der lärmenden Menge sich unbemerkt glaubte. Wie verwundert und geschmeichelt war er aber, als er von zwei stattlichen Kriegsleuten in fremder Uniform sich angeredet, mit großer Freundlichkeit behandelt und sogar bewirthet sah! Wie leicht ward es diesen, die kurze Geschichte des sechzehnjährigen Knaben zu erfahren, wie entsetzlich schilderten sie ihm sein Loos, wenn er, wie ja wahrscheinlich war, erkannt und zurückgebracht wurde! Dagegen wußten sie ihm das Soldatenleben in ihrem Heere in glänzenden Farben zu schildern und namentlich die Aussichten für so geschickte junge Leute

wie er. Da könne eine Offiziersstelle ja gar nicht fehlen, wenn er nicht nur lateinisch und französisch, sondern sogar griechisch und hebräisch verstehe; das könne in Holland nicht einmal der König. Ein altes, leidiges Spiel wiederholte sich, der verlaufene Knabe war eine leichte Beute für die Werber und der Nimbus verschwand nach kurzer Frist, als der zuvor so Geschmeichelte mit Härte zum Dienst angewiesen, und statt die verheißene Offiziersstelle zu bekommen, wegen seiner noch kleinen Gestalt mit Hohn als Tambour eingekleidet wurde.

Eine lange, bittere, schwere Zeit erwartete den armen Karl, der sich der Klosterzucht nicht hatte fügen können. Nun lernte er erst, was gehorchen sei, die verschmähte Wissenschaft stand jetzt als ein unerreichbares, ewig verscherztes herrliches Ziel vor seinen Augen, die einst verworfenen Bücher wurden nun, wo er eines erhaschen konnte, seines Herzens Trost und Balsam, die einzige Lust seines freudelosen Lebens. In dieser harten Schule kam er zu früher Reife, er lernte, daß der Mensch ein Muß braucht, und daß zu frühe Freiheit auf einem oder dem andern Weg zu härterem Zwang führt; aber er lernte auch sein eigen Herz kennen, er lernte Gott suchen und finden. In die Heimath schreiben aus seinem jetzigen kläglichen Zustand, das wollte er nicht, sei es ein Rest von Stolz gegenüber der Stiefmutter, sei es eine selbstauferlegte Buße; er wollte liegen, wie er sich gebettet, bis Gottes Finger ihm einen lichtern Weg zeigen würde.

Ein Offizier, der ihn einst überraschte, wie er, über die Trommel gebeugt, in einem defekten Exemplar des Plutarch las, das er in einem Käsladen erbeutet hatte, befreite ihn von der lästigen Tambourstelle und hätte sich seiner wohl auch sonst angenommen, wenn er nicht schnell versetzt worden wäre. So war sein Schicksal wenig erleichtert, bis es ihm

endlich gelang, dem König ein lateinisches Gedicht zur Feier seines Geburtstags zukommen zu lassen. Ueberrascht forschte dieser nach dem gelehrten Soldaten, erfuhr von ihm seine Geschichte und machte gut, was ihm in seinem Dienste Unrecht geschehen war. In einer Militärbildungsanstalt fand Karl Gelegenheit, seinen nun so mächtig erwachten Wissensdurst in geordnete Bahnen zu leiten, und obgleich ihm der König die Rückkehr freistellte, so zog er es vor, im Soldatenstand zu bleiben, der ihm mit der Beigabe der Wissenschaft nun lieb und werth wurde. Die Kriegszeiten waren freilich für den Augenblick vorüber und mit ihnen die Aussichten auf baldige Beförderung in der Welt, oder aus der Welt. So hatte es der junge Mann trotz seltener Kenntnisse noch nicht höher als zum Fähndrich gebracht. Das war indessen immerhin eine Stellung, in der er sich in der Heimath zeigen wollte und konnte, um so lieber, als er in einem Zeitungsblatt von daheim den Tod der Stiefmutter gelesen; und so stellte sich denn der langbeweinte, todtgeglaubte Sohn dem alten Vater zu dessen unaussprechlichem Jubel vor.

Das alles erfuhr die theilnehmende Wilhelmine, die mit ihren lebhaften Augen, ihren erstaunten Ausrufen gewiß eine gute Zuhörerin war, nicht an dem Einen Nachmittag, wohl aber nach und nach an den vielen, die der Fähndrich von nun an im Pfarrhause zubrachte und an denen das gegenseitige gute Einverständniß der jungen Leute immer mehr zunahm. Wilhelmine war sehr strebsamer Natur, alles Können und Wissen, bei dem sie einen praktischen Zweck sah, zog sie an. Musik hatte sie nie gelernt, auch nicht Zeichnen und Malen, dagegen erlernte sie vom Provisor französisch, der gewiß ein guter Lehrer gewesen wäre, wenn er es nur selbst verstanden hätte und nicht die Aussprache so mühsam aus der Grammatik hätte klauben müssen. Seither hatte sie jede

Gelegenheit zum Parliren mit dem Maler, ja selbst mit reisenden Hühneraugenoperateurs, Firnißhändlern ꝛc. fleißig benutzt und war jetzt höchlich erfreut über die Entdeckung, daß der Fähndrich vortrefflich französisch sprach und schrieb. Da wurde nun studirt und parlirt, daß das Dörtchen stets davon lief und der Maler oft warnend den Finger aufhob: „Hör' Sie, Wilhelmine, ich brauche Ihr Bild nicht fertig zu machen, der Mohrenprinz nimmt Sie vorher in originali fort!" Vater und Mutter waren über des Fähndrichs Zuspruch nicht sehr erbaut, bei Wilhelminens praktischer, thätiger Natur hatte aber das Beisammensein durchaus keinen sentimentalen Charakter; sie selbst schlugen auch die fremde Offizierswürde so niedrig an, daß ihnen kein Gedanke an die Möglichkeit kam, die reelle Wilhelmine könnte hier an etwas Ernstliches denken, zumal des Fähndrichs Urlaub demnächst zu Ende ging.

Der Urlaub ging nun freilich zu Ende und der Fähndrich war eine Zeitlang nicht im Pfarrhaus erschienen, als eines Tags der Dorfbote mit der Zeitung noch einen sehr schön überschriebenen Brief an den Pfarrer brachte, bei dessen Anblick Wilhelmine über und über erröthete und in lauterer Verlegenheit den eben gedeckten Frühstückstisch wieder abräumte, während der Vater den Brief langsam durchlas. Der Vater aber legte ihn wieder zusammen, steckte ihn ein und frühstückte, ohne ein Wort zu sprechen, dann ging er auf seine Stube, nachdem er Wilhelminen mit großem Nachdruck gesagt hatte: „Daraus wird nichts!" Da setzte die rasche Wilhelmine sich nieder, als ob sie gelähmt und gebrochen wäre an allen Gliedern. Also das war das Ende!"

Ja, leider, das war's! Der Brief war eine Werbung in schönster Form gewesen. Der Fähndrich wollte Wilhelminen in sein neues Vaterland führen, wenn sie sich entschloß, dort

sein bescheidenes Loos zu theilen; konnten aber die Eltern sich nicht von ihr trennen, so erbot er sich gern, „die Kugelbüchse mit der Feder" zu vertauschen und in der alten Heimath eine Stelle zu suchen, die er bei seinen Kenntnissen wohl zu finden hoffte. — Wilhelmine hätte nach keiner Seite hin eine Einwendung gehabt, ihr bangte nicht vor dem fernen Land und vor dem schmalen Fähndrichsgehalt; ihres kräftigen Sinnes, ihrer fleißigen Hand und ihres in der Familie wohlbekannten und vielfach belächelten Talents zum Sparen sich bewußt, hätte sie daheim oder draußen jedes Loos mit dem geliebten Manne getheilt. Aber Vater und Mutter waren ganz anderer Meinung. Seit Menschengedenken hatten in der Familie nur ganz solide, sichere Heirathen stattgefunden: Pfarrer, Stadtschreiber, Doctoren 2c.; ein Fähndrich in Holland, oder gar ein aussichtsloser Stellenjäger im Vaterlande, das war undenkbar! Dafür hatte die Mama nicht seit Jahren Tischzeug und Bettbarchet gewoben und der Papa seine Kapitälchen verwaltet und vermehrt. Nein, da waren sie ihrem Kind eine bessere Versorgung schuldig. Der arme Fähndrich erhielt ohne Gnade einen Korb mit allerlei Achtungsversicherungen u. dgl., schon um des Papa willen! aber Korb bleibt Korb.

Wilhelmine weinte bitterlich; das war nun das erstemal in ihrem ganzen Leben, daß sie auch gehofft und geträumt hatte, und so war's zu nichte geworden! Damals waren noch die alten Zeiten unbedingten kindlichen Gehorsams, und es fiel ihr nicht ein, mit Thränen und Ohnmachten einen Sturm auf das strenge Vaterwort zu versuchen, um so weniger, als weder Mutter noch Schwester auf ihrer Seite waren. Der Fähndrich fügte sich nicht so geduldig; es war diesmal keine versagte Knabenlaune, es war der tiefgegründete Wille eines Mannesherzen, der hier gebrochen werden

sollte. Die alte Abenteuerlust seiner jungen Jahre kehrte wieder; er vermochte mit vieler Mühe Wilhelmine zu einer Zusammenkunft im Schulhaus und theilte ihr hier einen keck entworfenen Entführungsplan mit. Damit kam er aber übel an bei einem Mädchen von so klarer Einsicht in die Lebensverhältnisse, die in die strenge Zucht und Sitte des Elternhauses nicht hineingebunden, sondern hineingewachsen war. Das Vaterhaus verlassen ohne Elternsegen, ohne Hochzeitfeier und bräutliches Geleite, und sei's gestanden, auch ohne Aussteuer — nein, nein, davon konnte die Rede nicht sein! „So geht's nicht, lieber Karl," sagte sie traurig; „was sein soll, schickt sich wohl; ist's Gottes Wille, daß wir zusammenkommen sollen, so wird's wohl auf rechtem Wege geschehen." — So schied denn der Fähndrich nach kurzem schmerzlichem Abschied, viel trauriger und hoffnungsloser als vor Jahren der flüchtige Klosterschüler. Das eine Versprechen hatte er noch von Wilhelminen erlangt, daß sie ihm durch seinen Vater hie und da einen Gruß oder ein Briefchen schicken wolle.

Wilhelmine war keine sentimentale Natur; sie starb nicht am gebrochenen Herzen, sie verhauchte sich nicht in Seufzern, sie war nach wie vor früh und spät im Hause flink und rüstig an der Arbeit, aber ihre alte Fröhlichkeit kehrte doch nicht wieder, und die französischen Studien lagen gänzlich darnieder. Daß sie bei Niemand daheim Anklang fand für das, was ihr Herz bewegte, das entfremdete sie etwas von Mutter und Schwester, und als ein verwittweter älterer Bruder eine der Schwestern zur Leitung seines Haushalts verlangte, da erbot sie sich rasch dazu; es war ihr jetzt recht lieb, so viel allein zu sein, und sie konnte hier leichter ihre freilich höchst sparsam unterhaltene Verbindung mit Karl fortsetzen.

Eins war's, was ihr bisher immer ein unerfüllter Wunsch

geblieben: sie hätte Karl so gern ein Zeichen ihrer Liebe gesandt. Eine Haarlocke hatte er freilich, aber sie hätte ihm so gern auch etwas Rechtes zu Liebe gethan; hatte er doch keine Mutter, die für ihn sorgte. Mit Malen konnte sie nicht umgehen, ihr Bild, das der Maler nun recht ähnlich und doch hübsch vollendet hatte, konnte sie ihm leider nicht wohl schicken, maßen es zwei Schuh groß war und nicht ohne Willen der Eltern hätte versandt werden können. Da kam ihr in der größern Freiheit, die ihr beim Bruder blieb, ein anderer Gedanke. Sie holte ihre sorgfältigst verwahrte Sparbüchse hervor, in der sich noch jeder Kreuzer befand, den sie als Kind zu Aepfeln oder Bretzeln bekommen hatte, und ob der sie schon oft geneckt worden war. Nun aber dauerte sie's nicht, für einen großen Theil ihres Schatzes zehn Pfund des auserlesensten Flachses zu kaufen. Den Tag über besorgte sie emsig den Haushalt des Bruders, hütete die Kinder, strickte und flickte unverdrossen; bei Nacht aber, wenn die Kleinen zu Bette waren und der Bruder in Gesellschaft, da holte sie Rocken und Rädchen und spann bis tief nach Mitternacht so feine silberweiße Fädchen, daß Königin Bertha sich nicht hätte daran schämen dürfen. Wie viel liebe trauliche Gedanken hat sie da hineingesponnen, bis sie im Frühling den reichen Schatz von seidefeinem Garn dem bewundernden Weber übergeben konnte! Der Sommer ging ihr hin ohne Wechsel, ohne Freude, ohne Hoffnung. Es war ihre erste Freude nach langer Zeit, als sie die schöne feine Leinwand blendend weiß von der Bleiche erhielt und nun wieder ihre Nächte dazu verwenden konnte, mit den allerfeinsten Stichen Karl sechs Hemden, Meisterwerke der Nähterei, zu verfertigen. Ihr jungen Damen von heutzutage, was ist ein gemaltes Albumblatt, ein perlengesticktes Cigarrenetui, eine gehäkelte Börse gegen die liebevolle Treue und Fürsorge,

gegen die geduldige Ausdauer, die in solch einer Arbeit liegt.

Die Hemden waren abgesandt und mit Freuden aufgenommen worden, der Bruder hatte eine Haushälterin und Wilhelmine ward heimberufen, weil Dörtchen nunmehr als wohlbestallte Frau Amtmännin das Elternhaus verließ. Da war es aus mit der Freiheit, auch merkte der Vater bald die geheime Korrespondenz, die wieder eifriger denn zuvor betrieben wurde. Das war äußerst fatal, daß das Mädchen um so eine aussichtslose Geschichte sich jede Möglichkeit einer soliden Partie verderben sollte. Der Fähndrich war zwar Lieutenant geworden und Wilhelmine hatte stolze Hoffnungen auf dieses Avancement gebaut, aber der Vater fand das immer noch keine Versorgung; so sprach er denn noch einmal ein ernstes Wort mit Wilhelmine und diese brachte das letzte Opfer kindlichen Gehorsams. Sie schrieb Karl den letzten Brief, fest, klar und entschieden. Sie gab ihm sein Wort zurück und bat ihn, nicht in trübseliger Einsamkeit in der Fremde zu bleiben; sie sei fest entschlossen, sich dem Willen ihrer Eltern zu fügen, und wünsche ihm Gottes Segen zu jeder andern Verbindung, die er schließen werde.

So war's zum zweitenmal aus, und dieser zweite Abschied fiel Wilhelminen viel schwerer als der erste; die Hoffnung ist solch ein Gut! Der Spruch: „was sein soll, schickt sich wohl," den sie so oft im Munde geführt, wurde nicht mehr vernommen, und langsam und trübselig verflossen Tage und Wochen.

Da kam eines Abends der Steuerrath, der lange nicht mehr im Pfarrhaus eingesprochen hatte, auf einem steifen Rappen angeritten. Verwundert über den späten Gast, eilt der Pfarrer hinaus und wollte ihm vom Pferd helfen. Der alte Freund sah sehr bekümmert aus, reichte vom Pferd herab

dem Pfarrer einen Brief, sagte mit gedämpfter Stimme: „Da lesen Sie!“ und ritt davon, ehe der erstaunte Pfarrer zu Wort kommen konnte, obgleich's auf dem Rappen nicht zu schnell ging. Wilhelmine hatte alles gesehen, sah den Vater mit dem verhängnißvollen Brief in's Zimmer kommen, hörte, wie er Licht verlangte und schweigend damit auf seine Stube ging, und durfte gar nichts sagen und nichts fragen. Ob sie die Nacht geschlafen, das weiß ich nicht.

Jede Prüfung aber gewinnt ein Ende. Nach dem Frühstück wurden Wilhelmine und die Mutter auf des Vaters Zimmer berufen und ihnen der Inhalt des Briefs mitgetheilt. Er war von einem holländischen Offizier, einem Freunde Karls, der dem Vater schrieb, daß der junge Mann schon einige Wochen, seit Empfang des letzten Briefs aus der Heimath, leidend und in gedrückter Stimmung gewesen sei, nun aber an einem hitzigen Fieber schwer krank darnieder liege. All seine Fieberreden und Phantasien drehen sich um eine Wilhelmine, so daß er und der Arzt vermuthen, daß ein Herzenskummer der Hauptgrund seiner Krankheit sei. Da ihnen nun in seinem Bekanntschaftskreise in Holland keine Wilhelmine bekannt sei (wie er denn überhaupt nie weibliche Bekanntschaft gesucht), so denke er, die Betreffende werde wohl in seiner Heimath zu finden sein. Er bat nun den Vater, nachzuforschen, ob und wo eine solche Wilhelmine existire und dieselbe nicht vielleicht für seinen armen Sohn zu gewinnen sei, da darauf der Arzt die letzte Hoffnung für seine Genesung baue.

Ein steinern Herz und nicht ein christlicher Pfarrherr hätte es sein müssen, der hier widerstanden hätte. Wilhelmine zerfloß fast in Thränen. „Hör', Wilhelmine,“ begann der Vater, „der Lieutenant hat nichts, und er bekommt nichts, den Steuerrath haben seine Stiefkinder um alles gebracht;

Du bekommst eine Aussteuer, sonst aber keinen Heller, da ich mein redlich Erspartes nicht unter solch fremd Volk geben werde; merke das wohl! Willst Du den Lieutenant?" — „Freilich, Papa, freilich!" rief Wilhelmine eifrig mit getrockneten Augen. — „Wenn Du im Lande heirathest, so bekommst Du viertausend Gulden Heirathgut, und kannst eine ansehnliche Frau werden; besinne Dich wohl., das war Dir sonst nicht gleichgültig." — „Papa, ich habe schon lange Zeit zum Besinnen gehabt und ich denke, wenn mich der liebe Gott sparsam werden ließ, so war das, weil er wohl wußte, daß ich's noch brauchen könne. Ich habe schon alles bedacht, Papa, ich brauche keine Magd, ich kann für zwei arbeiten und will nebenher noch ein schön Stück Geld mit Feinnähen verdienen, wenn es sein muß. Man braucht ja nicht zu wissen, daß ich's bin, und wenn ich rechne, was Karl an Wäsche und Kleidern ersparen wird, wenn ich für ihn sorgen kann —." — „Schon gut, schon gut," unterbrach sie der Vater lachend; „ich glaube wohl, daß Du nicht verdirbst; wenn's der Mama recht ist, so sag' dem Matthes, daß er den Braunen einspannt, so können wir's selbst dem Steuerrath ausrichten."

So flink war noch nie ein Fuhrwerk bereit gewesen, Papa Steuerrath fertigte auch alsbald einen Kurier ab, um den Brief mit der Freudenbotschaft auf's nächste Postamt zu bringen; etwas gekränkt blieb er aber dennoch über die Härte des Pfarrers, die seinen Sohn in solche Lebensgefahr gebracht, bis nach vierzehn Tagen die trostvolle Kunde kam, daß die Heilsbotschaft sich als solche erwiesen habe, und Karl auf dem besten Wege zur Genesung sei.

Da war nun das Schuldbuch vernichtet, ausgesöhnt die ganze Welt! Wilhelmine nahm sich nicht Zeit, in süßen Gefühlen zu schwelgen, es schien, als ob mit ihrem Brautglück

ein paar hundert Ameisen und Bienen in sie gefahren wären, so emsig und unverdrossen war sie in Ausrüstung und Vermehrung ihrer Vorräthe; alles erschien ihr brauchbar für ihr künftiges Vaterland, das sie sich wie am Ende der Welt liegend und als halbes Sibirien vorstellte. „Die verdirbt nicht!" war die stehende Redensart in der Familie, wenn man sie so eintragen sah.

Der Lieutenant kam, genesen und stark, in schönster Uniform, um seine theuer errungene Braut heimzuführen. Was sein soll, hat sich wohl geschickt. Wenn ich einmal Ehestands- und nicht Heirathsgeschichten erzähle, so wüßte ich allerlei Schönes von dem Ehestand der Wilhelmine zu berichten, wie sie bescheiden anfing und wie sie ein emsiges, sparsames Hausmütterchen blieb, auch als Ehre und Wohlstand mehr und mehr in ihr Haus einzogen, wie sie als glückliche Frau und Mutter an der Seite des stattlich dekorirten Obristen die Jugendheimath wieder besuchte und wie dieses treuverdiente Glück sich als ein probehaltiges erwiesen. Nun schläft sie an des Gatten Seite, den sie treulich und rüstig verpflegt, nachdem ihr noch vergönnt gewesen, ihr goldenes Hochzeitfest mit ihm zu feiern. Gott schenke ihnen fröhliche Urständ!

Von dem Doktor und des Amtmanns Sophie.

Es war ein schönes, stattliches Dorf des schwäbischen Unterlandes, wo der Amtmann seit Jahren seinen Ruhesitz genommen hatte und der Landwirthschaft oblag. Er war ein Studirter, sogar ein schöner Geist, machte Verse und schrieb leitende Artikel in's Wochenblatt und war, nicht „weil," sondern „obgleich" er dies that, ein grundgescheidter Mann, der mit dem Zeitgeist rüstig Schritt hielt, ohne sich von ihm in irgend einer Weise fortreißen zu lassen. Es war wohl zumeist seiner Frau zulieb geschehen, daß er so frühe schon sein Amt aufgegeben und sich im Dorf niedergelassen hatte, auf den väterlichen Gütern, auf denen sie groß gewachsen war. Obwohl sie sich längst zu ihm herangebildet, lebte und webte sie doch mit ganzer Seele in ihren Hanf- und Kartoffelpflanzungen, ihrem stattlichen Hühnerhof und ihren Gärten, wo sie die schönsten Gemüse zog, den meisten Kopfsalat überwinterte und jederzeit vierzehn Tage vor der Frau Pfarrerin Lattich producirte.

Sophie war ihr einziges Töchterlein, ein junges Blut von siebzehn Jahren, leichtfüßig und leichten Herzens, hie und da ein wenig verlegen und unbeholfen; doch schaute eine so frische, lebendige Seele aus ihren schwarzen Augen, daß man

das gern übersah. Das war freilich fatal, und Herrn Oberamtmanns Mathilde und Dekans Pauline aus der benachbarten Stadt äußerten sich oft recht bedenklich darüber, daß Sophie eben noch so gar ungebildet war. Sie hatte noch nichts von Schiller gelesen und von Goethe kaum gehört, obwohl sie in des Vaters Bibliothek standen, und als ihr die Mathilde das neuste von Friederike Bremer leihen wollte, da meinte sie: „Ja, siehst Du, ich habe eben den Tag über so viel zu thun, da mag ich Abends nicht auch noch lesen.“ Die Mutter selbst, obgleich sie sich keiner klassischen Bildung rühmen konnte, war über diesen Mangel an Strebsamkeit angefochten, durch den ihre Sophie so sehr zurückblieb hinter den Forderungen der Zeit, und meinte, man sollte das Mädchen doch auf ein Jahr nach Stuttgart thun; der Vater aber sah mit unbegreiflichem Gleichmuth zu, wie diese wilde Rose sich zwanglos am Vaterhaus hinaufrankte, und hatte seine Herzensfreude an der kindlichen Frische des Mädchens, das daneben ein folgsames und fleißiges Kind war, wie sie Vögel fütterte oder schreiende Nachbarskinder herumschleppte, deren Mütter auf dem Feld waren, während Cousine Clara mit dem Provisor höchst mühselige vierhändige Sonaten einstudirte oder mit etlichem Gähnen den Bulwer las.

Clara, eine früh verwaiste Nichte des Amtmanns, war seit langen Jahren im Amthaus daheim, eine volle, schöne Gestalt, blond und weiß und roth, wenige Jahre älter und viel kultivirter als Sophie. Sie war fast zwei Jahre in Stuttgart gewesen, hatte daselbst Tanzen und Sticken, Kleider- und Putzmachen gelernt, auch einen Curs Literaturgeschichte gehört, von dem ihr etliche unklare Erinnerungen zurückgeblieben waren. Sie verstand sich prächtig zu kleiden, machte feine Arbeiten, und wenn sie in Gesellschaft just nicht mitzusprechen wußte, so machte sie doch wenigstens ein Gesicht,

als ob sie das alles besser verstände und nur mit dem besten Urtheil nicht herausrücken wollte.

Da fand es denn alle Welt natürlich, daß der junge Praktikus, der sich im nächsten Marktflecken gesetzt hatte und vom Amtmann als Hausarzt angenommen war, seine Huldigung alsbald Clara zuwandte, zumal sie auch für eine Erbin galt. Man bemerkte zwar nicht, daß er ihr ausdrücklich den Hof gemacht hätte, aber im Amthause war er den lieben langen Tag zu finden. Niemals noch war jedes flüchtige Unwohlsein der Insaßen so überaus gründlich mit Vor- und Nachkuren behandelt worden als zu jener Zeit. Ein Splitter, den sich Clara im kleinen Finger gefangen hatte, bedurfte einer achttägigen Behandlung; die gute Mama sollte eine Warze an der Nase, deren Dasein sie selbst ganz vergessen hatte und die ihrer Schönheit längst keinen Abbruch mehr that, mit Aetzen und Unterbinden vertilgen lassen; selbst Käthchen, die alte Hausmagd, kam einst mit hellem Lachen: jetzt meine der Doktor gar noch, sie habe einen Reformatismus, weil sie sich eben den Fuß ein wenig übertreten habe.

Es war in der Gegend ein solcher Reichthum an Aerzten, daß es nicht zu verwundern war, wenn der Doktor, trotz seiner anerkannten Geschicklichkeit, so viel Zeit und Mühe auf dieses Eine Kundenhaus verwenden konnte. Er war es müde geworden, mit seinem Apotheker halbe Tage lang Schach zu spielen und über die robuste Bevölkerung zu lamentiren, und diese noch schwache Praxis war wohl auch der Grund, warum er mit seinen Absichten auf Clara so lange hinter dem Berge hielt. Diese, die ein äußerst ruhiges Herz besaß (um nicht zu sagen gar keines), ließ sich's in allem Gleichmuth gefallen, für die Angebetete des Doktors zu gelten, und that nichts dazu und nichts davon. Der Doktor, ein heiterer und angenehmer Gesellschafter, war im Amthaus von Alt und Jung

jederzeit gern gesehen; sogar Sophie, die sonst selten dazu zu bringen war, zahm und gesittet an geblildeter Gesellschaft Theil zu nehmen, ließ sich herbei, wenn er da war, und brachte manchmal Einfälle zu Tage, die noch gescheidter waren als die Gesichter der Cousine Clara, so daß die Mutter dachte, wenn's mit dem Doktor und der Clara einmal Ernst geworden sei, so müsse man die Sophie auf einige Zeit hinüber thun zu ihnen; der Doktor bringe noch am ehesten etwas an sie hin.

Recht verwunderlich war's, daß auch Sophie, sonst ein Bild der Gesundheit und des Lebens, doch eines Tags nach einer Schlittenfahrt, wo der Doktor Clara geführt hatte, die auf des Vaters Wurstschlitten nicht mehr Platz gefunden, bleich aussah und Kopfweh klagte. Trotz ihres Sträubens schickte die Mutter nach dem Doktor, der, wie billig, diesen Fall nicht leichter nahm als die früheren im Hause. Er dachte an allerlei bedenkliche Wendungen, die die Krankheit möglicherweise nehmen könnte, und verordnete das Gehörige. Die Mutter ließ sich's nicht nehmen, bei Sophie zu wachen, die jedoch die ganze Nacht steinfest schlief und frisch und rothwangig erwachte. Die Mutter aber erlaubte ihr durchaus nicht aufzustehen, bis der Doktor dagewesen. Der kam auch in aller Frühe angeritten und fand trotz sorgfältigsten Forschens wenig Krankheitsspuren mehr. „Nur noch ein etwas rascher Puls und diese dunkelrothe Gesichtsfarbe, die sich gestern schon zeigte, ist mir bedenklich; wir wollen doch einmal sechs Blutegel ansetzen.“ Mußte also die arme Sophie ihr tiefes Erröthen beim Eintritt des jungen Doktors mit dem Biß von sechs Blutegeln büßen.

Nicht lange nach dieser glücklich überstandenen Lebensgefahr der Sophie kam eines Abends der Doktor in beson-

ders fröhlicher Laune in's Amthaus, um den Freunden zu verkünden, daß er endlich eine langersehnte Anstellung mit Wartgeld (die Mediciner sind doch die einzigen Leute in der Welt, die für das Warten noch bezahlt werden!) erhalten habe. Sie freuten sich herzlich über sein Glück, obschon's dem Vater leid that, den geselligen Nachbar zu verlieren. Die Mutter dachte bei sich: „Wie ärgerlich, daß die Clara gerade heut nach B. in's Casino gehen mußte! Der Doktor hätte gewiß gern sein Wort angebracht," und besann sich, ob sie zu Clara's Aussteuer den Sattler in's Haus nehmen oder alles auswärts machen lassen wolle. Die Sophie aber war unvermerkt abhanden gekommen, wahrscheinlich weil sie dachte, es wäre schicklich, dem Doktor zu gratuliren, und doch nicht wußte wie? Erst als der Doktor nach ungebührlich langem Verweilen sich zum Gehen anschickte, tauchte sie im Hintergrund auf. Sie leuchtete ihm auf der Treppe, da bat sie der stets noch zögernde Gast, ihm doch ihre jungen Seidenhasen zu zeigen (Sophie hielt stets eine kleine Menagerie). Obgleich es ziemlich spät war, zeigte sich das allzeit gefällige Mädchen doch bereit, und ging mit ihm in das untere Stübchen, das ihr dazu eingeräumt war. Die Mutter meinte, es schicke sich doch nicht so recht, der Vater aber sagte lachend: „Laß sie nur machen!"

Nicht lang stand's an, so hörte man den Doktor die Hausthür zuschlagen, und obgleich er diesmal zu Fuß gekommen war, in hellem Galopp davoneilen. Sophie aber stürzte mit glühendem Gesicht die Treppe herauf und in's Zimmer. — „Was ist's? was gibt's? was ist Dir begegnet?" fragte der Vater. — „Ach, so etwas ist mir in meinem ganzen Leben noch nicht begegnet!" rief Sophie. — „Ja, was denn?" fragte die Mutter. — „Der Doktor will mich heirathen!" stieß Sophie heraus, und hob an zu weinen,

wie sie im Augenblick schlechterdings nichts anderes zu thun wußte. — „Das ist mir ein saubrer Patron!“ fuhr der Vater mit gut gespieltem Zorn auf; „spricht dem unschuldigen Kind da vom Heirathen und bringt mir's zu bitteren Thränen! Dem will ich meine Meinung sagen, und das sogleich, dem werde ich einen Brief schreiben, den er nicht an den Spiegel steckt!“ Und höchst aufgebracht ging er auf seine Stube.

Noch war er nicht lange dort, als Sophie eintrat; ihre Augen waren schon getrocknet. „Vater,“ fing sie schüchtern an, „ich meine, Du solltest doch nicht gerade einen Boten fortschicken mit dem Brief an den Doktor; — es — es —“ — „Ei, warum nicht, Du armes, gekränktes Kind?“ — — „Es — es kostet so viel Porto,“ sagte Sophie in größter Verlegenheit. — „O Du sparsames Kind!“ lachte der Amtmann im höchsten Vergnügen; „was für eine gute Hausfrau wirst Du werden! Ja, ja, so lassen wir's denn einstweilen gehen, weil es so viel Porto kostet, bis wir's dem Doktor mündlich sagen können, daß man mit siebzehnjährigen Kindern noch nicht vom Heirathen spricht.“ — „Ja, aber die Großmutter war erst sechszehn,“ meinte Sophie und ergriff eiligst die Flucht.

Nun, der Doktor ist wieder gekommen und sie haben sich alle zusammen mündlich verständigt, auch hat er der Sophie keine Blutegel mehr gesetzt, obgleich ihr Gesicht noch dunkler glühte, als dazumal. — Die Hochzeit wurde, wie billig, noch etwas verschoben, aber es gab ein fröhliches Verlobungsmahl, ehe der Doktor abzog. Clara war freilich auf's Höchste überrascht durch die Neuigkeit, doch schickte sie sich mit gutem Anstand in den Verlust ihres Anbeters; sie gab seiner Zeit eine hübsche Brautjungfer und tröstete sich binnen kurzem an der Seite eines langbeinigen Gerichtsaktuars.

Ob der Doktor der Sophie Schiller und Goethe noch beigebracht hat, ist mir nicht bekannt, aber soviel weiß ich, daß sie nie das unerhörte Ereigniß beklagt hat, das ihr damals zugestoßen, und daß sie nie bereute, jenen Botenlohn erspart zu haben.

Das erfolgreiche Conzert.

Ein lebenslustigeres Städtchen als St. fand sich gewiß weit und breit nicht. Man konnte gar nicht sagen, wann der Kreis geselliger Vergnügungen anfing und wann er schloß, ob mit dem Schmaus nebst Punsch in der Neujahrsnacht, mit den Winterbällen und Casino's mit Sprüchwörterspiel nebst den prachtvollen Schlittenfahrten, oder ob mit den Wasserfahrten und Landpartien im Frühling, mit den Waldspaziergängen zur Sommerszeit in den Eichenhain, wozu der Schwanenwirth einen Wagen mit Bierfässern nachführte, oder mit den Kirchweihsamstagen, die man in allen Dörfern des ganzen Amts besuchte, bis der Herbst erschien mit dem Hauptfest, der Weinlese, nebst Herbstball und Feuerwerk, und bis eine gemeinsame großartige Metzelsuppe für den Eintritt der schlimmen Jahreszeit trösten mußte.

Eine Hauptrolle bei all diesen Herrlichkeiten spielten die vier stattlichen Töchter des Herrn Stadtpflegers, auch Salzfaktors. Es war wirklich eine Lust, dieses ansehnliche Contingent zu sehen, mit dem der glückliche Vater bei jeder Gelegenheit ausrückte. Ganz vollständige Frauenzimmer waren es, die Auguste wie die Therese, die Karoline wie die Lotte, und that einem die Wahl weh, welche die andere übertraf

an starkem Gliederbau, vollen Wangen und kräftigen Geberden. Dazu hatte jede noch ein besonderes Talent. Auguste war eine Köchin aus dem Fundament und wurde bei allen Familienfesten gebeten, hülfreiche Hand zu leisten. Therese schlug das Clavier, daß die Fenster in der Nachbarschaft davon erzitterten, sang auch mit heller Stimme: „Einsam bin ich, nicht alleine," „Weit in nebelgrauer Ferne," und schlug dazu die Augen gen Himmel, also daß nur noch das Weiße davon zu sehen war. Karoline hatte sich hauptsächlich auf feine Arbeiten gelegt, häkelte Hauben und Halskrägen, stickte Schemel, Pantoffeln und Serviettenbänder zu allseitiger Verwunderung; der Triumph ihrer Kunst, ein Glockenzug mit einer ganzen Chinesenfamilie, hing inmitten der Wand des väterlichen Staatszimmers, ohne die Möglichkeit einer Glocke daran. Die Lotte aber hatte zeichnen und malen gelernt und alle Wände des Vaterhauses waren behängt mit etwas räthselhaften gemalten Naturansichten: Schweizergegenden, wo die Schneeberge wie entkleidete Zuckerhüte und die Seen wie das davon abgefallene Papier anzuschauen waren, auch Blumenkörbe mit umhergestreuten Blümchen davor, Urnen mit trauernden Jungfrauen ꝛc., darunter allerhand rührende Inschriften, als: „Lotte M. ihrem theuren Vater aus Hochachtung," „ihrer geliebten Schwester aus Liebe" ꝛc. Neben diesen schönen Talenten waren sämmtliche vier Paläste, wie der Papa sie in zärtlichen Stunden nannte, zu allen häuslichen Geschäften angehalten; das hätte schon Tante Juliane nicht anders gethan, die seit der Mutter Tod die Haushaltung und die Erziehung der Töchter leitete. Wenn sie denn nun des Tages Last und Hitze redlich getragen hatten, so war es nicht mehr als billig, daß sie unter der Obhut des Papa ausziehen durften zu allen Casino's und Landpartien, daß sie allenthalben zu sehen waren:

„An aller Tempel und Paläste Pforten,
An allen offnen und verborgnen Orten,
Wo sich die schöne Unschuld zeigen kann.“

Daheim bei der Tante blieb dann „die Kleine,“ das Nanettle, des Hauses jüngster Sproß, von den Schwestern mit großer Zärtlichkeit behandelt, so lang sie sich's nicht einfallen ließ, groß sein zu wollen. Sie war fünf Jahre jünger als die Lotte und darum verurtheilt, das Kind zu bleiben; wollte sie einmal daran denken, daß sie achtzehn Jahr alt sei und doch auch mitmachen wolle, dann war's rein aus mit der schwesterlichen Zärtlichkeit: „Das naseweise Ding! wirst bald genug alt werden! In Deinem Alter haben wir noch gar nicht gewußt, daß es Partien gibt!“ Und sie hätten sie doch unbesorgt mitnehmen dürfen, das schmale Gesichtchen und schlanke Figürchen wäre neben ihren gewaltigen Gestalten fast verschwunden. Das Nanettle schickte sich gern darein und war glücklich, wenn sie in Abwesenheit der Schwestern deren leeren Arbeitsplatz am Fenster einnehmen durfte, denn waren sie daheim, so war ihr ihr Plätzchen im Hintergrund am Nähstock der Tante angewiesen.

Eine hochwichtige Person für sämmtliche Schwestern war der Herr Beutter, ein junger Kaufmann, Besitzer eines sehr gemischten Detailgeschäfts gerade gegenüber; ein überaus stiller Mann, der aber im Ruf vorzüglicher Solidität stand und dessen eheliche Versorgung Gegenstand der Besprechung und Fürsorge der ganzen Stadt war. Die Schwestern schienen wirklich rührenden Antheil an ihm zu nehmen. Frühe, vor Tag, wenn er unter der Thüre seines Ladens erschien, um das Täfelchen mit „neue holländische Häringe“ und die Ankündigung der besten Fettglanzwichse herauszuhängen, saßen stets etliche der Schwestern bereits in voller Arbeit am Fenster. Auguste verlegte sogar manche Küchengeschäfte, als da

sind Zwiebelschneiden, Schaumschlagen, Butterrühren, unter großem Protest der Schwestern, in's Zimmer; Therese sang und schlug den Pantalon, daß es einen Stein hätte erbarmen können; Karoline war glücklich im Bewußtsein, daß sie am Stickrahmen doch die beste Figur mache, während Lotte neben ihrem Zeichenbrett noch ein Vogelkäfig vor dem Fenster hielt, in dem ein Stieglitz das üppigste Leben von der Welt führte, denn er wurde des Tags wohl sechsmal mit frischem Grün und Wasser versorgt. In Folge dieses Stieglitzen stellte Therese ein Blumenbrett und Auguste etliche Kisten mit Schnittlauch und Petersilie vor's Fenster, aber Karoline um das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden, hatte allzeit feine Wäsche an Schnüren draußen hängen.

Nanettle hatte bisher alle Einkäufe für's Haus besorgen müssen, in neuerer Zeit aber fand Auguste, daß sie Reis und Gerste, Kaffee und Farinzucker am allerbesten bekomme, wenn sie selbst darnach gehe; Therese war sehr vergnügt, zu entdecken, daß der Herr Nachbar auch Notenpapier führe: da konnte Karoline nicht umhin, selbst nach Stickgarn und Faden bei ihm zu sehen, und bei Lotte vollends war es natürlich, daß sie ihren Farbenvorrath in eigener Person auswählte.

Herr Beutter hätte viel zu thun gehabt, wenn er auf all diese Zeichen stummer Liebe hätte Antworten bereit halten wollen; darum unterließ er es gänzlich, war allezeit dienstbereit, wenn er auch außer einigen allgemeinen Bemerkungen, als: „a bissele frisch, Fräulein Auguste, a bissele kühl heut," — „immer fleißig, Fräulein Karoline?" u. dgl. wenig Gesprächsamkeit zeigte. Er machte von Zeit zu Zeit eine Visite beim Herrn Stadtpfleger und erschien auf den Casino's, wo er nach der Altersreihe mit jeder der vier Schwestern tanzte, wenn's keine Polka war, als welche er nicht gelernt hatte;

aber zu welcher der Vier sich sein Herz neigte, wenn es sich überhaupt neigte, das blieb ungewiß.

Da erschien einst ein glorreicher Tag für die Familie. Ein höchst musikalischer Provisor, der seit kurzem im Städtchen war, veranstaltete ein Privatconzert, ein bis dahin in St. ganz neuer Gedanke, und Therese sollte darin in einem Duo mit ihm auftreten. Tagelang erschallte die ganze Straße von den schmelzenden Tönen, in denen sie sich einübte, und glänzend waren die Vorbereitungen, die auf dieses Ereigniß getroffen wurden. Der Papa mußte den Beutel ziehen und vier neue Foulardkleider anschaffen, ein unerhörter Luxus in St. Selbst die Tante und Nanettle sollten diesmal mitgehen. Karoline putzte der erstern eine äußerst fashionable Haube heraus und für die Kleine wurde ein rosenrothes Jaconnetkleid, ein Erbstück von Auguste, zurecht gemacht.

Der große Tag brach an. Sämmtliche vier Paläste liefen vom frühen Morgen an mit aufgewickelten Haaren herum, so daß heute das Nanettle, deren gescheiteltes Haar keine so mühsame Vorschule brauchte, Schnittlauch, Blumen und Stieglitz allein versorgen mußte. Die Stube dampfte vor Wärme, weil den ganzen Tag Bügelstähle glühend gemacht wurden, um die Kleider und Chemisetten auszubügeln. Lotte mußte all ihr Gummielasticum aufopfern zur Reinigung der hellen Glacéhandschuhe; kurz es war ein Leben und Treiben, wie wohl schwerlich je in einem Palais vor einem Hoffeste. Endlich dämmerte der Abend, der Putz war beendet, die als Wache aufgestellte Magd kam mit der Kunde, daß die Familie des Apothekers und des Gerichtsnotars bereits hineingezogen seien (Niemand wollte zuerst kommen), der galante Provisor erschien, um seine Sängerin zu geleiten — sein Musiktalent hatte ihn um eine Rangstufe erhoben — und der Zug setzte sich in Bewegung: der Papa mit den vier

Palästen voraus, daneben als Zugabe der Provisor; dann mit hochklopfendem Herzen Nanettle, das seinen ersten Ausflug in die Welt machte, an der Seite der Tante, die zu großem Entsetzen der Schwestern noch weite Aermel an ihrem Tibetkleid hatte, weßhalb sie sich etwas von ihr weg machten, denn man konnte nicht wissen, was für Fremde, durch das Conzert angelockt, heute erscheinen würden.

Der Saal war glänzend hergestellt, zum wenigsten sechs Talglichter brannten an den Seitenwänden in blechernen Wandleuchtern und ein Transparent mit einer Leier und der Inschrift: Willkommen! von Tannenzweigen umgeben, prangte in der Mitte; das Anzünden der Lämpchen hinter demselben wurde aber von dem Herrn Oberamtmann für feuergefährlich erklärt und unterblieb.

Nach einer Art Ouvertüre, und einem Quartett von ausgezeichneten Mitgliedern des Liederkranzes, wobei nur leider Tenor und Baß in einigen Zwiespalt kamen, trat der Provisor auf, Fräulein Therese zierlich an der Hand führend, die zur Auszeichnung vor den Schwestern ihr Haupt mehrfach mit rothen Chenillen umwunden hatte. Mit hohem Erröthen arrangirte diese ihre Stellung und überschaute das versammelte Publikum, da gewahrte sie den eben angekommenen Herrn Beutter, höchst elegant, im blauen Frack mit gelben Knöpfen, weißer Weste und blaugestreiftem Atlasslips, und, o Freude! er unterhielt sich mit keiner der Schwestern, bloß mit der Tante und Nanettle. Dieser tröstliche Anblick stärkte ihren Muth und mit gewaltiger Stimme hob sie, gegen die Gruppe mehr als gegen den Provisor gewendet, zu singen an:

Wenn mir dein Auge strahlet,
Ist mir so wohl, so gut,
Und meine Wange malet
Die nie gefühlte Glut!

Bescheidentlich sang der Provisor dagegen:

Ach dämpfen Sie dieses Feuer,
Uns trennen fordert Pflicht;
Dem Freunde sind Sie theuer,
Doch fordern Sie Liebe nicht!

Obgleich durch die höfliche Aenderung des Du in Sie von Seiten des Provisors der Rhythmus hie und da Noth litt, so wurde doch das Duett glücklich unter rauschendem Applaus zu Ende gesungen, und in stolzer Bescheidenheit begab sich Therese an den Tisch, wo die Familie bereits bei Bratwürsten versammelt saß.

Nach einem Solo des Provisors und einem Chor mit Echo, vorgetragen vom Liederkranz, wobei die Sänger, die das Echo vorstellten, sich unter das Bett im anstoßenden Schlafkabinet legten, was eine überraschende Wirkung hervorbrachte, war der Ohrenschmaus vorüber und die Sänger schauten nach dem Speiszettel, um zu sehen, was das gerührte Publikum für sie übrig gelassen hatte.

Herr Beutter war heute ungemein gesprächig und brachte sogar einige Späße zu Tage, so daß der belesenen Therese die Fabel vom Orpheus einfiel. Die Tante gefiel sich auch ungemein, zumal da Niemand an ihren Blousenärmeln Anstoß zu nehmen schien und ihr im Gegentheil der Herr Kameralverwalter einmal um's andere seine silberne Dose präsentirte. Die Kleine aber war ganz in sich hinein vergnügt, glückselig, auch einmal in der großen Welt zu sein, und antwortete auf Herrn Beutters freundliche Redensarten, ohne aufzusehen, fast nur mit Lächeln.

Elf Uhr schlug's. Das war die Zeit zum Aufbruch, obgleich der Buchhalter noch etwas von einem Tänzchen gesprochen hatte. Die Kerzen waren herabgebrannt und der Schwanenwirth bezeugte keine Lust, neue aufzustecken, die

Papas waren schläfrig, das Orchester müde, so wurden denn die Shawls und Mäntel angezogen, die Laternchen angezündet und Jedermann zog seine Straße, unsere Familie zuletzt; es dauerte so gar lange, bis alle equipirt waren und der Papa sich mit dem Schwanenwirth über die eigentliche Anzahl der genossenen Würste und Brode verständigt hatte. Endlich waren sie auf der Straße, da entdeckte Therese mit großem Wehklagen, daß sie ihre Tasche vergessen habe. „Die läßt man morgen im Schwanen holen,“ meinte der Vater; „nein, ach nein!“ rief Therese ängstlich, „um keinen Preis!“ und gestand zuletzt, daß ihr Stammbuch in besagter Tasche stecke, das sie bei solchen Gelegenheiten immer bei sich führe, „da man ja nicht wissen könne, wo man eine interessante Bekanntschaft mache,“ und das wolle sie um keine Welt über Nacht in der Gewalt der naseweisen Schwanenwirthstöchter lassen.“ — „Ich laufe geschwind zurück und hole dir's,“ erbot sich das gefällige Nanettle. „Ihr braucht nicht auf mich zu warten; gebt mir nur das Laternchen und geht langsam voraus.“

Unbesorgt ließ man die Kleine laufen, die nach langem Suchen endlich die Tasche sammt Stammbuch fand, und sich auf den Rückweg machte. „Erlauben Sie, daß ich Sie heimbegleite, Fräulein Nanette?“ fragte unter der Hausthür des Gasthofs eine bekannte Stimme. Erstaunend erhob Nanettle ihr Laternchen und erkannte den Herrn Beutter, den sie längst mit den Schwestern voraus geglaubt hatte, und der nun in artiger Stellung mit zierlich gekrümmtem Arm dastand, um sie heimzuführen. — Das war dem guten Nanettle noch nicht vorgekommen. Den Faust hatte sie nicht gelesen, somit fiel ihr keine Entgegnung ein, und hocherröthend, mit frohem Zittern legte sie die Fingerspitzen auf Herrn Beutters Arm und ließ sich heimführen. Herr Beutter aber fühlte heute

Löwenmuth und wollte die Stunde nicht ungenützt verstreichen lassen. „Fräulein," hob er an, „Sie sind aber so grausam!" — „Grausam, warum?" fragte das Nanettle in höchstem Erstaunen. Seit sie in der Schule das schöne Sprüchlein gelernt:

Quäle nie ein Thier zum Scherz,
Denn es fühlt wie du den Schmerz,

hatte sie nie mehr etwas über Grausamkeit gehört, und wußte gar nicht, warum man sie eines solchen Lasters beschuldige. — „Ja, weil Sie mich gar nicht mögen und nicht merken wollen, wie ich Sie so lieb habe," platzte Herr Beutter heraus, ließ aber, erschreckt über seine eigene Keckheit, ihren Arm los, und sprang davon aus Leibeskräften.

„Warten Sie doch, Herr Beutter!" rief das alterirte Nanettle, „ich bin ja nicht grausam!" und lief ihm eiligst nach in lauterer Seelengüte, Herr Beutter davon in vollem Galopp, bis der seltsame Wettlauf an seiner Ladenthür ein Ende nahm, wo sie beiderseits zur Besinnung kamen und Nanettle sich tief beschämt dem eigenen Hause zuwandte. „Ja mögen Sie mich denn?" flüsterte eiligst noch Herr Beutter. — „Ich glaube, aber ich weiß nicht," war ihre Antwort, und im Nu war sie an der Thür, die von der besorgten Tante aufgezogen wurde.

Der Tante wurde noch in der Nacht unter vielen Thränen und heißem Erröthen die Geschichte der ganzen großen Begebenheit anvertraut. Sie legte keinen großen Werth darauf und demüthigte das arme Kind tief durch die Vermuthung, Herr Beutter werde etwas im Kopf gehabt und gar nicht gewußt haben, was er sage, was sie so wahrscheinlich darstellte, daß das arme Kind in noch größeren Jammer kam, da sie sich ihres eigenen unbedachten Benehmens jetzt bitterlich schämte. Zuletzt schlief sie unter bittern Thränen ein,

indem sie rechtes Mitleid mit sich selbst hatte, daß sie noch so jung sei und eben ganz unglücklich.

Aber am Morgen kommt die Freude; und sie kam zuerst in Gestalt von Herrn Beutters dickköpfigem Ladenbuben, der ein schön gefaltetes Schreiben auf Postvelin Nr. 1 an den Papa überbrachte. Dieses Schreiben fiel nun wie eine Bombe in das friedliche Haus, denn es enthielt eine Werbung in bester Form „um dero jüngste Tochter, Fräulein Christiana.“ Das fuhr wie ein Schlag aus heiterem Himmel in den Schwesternkreis, das war nicht möglich, das mußte ein Irrthum sein, so dumm konnte doch der Beutter nicht sein! Das durfte der Papa nicht zugeben, wäre ja eine Sünde! Ein solches Kind und heirathen!

Da fing das Nanettle an herzlich zu weinen und sagte, es wisse wohl, daß ihm nichts Gutes beschieden sei, es wolle sich in alles schicken, vielleicht sterbe es bald, das sei am besten. Nun ward die Tante weichherzig und sprach für ihren Liebling, der Vater sah gar kein Hinderniß und die Schwestern begannen sich zu fassen. Sie waren gutmüthige Mädchen, und gescheidte dazu, denn jede erklärte jetzt, sie sei recht froh, daß der Beutter sie nicht gewollt, für keine hätte er getaugt, und keine hätte ihn genommen. Der Auguste war er viel zu still, zu wenig allert, Therese erklärte, sie nehme keinen, der nicht musikalisch sei, der Karoline wäre es viel zu langweilig gewesen, ihr Leben lang in der nämlichen Gasse wohnen zu müssen, und die Lotte, die konnte gar nicht daran denken, in ein offenes Geschäft zu gehen, wo man Oel und Essig, Käse und Schnupftabak verkaufe, und in der Ladenstube wohne. Ja, ja, es war recht gut so gegangen, und einen Korb hätte man doch auch nicht gern gegeben. Mit der Kleinen, die noch gar nichts sei, sei der Mann freilich angeführt, aber man könne sie ja noch anleiten u. s. w.

So wurde dem Papa gestattet, ein Jawort unter der Bedingung gehörigen Aufschubs der Hochzeit zu schreiben. Herr Beutter kam im schönsten Staat und ward vom Vater mit Anstand, von der Tante mit Freudenthränen, von den Schwägerinnen mit kühler Freundlichkeit und von dem Bräutchen mit höchster Verlegenheit empfangen. Es brauchte recht lange, bis die Beiden sich in die Rolle eines Brautpaars finden konnten; hat sich aber alles gegeben, und wer die hübsche, gewandte Frau jetzt hinter ihrem Ladentisch sieht, glaubt gar nicht mehr, daß sie einst das schüchterne Nanettle war, das dem Herrn Beutter bis an seine Ladenthür nachgelaufen.

Auch ein altes Pärchen.

Der verwittweten Frau Stadtschreiber Krollin mußte es in ihrem Ehestand recht gut ergangen sein; denn es gab Niemand, der so aufgelegt gewesen wäre, Heirathen zu stiften, als sie. Wo sie einen „Angestellten" wußte, der noch nicht so glücklich war, verlobt oder vermählt zu sein, da schwebte ihr gleich eine ganze Liste heirathsfähiger Frauenzimmer (Damen war damals noch keine übliche Bezeichnung) vor Augen, und sie war unerschöpflich in Entdeckung neuer Kanäle, durch die sie an verhärtete Hagestolzenherzen zu gelangen wußte. Man mußte sie sehen, wenn sie mit ihrer Dose neben sich und einer Kaffeetasse vor sich bei irgend einer Frau Base oder gar bei der Mama eines Ehestandskandidaten saß, mit welch strahlendem Gesicht sie die Töchter des Landes die Musterung passiren ließ, und nicht nur von Jeder wußte, wie viel sie besaß, sondern auch die Quellen davon. „Ich sage Ihnen, jedes der Mädchen bekommt dreitausend Gulden gleich mit, außer der achtzehnfachen Aussteuer! Die Mutter hab' ich noch ledig gekannt, die ist eine geborne Bernerin, und der alte Berner hat einen ledigen Bruder geerbt mit wenigstens achtzigtausend Gulden." — Und nicht nur reiche Erbinnen hatten sich ihrer Fürsorge zu erfreuen, sie

hatte auch Herzen zu herabgesetztem Preis in Petto; gesetzte Frauenzimmer für Wittwer mit drei, fünf, sieben bis neun Kindern, resolute Personen, die in ein strenges Geschäft taugten, kurz: „der Jüngling und der Greis am Stabe, ein Jeder ging beschenkt nach Haus.“ — Waren dann die Leute versorgt, so ließ sie sie ruhig ihrer Wege ziehen, ohne ihre Verdienste geltend zu machen, wenn es gut, oder sich verantwortlich zu fühlen, wenn es schlimm ging; erst wenn sie verwittwet wurden, gewannen sie wieder Interesse für sie.

Die Lebenszeit ihres seligen Mannes, wo sie als Genossin seiner Würde an seiner Seite regiert hatte über die Schaar der Schreiber und Substituten, hatte sie redlich benützt. Sie selbst war leider weder mit Töchtern noch mit Söhnen gesegnet, aber sieben Nichten und drei Pathen waren nach und nach glücklich an Pfarrer, Schultheißen und anderweitige Subjekte untergebracht worden und konnten in verschiedenen Theilen des Landes die fürsorgliche Güte ihrer Tante rühmen. Für den Augenblick aber schien die Frau Stadtschreiberin genöthigt zu sein, auf ihren Lorbeeren auszuruhen. Alle Wittwer nah und fern in der Runde waren versorgt, alle Aktuare und Vikare versprochen, einen hartnäckigen Amtspfleger, der, recht ihr zum Trotze, gerade gegenüber mit einer uralten Haushälterin seine ledige Wirthschaft führte, hatte sie als hoffnungslos längst aufgegeben. So saß sie denn eines Morgens in unfreiwilliger Ruhe, wie ein thatendurstiger Krieger zur Friedenszeit, in ihrem wohlgewärmten Stübchen beim Kaffee, als ihr der Hausherr wie gewöhnlich die Zeitung heraufschickte.

Den politischen Theil des Blattes ließ sie stets unberührt; ob's Krieg oder Frieden in der Welt geben werde, das konnte sie doch nicht herausbringen, und von der Zoll-

vereinsfrage wollte sie nichts mehr hören, seit sie fand, daß Zucker und Kaffee doch nicht wohlfeiler wurden. Ihr Lebenselement waren erst die Traueranzeigen, die Beförderungen. Ueber die Heirathsanträge entsetzte sie sich sehr, sie fand das einen höchst unschicklichen Weg und konnte nicht begreifen, wie ein Frauenzimmer sich entschließen möge, so einen „Zeitungsmann" zu nehmen.

So durchlief sie denn wieder begierig die Reihe der Traueranzeigen. Das war aber magere Ausbeute, kein bekannter Name. „Gegenwärtig stirbt doch auch gar niemand Rechtes," sagte sie verdrießlich, ohne zu ahnen, welche Grausamkeit in diesem Verdruß liege. Bald aber traf sie auf ein erfreulicheres Feld: „Seine königliche Majestät haben geruht zu ernennen: Zuerst Hauptleute, Ober- und Unterlieutenants rc.; das war ihr gleichgültig, um Militärpersonen hatte sie sich noch nie bekümmert; gleich darauf aber kam's besser: „die evangelische Pfarrei Schniezingen dem Pfarrer Brommeler von Bergmühl." Das fiel wie Thau auf trocken Land und eine Welt von Gedanken quoll aus diesen dürren Worten. War nicht Schniezingen in der nächsten Nähe, kaum eine Stunde entfernt von ihrem Wohnsitz? und war's nicht gut, daß der langweilige Amtsverweser von dort wegkam, der so frech gewesen, sich eine Braut auf eigene Hand auszuwählen, eine Ausländerin aus dem Badischen, von der kein Mensch wußte, wem sie gehörte? War nicht der Pfarrer Brommeler ein naher Vetter, das heißt ein Schwager von einem Drittekind ihres seligen Mannes, und seit drei Jahren Wittwer? Welche Aussicht, welche Reihe von Planen! Das einfältige Bergmühl lag fast am Ende des Landes, da hatte man dem Brommeler mit keinem vernünftigen Vorschlag beikommen können; nun war's recht gut, daß er noch nirgends unvorsichtig „hineingetappt" war, daß man noch für ihn sorgen konnte.

Flugs setzte sie sich hin, um dem Herrn Vetter die Verwandtschaft in's Gedächtniß zu rufen, zu der guten Pfarrei zu gratuliren und ihre Dienste zu etwaigen Anordnungen wegen Hausputzen, Kunstherdsübernahme, Gartenbesorgung 2c. anzubieten. Nachdem sie mit vieler Anstrengung diese Epistel zu Stande gebracht, konnte sie sich getrost weitern Operationsplanen überlassen. Ein Wittwer ohne Kinder auf einer so guten Pfarrei! sie wußte noch gar nicht, wem sie diesen leckern Bissen zuwenden sollte. Dazu mußte der Brommeler noch ein ganz stattlicher Mann sein in seinen besten Jahren. Das brauchte reifliche Erwägung. Aber war sie denn auch gewiß, daß er noch Wittwer war? Vor zwei Jahren war er's noch gewesen, aber sie hatte damals schon gehört, daß seine Haushälterin sich scharf um ihn bemühe; konnte es nicht sein, daß die Bemühungen dieser schlechten Person — jede Heirath war unstatthaft, die nicht durch ihre Vermittlung zu Stande kam — indeß gelungen waren? Das mußte ermittelt werden.

Glücklicherweise fiel ihr ein, daß in der fünf Stunden entfernten größern Stadt die Frau Kammerdiener Rutscher wohne, ein leiblich Geschwisterkind des Brommeler, und ihr durch diese Verwandtschaft von lange her bekannt. Sie hätte schon lange in die Stadt sollen, um sich dunkeln Kattun zu einem Ueberrock zu kaufen, da sie durch die fünf Musterpäcke, die ihr zugesandt worden waren, noch nicht zur Entscheidung hatte kommen können. Da war's denn am besten, sie faßte den Entschluß, selbst auszuwählen und zugleich bei der Frau Rutscher Erkundigungen einzuziehen. Demzufolge wurde ein Platz im Deckelwagen des Stadtboten bestellt. Damals gab es weder Eisenbahnen noch Omnibusse, und man traf Anstalten, als gälte es eine Reise um die Welt.

Eine Reise mit dem Stadtboten hatte die Unannehmlich-

keit, daß man schon Morgens um vier Uhr bereit sein mußte, für eine alte Frau eine harte Zumuthung. Salome, die alte Magd, hatte den ganzen vorhergehenden Tag zu laufen, bis alles gehörig besorgt war. Da mußte ein halb Pfund Kaffee geholt werden, um nach alter guter Sitte der Frau Rutscherin eine kleine Verehrung mitzubringen, ferner Milchbrod gebäht zum morgigen Frühstück, da so früh noch nichts beim Bäcker zu haben war, sodann der Bäckerjunge bestellt, daß er eine Stunde vor der Aufbruchszeit am Hause schelle, um zu wecken; auch mußte die Staatshaube noch zur Putzmacherin und das feine Merinokleid gehörig gebürstet werden. Endlich legten sich Frau und Magd um sieben Uhr Abends zur Ruhe, um gewiß Morgens zur Zeit wach zu sein.

Nach einer endlosen Fahrt, eingezwängt mit dem Nachbar Kupferschmied, zwei Mägden, die Dienste suchten, und der Familie des Boten, zwischen Kisten, Schachteln und Koffern, kam die Frau Stadtschreiberin matt und müde, wie gerädert in der kleinen Residenz an. Sie hätte gern unterwegs den versäumten Morgenschlaf nachgeholt, aber bei jedem Nicken war ihr Kopf in bedrohliche Berührung mit dem Kessel gekommen, den der Kupferschmied in die Residenz lieferte und der im Fond des Wagens aufgepackt war. Es war nahe an zehn Uhr, als sie ausstieg, um sich zu Frau Rutscher zu begeben, die sie, wie sie hoffte, in Kaufläden begleiten solle, um den Kattun auszuwählen.

Ein Regenguß drohte, als sie eben die Pforte der Rutscher'schen Wohnung erreichte, sehr verlangend nach einem guten Kaffee und einer warmen Stube. Siehe, da stand Thür und Thor weit offen, die hochaufgeschürzte Magd war zwischen Kübeln und Sandscherben in vollster Putzarbeit und gab kurzen Bescheid. Der Herr Rutscher war im Schloß und kam heute nicht heim, die Frau war über Land bei ihrer

Tochter, der sie im Wochenbett wartete. Die Magd traf nicht die mindeste Anstalt zur Aufnahme und Bewirthung der Frau Stadtschreiberin. Seufzend schickte sich diese an, ihren Stab weiter zu setzen, ohne zunächst zu wissen wohin. Da kam eine sehr sorgfältig gekleidete ältliche Frau so eben mit nassem Regenschirm zur Hausthüre herein und hörte noch das Gespräch. „Ach das wird der Frau Rutscher gar leid sein, so einen raren Besuch zu versäumen! Sie hat mir schon manchmal von Ihnen erzählt. Aber Sie werden doch nicht in dem Wetter fort wollen? Bemühen Sie sich in mein Stübchen." So nöthigte die Frau, die, wie die Magd der Frau Stadtschreiberin bei Seite sagte, Frau Pfarrer Senner, die Hausfrau im obern Stock, war.

Nach unzähligen Complimenten ließ sich die Frau Stadtschreiberin bewegen, mit der Frau Pfarrerin in ihr recht nett gehaltenes Mansardenstübchen zu gehen und dort ein Täßchen Chokolade zu trinken, das diese in Ermanglung einer Magd unter unendlichen Entschuldigungen wegen ihres öftern Ab- und Zugehens selbst bereitete. Zuletzt ließ sich die Frau Stadtschreiberin sogar noch nöthigen, zum Essen zu bleiben, wobei es freilich etwas knapp zuging, da sich die Frau Pfarrerin aus einer Menage speisen ließ: aber dafür besserte sie mit einem guten Kaffee nach, so daß die beiderseitigen Herzen vollständig aufgingen. Es ergab sich, daß der Vater der Frau Pfarrerin Diaconus im Ort gewesen, wo der Vater der Frau Stadtschreiberin als Dekan gelebt; somit war es eine alte Bekanntschaft.

Die Frau Pfarrerin war überaus sorgfältig, wenn auch in billige Stoffe gekleidet, hatte sogar etliche Blümlein in ihrer Haube und ein himmelblaues Band darauf, zum Zeichen, daß sie noch für jung gelten wollte, was ihr aus einiger Entfernung auch gelingen konnte, wenn man ihre falschen

Haare und ihren zahnlosen Mund übersah. Sie hatte der Frau Stadtschreiberin viel zu klagen über ihre bedrängte Lage, in der sie sich seit ihres Mannes Tod befinde. Bisher habe sie zwei Söhne eines wohlhabenden Vetters bei sich gehabt und mit deren Kostgeld ihre Haushaltung bestritten; jetzt aber habe dieser sie heimgenommen und halte ihnen einen Hofmeister, und ihr bleibe keine Wahl, als zu einem Stiefsohn ziehen, was sie bitter ungern thue.

Die Frau Stadtschreiberin hatte großes Mitleid mit ihrer Wirthin, und als diese Nachmittags mit ihr in sechs Kaufläden herumzog, wo sie das halbe Waarenlager herabreißen ließen, bis sie im letzten endlich über den dunkeln Kattun einig wurden, da war die neue Bekanntschaft bei ihr auf den Gipfel der Gunst gestiegen. Es war ein vortrefflicher Einkauf, dieser dunkle Kattun, so fein im Boden, so ächt in der Farbe, so modest und doch freundlich, so einfach und doch simpel! Ueber diesem gelungenen Handel und einem vortheilhaften Einkauf in Reis, den sie um einen halben Kreuzer wohlfeiler bekam, als daheim, und von dem sie daher einen Achtelscentner aufpackte, vergaß sie fast ganz den eigentlichen Zweck ihres Besuchs, und nachdem sie den Stadtboten dreiviertel Stunden hatte warten lassen, weil der Metzger die guten und billigen Würste, die ihr die Frau Pfarrerin verrathen, noch nicht fertig hatte, fuhr sie ganz befriedigt ab und berechnete unterwegs, wie viel sie auf dieser Reise profitirt habe.

Die Frau Stadtschreiberin hatte nun freilich nichts Näheres über den Pfarrer Brommeler erkundet; das war aber auch nicht nöthig, denn nach vier Tagen erhielt sie bereits einen Brief von ihm selbst, in dem er sich schönstens bedankte für ihr freundliches Zuvorkommen, seiner einsamen Lage erwähnte und meldete, daß seine Haushälterin den Kunstherd über-

nehmen wolle, wenn auch ein Backöfele dabei sei und die Töpfe darin alle in gutem Zustand. Also war er noch Wittwer! Das war das große Fundament, auf das sich weiter bauen ließ, und jetzt erst kam ihr eine lichte Idee: die Frau Pfarrerin, das war ja die allerbeste Frau für den Brommeler, sie brauchte dann nicht zu ihrem Stiefsohn zu ziehen, und beide hatten keine Kinder; das paßte alles vortrefflich. Ein bischen alt war sie freilich, aber sie stellte doch noch etwas vor. Ja, es gestaltete sich immer fester in ihrem Kopf, so mußte es werden!

Als nach sechs Wochen der Herr Vetter Brommeler kam, um seinen neuen Dienst anzutreten, ward er von der Frau Base zuvor mit Kaffee bewirthet, ehe ihn eine Deputation der Gemeinde in sein vollkommen gerüstetes und bereitetes Pfarrhaus einführte, und mit dieser Stunde begann die Frau Stadtschreiberin die Ausführung ihres Operationsplans. Jungfer Philippine, die Haushälterin, die stets höchst besorgt um ihren Gebieter herumscherwenzelte, hatte nicht so ganz Unrecht mit dem instinktartigen Widerwillen, den sie bald unverkennbar gegen die Frau Stadtschreiberin an den Tag legte; denn allerdings mußte diese ihr Werk damit beginnen, daß sie die Herrschaft der Philippine untergrub und dem Pfarrer die Nothwendigkeit einer Frau recht zum Bewußtsein brachte. Zu dem Ende wunderte sie sich gewaltig über den bisherigen Holz-, Zucker- und Kaffeeverbrauch des Herrn Vetters, fand seine Hemden etwas vergilbt, das Tischzeug nicht schön gewaschen, und der Schlußseufzer bei allem war stets: „freilich, wo eben keine Frau ist!"

Der Pfarrer ließ hie und da ein Wörtchen fallen von einer gesetzten Pfarrtochter der Gegend, von der und jener jungen Wittwe, von Jungfer Philippine selbst; da wußte aber die Frau Stadtschreiberin so gegründete Einwürfe, so

wichtige Gegengründe, daß er an keine mehr zu denken wagte. Endlich nach wochen- und mondenlangem Streben hatte sie's zum großen Ziel gebracht, daß der Herr Vetter sagte: „Ja, wenn Sie mir eine taugliche Person wüßten, Frau Base!" Nun war der Damm gebrochen: „Ja, denken Sie, Herr Vetter, ich wüßte Jemand, der ganz für Sie geschaffen wäre." — „Doch nicht zu jung?" — „Bewahre, was denken Sie! Ein recht gestandenes Frauenzimmer, eine Wittfrau." — „So? — aber wissen Sie, Frau Base, aber — ich sehe zwar nicht auf's Aeußerliche — aber so eine ältere Person hat oft schon allerlei an sich; ich sollte Jemand haben, der mich aufheitert; auch eine Person, die noch sauber ist, wissen Sie, schon wegen der Gemeinde." — „Ja, das wäre es gerade, eine so lebhafte Person, sie weiß von allem zu sprechen, und noch so gar wohl erhalten, weiß sich so nett zu kleiden; ich glaube, sie wird kaum etwas über vierzig sein." Die Frau Stadtschreiberin beruhigte ihr Gewissen in der Stille mit dem Gedanken, daß nirgends bestimmt sei, wie viel etwas sei. „Und dann," meinte der Herr Pfarrer, „werde ich doch allmählig auch älter (er war in den Sechzigen); da sollte sie mich auch in kranken Tagen wohl verpflegen können; es kann an den kräftigsten Mann etwas kommen." — „Ach, das wäre da gerade die Hauptsache: ihr erster Mann ist zehn Jahre kontrakt gewesen und hatte die Kopfgicht." Kurz, die Frau Stadtschreiberin kam so in Eifer, daß die Frau Pfarrer Senner sich am Ende zu einer Perle sonder Preis verklärte und der Pfarrer kaum erwarten konnte, bis er dieses Kleinod zu Gesicht bekommen konnte.

Nun war die gute Frau in ihrem Element; schon auf kommenden Montag versprach sie eine Zusammenkunft einzuleiten und zog glorios ab, indem sie den schnippischen Abschiedsknix der Jungfer Philippine mit einem Blick voll

triumphirenden Hohns erwiderte. Rüstig, als ginge sie selbst auf Freiers Füßen, wandelte die siebenundsechzigjährige Frau heim.

Viel flinker als das letzte mal rüstete sie sich jetzt zur Reise in die Stadt und der dunkle Kattun wurde dabei in die Welt eingeführt. Frau Rutscher war diesmal daheim, aber die Frau Stadtschreiberin hörte nur mit halbem Ohr den sonst so interessanten Bericht von ihrer Tochter Wochenbett und dem Gedeihen des Säuglings, obgleich die Heirath dieser Tochter auch eine ihrer wohlthätigen Stiftungen gewesen war. Sie suchte sobald als möglich zur Frau Pfarrerin hinauf zu kommen, die schon nach vier Wochen den sauren Zug zu ihrem Stiefsohn antreten wollte. Als die begleitende Frau Rutscher abgerufen war, konnte die Frau Stadtschreiberin endlich herausrücken mit ihrem Projekt, obgleich sie in der Stille denken mußte, Frau Senner könne eben so gut *etwas über fünfzig* sein. So ganz mit offenen Armen, wie sie erwartet, eilte ihre Protégé dem verheißenen Ehestandshimmel nicht entgegen. „Wenn es eben ein zu alter Mann sei und kränklich, so wisse sie wirklich nicht. — Sie sei der Ruhe so bedürftig, leide so viel im Magen, daß sie selbst Pflege brauche; wenn sie wüßte, daß sie in große Unruhe käme — u. s. w.“ — „Bewahre! das ruhigste Leben von der Welt, ein ganz rüstiger Mann und ein schönes Vermögen! Da könne sie sich die besten Tage machen; jeden Winter werden acht Gänse gestopft, und eine so reichliche Haushaltung!“ kurz der Frau Pfarrerin wässerte am Ende der Mund nach der geschilderten Herrlichkeit, und sie versprach, sich am Montag einzufinden, obwohl sehr verschämt und verlegen. Die Frau Stadtschreiberin kaufte noch ein Viertelpfund Anisbrod auf diesen großen Tag und fuhr im Triumphe nach Hause.

Der Montag kam. Salome und die Frau Stadtschreiberin waren eine Stunde früher als sonst aufgestanden, hatten frischen Kaffee geröstet, Gugelhopfen gebacken und die Stube auf's schönste gerüstet. Um eilf Uhr kam die Frau Pfarrerin, die auf dem Fuhrwerk eines Briefpostillons bis eine halbe Stunde vor dem Städtchen hatte fahren können, auf's schönste geputzt, im schwarzseidenen Kleide und der Haube mit himmelblauem Band. Von der großen Frage des Tages ward gar nichts gesprochen, dazu waren sie zu diplomatisch; sie verzehrten in Eintracht einen Kalbsbraten unter neutralen Gesprächen. Salome, die natürlich im Geheimniß war, musterte die Kandidatin scharf, schien aber nach ihren halblauten Monologen in der Küche nicht sehr erbaut. „Hm, hm, da hat meine Frau nichts besonderes herausgelesen: steinalt, und hat erst nichts; da hätt' ihn meine Frau fast selber nehmen können."

Um zwei Uhr hielt die Kalesche des Herrn Pfarrers, für eine Pfarrkutsche noch ein ganz respektables Möbel. Die Frau Stadtschreiberin stieß ihre Schützlingin bedeutsam an, und diese verspürte fast etwas wie Herzklopfen, obgleich ihr Herz ein wenig eingerostet war für derartige Bewegungen. Der Herr Pfarrer, der die Damen am Fenster bemerkt hatte, wollte sich ganz jugendlich aus dem Wagen schwingen, welcher Versuch aber ohne die Beihülfe seines alten Mathes, des Pfarrkutschers, fast schwer mißlungen wäre. Er war etwas steif auf den Beinen, sonst noch ein saubrer Mann, und hatte eine kurze Uhrkette mit einer Menge goldener Cachets auf seiner schwarzseidenen Weste hängen.

Oben begrüßte er die Damen mit der zierlich steifen Galanterie seiner Jugend, war aber etwas betroffen beim Anblick des alternden Weibes, das den ihm beschiedenen Engel vorstellen sollte, und flüsterte der Frau Stadtschreiberin

bedenklich zu: „Aber hören Sie, mit den vierzig Jahren —“ „Nun ja, vielleicht kann sie auch fünfzig sein,“ meinte die Frau Base begütigend und ordnete ihren Kaffeetisch. Sehr belebt wurde die Unterhaltung nicht, da die Frau Pfarrerin, um ihren gänzlichen Zahnmangel nicht zu offenbaren, meist etwas undeutlich sprach, und der Herr Pfarrer, um sein übles Gehör zu verbergen, nur mit: „Ja, ja, o freilich,“ u. dgl. antwortete.

Nachdem die Frau Stadtschreiberin ihre ganze Unterhaltungskunst erschöpft, in verschiedenen gewandten Wendungen die Geschicklichkeiten der Frau Pfarrerin so wie die Vorzüge der Pfarrei Schniezingen in's Licht gestellt hatte, beschloß sie, als letztes probates Mittel, das Paar allein zu lassen. — Da ward die stille Unterhaltung noch stiller, bis aus purer Verlegenheit der Herr Pfarrer sich an's Fenster stellte mit der Bemerkung: „Eine recht freundliche Aussicht.“ Die Frau Pfarrerin gesellte sich zu ihm und stimmte höflich bei, wodurch Beide einen sehr bescheidenen Geschmack an Tag legten, denn man sah in der engen Gasse nichts als die gegenüberliegende Schmiede mit einem struppigen verwahrlosten Gärtlein. Die ungeduldige Frau Stadtschreiberin schaute nach einer Weile zur Thür herein, und als sie die Beiden so schweigsam beisammen stehen sah, konnte sie nicht anders denken, als es sei nun auf dem Punkt der Erklärung, und um den glücklichen Augenblick zur Reife zu bringen, rief sie mit heller Stimme: „Aber, Herr Vetter, geben Sie doch Ihren Gefühlen auch Worte!“ und verschwand wieder.

Das war eine harte Zumuthung, und der Herr Vetter wäre gern in ein Mausloch geschlüpft, wenn's angegangen wäre, da seine Gefühle dermalen in nichts als in einer gewissen Unbehaglichkeit und in dem Wunsch bestanden: „Wenn ich nur mit heiler Haut draußen wäre!“ Der Zuruf der

Frau Base gab aber der Sache eine bedenkliche Wendung. Die Frau Pfarrerin schien es anders aufzunehmen, denn sie hob mit sittsam niedergeschlagenen Augen an: „Es hat mich freilich viel Ueberlegung gekostet — — Wenn man einen so rechtschaffenen Mann gehabt hat. — Aber es ist freilich eine einsame Lage.“ Was wollte der gute Pfarrer machen? Er hatte noch zu viel chevalereske Gesinnung aus der guten alten Zeit, um unter solchen Umständen eine Dame im Stich zu lassen; so ergänzte er denn die halben Worte der Frau Pfarrerin, und als die Frau Stadtschreiberin wieder eintrat, stellte er ihr seine Frau Braut vor, deren Hand er zierlich an die Lippen führte.

Die Ehestifterin war überglücklich und konnte nicht müde werden, jedem der Beiden zu Gemüth zu führen, wie vortrefflich sie gewählt hätten. Ja sie holte eigenhändig ein paar Flaschen vom langgesparten köstlichen Elfer, den sie noch aus ihres Mannes Glanzzeiten besaß, um des Bräutigams Feuer zu beleben und um seinen Muth zu stählen für den kritischen Augenblick, wo er der Jungfer Philippine die Neuigkeit mitzutheilen hatte.

Die Frau Pfarrerin war eine äußerst glückliche Braut und dankte Gott für das gute Plätzchen, das er ihr für ihre alten Tage bescheert hatte. Der Herr Bräutigam erlaubte sich während der Brauttage noch einmal die Bemerkung gegen die Frau Stadtschreiberin: „Frau Base, ich meine, sie müßte auch über fünfzig sein.“ — „Nun, und was ist's denn, wenn sie auch fünfundfünfzig ist?“ — So dachte am Ende der Herr Pfarrer selbst und wurde noch so zärtlich wie nur irgend ein getrösteter Wittwer, als welche Zärtlichkeit mich stets an aufgegossenen Thee mahnt, den man recht süß einschenkt, um das mangelnde Aroma des ersten Gusses zu ersetzen.

Die Hochzeit ward nicht lange verzögert; da sich aus dem Taufschein ergab, daß die Frau Braut bereits an den Sechzigen war, so hatte das Pärchen allerdings nicht viel Zeit zu verlieren. Jungfer Philippine zog mit stillbeleidigter Würde und allerlei dunkeln Prophezeihungen ab, und die Frau Braut mit ihrem bescheidenen Hausrath ein. Die Pfarrkalesche wurde neu lakirt und der Herr Pfarrer führte seine junge Frau darin zu allen Pfarrkränzen und sonstigen anständigen Gelegenheiten und sorgte auch stets dafür, sie mit modernem Putz zu versehen, soweit er sich mit ihren Jahren vertrug.

Mit der Verpflegung wurde es nun freilich nicht viel; hatte der Mann einen Rheumatismus im Rücken, so hatte die Frau das Reißen in den Gliedern, klagte er Ohrensausen, so klagte sie Magenweh, so daß sich am Ende die Rolle umkehrte und der Pfarrer als rüstiger Greis einherschritt, während sie als zitternde Alte an seinem Arm hing. Das ließ er sie aber nicht entgelten, und er nahm ein armes demüthiges Bäschen in's Haus, das mit dankbarer Geduld sich den beiderseitigen Launen des alten Paares fügte.

So lebten sie neben all' ihren Klagen über schlechten Magen und schlechte Zeiten in großer Eintracht zusammen, und es war der Mühe, die sich die Frau Stadtschreiberin gegeben, die Verbindung zu Stande zu bringen, immerhin noch werth gewesen. Sie feierten noch die silberne Hochzeit zusammen, und als der Pfarrer, gesättigt von langem Leben, in seinem neunundachtzigsten Jahre entschlief, drückte ihm das Mütterchen in gewisser Aussicht baldiger Nachfolge getrost die Augen zu.

Keine Neigungsheirath.

Adelheid war ein junges Mädchen, wie es wohl viele gibt, wie aber gerade nicht alle sind. Schön war sie eben nicht, aber wohlgebildet und blühend, fröhlich und lebenslustig, trug lieber ein neues Kleid als ein altes, und ein altes, das ihr gut zu Gesicht stand, noch lieber als das allerneueste, sang und tanzte gern, verstand eine ordentliche Mahlzeit zu kochen und eine Wäsche zu besorgen. Daneben aber hatte sie im steten Umgang mit einer ledigen alten Base, der Fräulein Heinerike, bekommen, was man einen romantischen Schwung heißt, und wenn sie so recht behaglich in einer Mädchenvisite sitzen und über neue Kleider, Hüte und Stickereien plaudern konnte, sah ihr's kein Mensch an, welche Welt von süßen Träumen und traulichen Gedanken hinter diesen hellen blauen Augen lag.

Die gute Heinerike hatte sie auferzogen in allerlei Ideen von chevaleresker Verehrung der Frauen, wie sie in ihrer Jugendzeit Mode gewesen waren, und hatte ihr so viel anvertraut von Freiern und Anbetern, die sie ihrer Zeit gehabt, daß Adelheid in vollster Erwartung von allerlei wundersamen Begebenheiten die Schwelle des Kindesalters überschritt. Auf ihren ersten Ball, den sie mit einer Tante in

der Residenz besuchte, wo sie in weiß und himmelblau recht hübsch aussah, ging sie ganz kampfgerüstet, in Erwartung einer Menge von Stürmen auf ihr junges Herz, die sie fest entschlossen war, vor der Hand alle abzuschlagen. Aber siehe da, alles verlief in größter Ruhe; kein süßes Flüstern, kein verstohlener Händedruck, keine leidenschaftliche Erklärung. Sie konnte auch nicht eine einzige der schönen Phrasen voll jungfräulichen Stolzes anbringen, die sie sich in stillen Stunden ausgedacht; in aller Ruhe engagirten sie die Tänzer, sprachen von der Hitze im Saal, von der schlechten Beleuchtung und mangelhaften Musik, mitunter blieb sie auch sitzen — kurz, sie durfte ihr siebzehnjähriges Herz ganz ungefährdet wieder nach Hause tragen. Und in solcher Weise ging es Jahre lang fort; sie begriff gar nicht, warum es seit den Tagen der Cousine Heinerike so ganz anders geworden; diese hatte vor Freiern ja nicht stehen und gehen können, und die Cousine konnte unmöglich hübsch gewesen sein, sie mochte deren Gesicht noch so aufmerksam studiren, und sich selbst fand sie doch gar nicht häßlich. Wie es sich mit diesen Freiern und Verehrern der Heinerike verhalten, ob sie, gleich den steifleinenen Kerls des Falstaff, in der Erinnerung sich multiplicirt hatten, ich weiß es nicht: genug, die gute Jungfer ging zu Grabe, glücklich, im Bewußtsein, daß sie die besten „Anstände," geistliche und weltliche, hätte haben können, und Adelheid blieb daheim beim Vater, ungesucht und unbegehrt.

Sie war darüber ganz und gar nicht bekümmert und freute sich ihrer Jugend, die sie als das einzige Kind ihres guten Vaters, der ein geschätzter Geistlicher war, harmlos und fröhlich genießen konnte. Der Vater war freilich viel zu wohlthätig und ein zu sorgloser Haushalter, als daß er hätte reich sein können, und doch konnte er dem einzigen

Töchterlein jeden billigen Wunsch erfüllen. So hatte Adelheid Bücher, Musikalien, Blumen und Vögel, Freundinnen und freie Zeit nach Herzenswunsch, vor allem Freundinnen, da sie sehr mittheilsam und leicht erregbar war. Wie die alten Römerinnen für jedes Schmuck- und Putzstück eine eigene Bewahrerin, so hatte sie für jede Seite ihres Wesens eine eigene Vertraute, und neben den ordentlichen stets noch ein paar außerordentliche und mehrere korrespondirende Mitglieder in ihrem Freundschaftskreise.

Sie theilte mit Leib und Seele die Lust und das Leid, das die Freundinnen ihr anvertrauten, tröstete sie treulich mit guten Worten und rührenden Versen, half ihnen ihre gebrochenen Herzen herstellen und geleitete sie später mit diesen restaurirten Herzen an der Seite irgend eines andern respektablen Bräutigams zum Altar. Eine neidlose Brautjungfer war die Adelheid gewiß; weder der kleine Pfarrer, der die Pauline, noch der Kameralamtsbuchhalter, der die Amalie, noch der Gutsbesitzer, der das Lottchen heimführte, entsprach nur von weitem dem Ideal ihrer Träume; aber wenn sie wieder einen Myrthenkranz gebunden hatte, so mußte sie doch auch an die Stunde denken, wo er einst ihre Locken schmücken würde, und nicht wunderbar genug konnte sie sich die Wege denken, auf denen das besagte Ideal ihr zugeführt würde.

Wie eigentlich dieses Ideal beschaffen sein sollte, darüber war sie noch nicht im Reinen; meist nahm es in etwas die Farbe ihrer jeweiligen Lektüre an, die ernsten männlichen Gestalten trugen aber in der Regel den Sieg davon über die jugendlich glänzenden. Dazwischen war auch jeder junge Dichter, natürlich ohne daß sie ihn je gesehen, eine Weile der „König im Reich ihrer Träume,“ und da sie so oft gehört, daß gute Dichter selten gute Ehemänner werden, so konnte sie sich manchmal in so schönes herzbrechendes

Unglück hineinträumen, daß sie fast aus Mitleid mit sich selbst geweint hätte.

Vor dem Fenster ihres zierlich geschmückten Stübchens sah man auf einen schmalen Pfad, der zwischen Wiesen hinlief, und sich im Gebüsche verlor. Gar zu gern sog sie in hellen Mondnächten den geheimnißvollen Reiz ein, der auf solchen Pfaden liegt und träumte sich, daher müsse dereinst ihr Glück kommen.

Diesen selben Pfad wandelte Adelheid auch eines Abends in allerlei Gedanken verloren. Sie hatte eben eine hübsche Novelle von Eichendorff gelesen und sang mit heller Stimme ein Reimlein daraus nach eigener Composition:

„Und wollte mich Einer erwerben,
Ein Jäger müßt's sein zu Roß,
Der müßt, mich auf Leben und Sterben
Entführen auf sein Schloß!"

Da ertönte eine süßliche, etwas näselnde Stimme hinter ihr: „Ach, guten Abend, Fräulein Adelheid, thun Sie auch Ihre Gefühle amüsiren im schönen Abendroth?" Wie mit kaltem Wasser begossen sah sich Adelheid um, und da stand, nicht ein Jäger zu Roß, wohl aber die Jungfer Elisabeth Maierin, ehrsame Vorsteherin der Strickschule, die Weisheitsliese genannt wegen der absonderlichen Weisheit und Sentimentalität ihrer Reden und Bemerkungen, der Adelheid so erstaunlich zuwider, daß kaum ihre Gutmüthigkeit sie abhalten konnte, ihrer alten Lehrerin stracks den Rücken zu wenden. „Ach ja," fuhr die gesprächsame Jungfer fort, „da sind Sie eben gerade wie ich, immer gefühlvoll, immer schwärmerisch; so bin ich mein Lebtage gewesen. Wenn ich nur ein schönes Buch und eine schöne Naturgegend habe, so komme ich ganz außerhalb mir selbst. Ach, was habe ich erst heut noch weinen müssen

über so eine schöne Geschichte von Clauren: ‚Des Lebens Höchstes ist die Liebe.‘ Ja Liebe und Tugend, das ist die Hauptsache in diesem Thränenthal.“

„Gewiß, gewiß,“ meinte Adelheid und wollte weiter. — „Ach, warten Sie doch, Fräulein Adelheid, wir haben ja einander so lange nicht mehr genossen, seit ich Ihre Jugendlehrerin gewesen bin, und ich habe doch schon so lange gewünscht, Ihnen mein Herz auszuschütten. Ach, wenn Sie erst wüßten, wie ein gewisser Anderer glücklich sein würde, ein solches Abendroth mit Ihnen zu verleben!“ — „Ei, ist's wahr?“ lachte Adelheid übermüthig, hielt aber doch wieder gleichen Schritt mit Jungfer Elise. — „Ja, und wenn Sie wüßten, was für ein vorzüglicher Mensch Ihnen sein Herz zugeeignet hat, und Sie lieber hat als die ganze Welt!“ Adelheid wußte gar nicht, wie sie sich bei dieser unvorhergesehenen Erklärung verhalten solle, sie sah die Liese ungläubig an und fand es unbeschreiblich keck, daß die es wage, mit ihr von solchen Dingen zu sprechen; indessen machte sie keine Miene davonzulaufen, so daß die Liese ganz beherzt fortfuhr: „Denken Sie denn gar nicht mehr an den Sebastian, meiner Schwägerin, der Sonnenwirthin, Brudersohn, der ja hier aufgewachsen ist, an den Sebastian, der schon einmal vom Gymnasium aus mich besucht hat, da Sie noch in die Strickstunde zu mir kamen, an den Sebastian Mezger?“

Nein, Adelheid hatte nicht an den Sebastian Mezger gedacht, ganz und gar nicht. — „Aber er hat ja schon dreimal einen Besuch in Ihres Herrn Papas Hause gemacht,“ fuhr die Liese fort, „und seit er Sie das letztemal gesehen, kann er eben gar nicht mehr anders und meint, es müsse sein.“ — „Aber er kennt mich ja gar nicht!“ sagte in höchster Verlegenheit Adelheid, der das Ding nachgerade zu ernsthaft wurde. — „Das meinen nur Sie, Sie wissen nicht, wie

viele lange Jahre der Sebastian seine Gemüthsbewegung auf Sie gerichtet hat, wie er Tag und Nacht nichts anderes sinnt. Sie wissen ja, wie geschickt er ist und im Examen über alle hinaufgekommen, so daß ihn sein Pfleger hat studiren lassen, und daß er jetzt ein Doktor ist, ein rechter Menschendoktor in Dachshausen. Schon da Sie noch als kleines Mädchen bei mir in der Strickschule saßen, waren Sie ihm so wichtig. Er ging damals auf die Universität und nahm Abschied von mir, und ‚Elise Base,‘ sprach er, ‚was ist doch die Adelheid für ein nettes Mädchen!‘ Und was er derweil für schöne Reisen gemacht hat! und wie gebildet er ist! und er hat einen ganz neuen prächtigen Paletot.“

„Aber er hat mich ja nie gesprochen,“ warf Adelheid wieder ein. — „Aber sprechen hören! Wenn Sie nur wüßten, wie interessant er nach Ihnen ist! Und als er Sie das letztemal in Ihrem himmelblauen Tibetkleid gesehen hatte, da war er vollends ganz dahingerissen. Er hätte so oft schon heirathen sollen, aber er will von keiner andern hören. ‚Elise Base,‘ sagte er, als ihm die Sonnenwirthin des Schultheißen Tochter in Wendlingen kuppeln wollte, die dreißigtausend Gulden bekommt und eine vierzehnfache Aussteuer, ‚Elise Base, wenn ich meine Einzige und Auserkorne nicht bekomme, so gehe ich nach Amerika.‘ — Ach, ich muß oft bitterlich weinen, wenn ich denke, daß ein so rechtschaffener Mensch aus unglücklicher Liebe nach Amerika soll, ‚in's heiße Afrika!‘ wie in dem schönen Liede steht. So etwas möcht' ich nicht auf meiner Seele haben, Fräulein Adelheid!“

„Aber ich weiß ja kaum wie er aussieht!“ rief Adelheid in höchster Beklommenheit. — „Ei, das thäte sich bald finden, schöne Seelen begegnen sich, sagt Schiller, und wenn Sie ihn einmal recht kennten, so könnten Sie sich gar nicht mehr besinnen. Wenn Sie jetzt nur erlauben wollten, daß

er den Herrn Papa besucht, da würde sich alles finden; nicht wahr? — „Den Vater wird's immer freuen, wenn ihn Herr Doktor Mezger besucht," sagte kaum hörbar Adelheid, mit deren Fassung es ganz zu Ende war und die gar nicht mehr wußte, was sie sagen sollte. Zu ihrer größten Erleichterung sah sie in diesem Augenblick ihre Freundin Amalie am Arme ihres Gatten herankommen und konnte sich von der Jungfer Elise losmachen.

Adelheid kam in tiefen Gedanken heim, und wie oft sie sich auch sagte, welcher Unsinn es sei, an die Geschichte nur zu denken, dennoch kehrte das Gespräch mit der Liese wieder und wieder in ihre Erinnerung zurück. Nein, daran war nicht zu denken: einer, der die Weisheitsliese zur Vertrauten gemacht, der Sebastian Mezger hieß und Doktor war in Dachshausen! War ihr's auch mit dem Jäger zu Roß nicht so ernst gewesen, so hatte sie sich dafür andere schöne, romantische Situationen gedacht, gegen die all dies ein zu greller Kontrast war. Dann aber trat wieder die lange, stille, treue Liebe des ihr fast Unbekannten vor ihre Seele, sein verwaistes Leben, das hoffnungslose Leid um sie, das ihn weit über's Meer in ferne Lande treiben wollte, und das trieb ihr beinahe Thränen in's Auge. Dann aber fiel ihr mit heißem Erröthen wieder ein, wie sie durch ihre unbedachte Aeußerung gegen die Liese ihn gleichsam selbst eingeladen habe, und beim Gedanken, daß das für Zuvorkommenheit gelten könnte, empörte sich ihr ganzer Mädchenstolz.

Weil sie aber dennoch Tag und Nacht an die tragische Geschichte denken mußte, so war's am Ende eine Wohlthat, daß der gefürchtete Doktor wirklich erschien. Eines Tags rief die Magd: „Fräulein Adelheid, ein Herr sind da und wollen den Herrn Dekan sprechen." Mit ahnendem Herzen trat sie in's Zimmer und erinnerte sich nun wohl, diesen ernsten,

einfach gekleideten Mann dereinst beim Vater gesehen zu haben, aber er hatte so wenig Eindruck auf sie gemacht, daß sie ihn indeß gänzlich vergessen hatte, und auch jetzt rief keine einzige Stimme in ihrem Herzen: der ist's! — keine einzige. — Nein, der konnte es nicht sein!

Der Doktor ließ sich keine Beklommenheit anmerken, er hielt die Unterhaltung unter so kritischen Umständen möglichst aufrecht und zeigte sich als einen lebenserfahrenen, ernsten, gebildeten Mann, aber jeder verstohlene Blick, den sie auf ihn warf, kehrte mit der leidigen Botschaft zum Herzen zurück: „Der ist's nicht! nein, der ist's nicht!"

Endlich machte der ahnungslose Vater durch seine Ankunft diesem doch etwas peinlichen tête à tête ein Ende; der Adelheid fiel ein Stein vom Herzen, sie ließ den Gast dem Vater, und wie lange auch noch Herr Mezger verweilen mochte, sie ließ sich nicht mehr blicken, für ihn ein recht schlimmes Zeichen, und er mußte sich verabschieden, ohne sie noch einmal gesehen zu haben.

Während die Adelheid daheim saß in einer Wahl und Qual, als ob sie seit der Erschaffung der Welt das erste Mädchen wäre, das in den tragischen Fall kommt, einen Mann nehmen zu müssen, war Sebastian in tiefe Gedanken versunken auf seinem einsamen Heimweg. Wie es gekommen, daß eine so zarte Angelegenheit zuerst in die ungeschickten Hände der Jungfer Liese gekommen, davon später; jetzt handelte sich's bei ihm nur darum, ob er einen direkten Sturm auf die Festung wagen sollte, die so wenig geneigt schien, sich zu ergeben, und da zogen gar viele Gedanken für und wider durch seine Seele. Er gehörte nicht zu den stürmischen Naturen, und zu einem Entführen auf Leben und Sterben schien er vor der Hand nicht geneigt. Er schloß all seine streitenden Gedanken mit einem Gebete, daß Gott ihm zeigen

möge, wo der rechte Weg für ihn liege, und daß er ihm diesen Weg bahnen möge; er fand Ruhe und Frieden darin, daß er seine Sache in so gute Hände gelegt, und ging getrost nach Hause.

In einem kinderreichen Hause gibt's stets Arbeit für Aerzte und Schuhmacher. So wurde um diese Zeit unser Doktor in ein Pfarrhaus gerufen, wo mehrere Kinder an Masern erkrankt waren. Die bleiche Hausfrau, die demnächst Aussicht hatte, ihren Kinderkreis um das achte Mitglied zu vermehren, konnte sich selbst kaum aufrecht halten, und sollte noch von einem Bettchen zum andern eilen. „Sie sollten nothwendig Hülfe haben," meinte der Doktor, „die zwei Mägde genügen nicht." — „Höre, soll ich nicht der Adelheid schreiben?" fragte der Pfarrer und setzte, zum Doktor gewendet, erklärend hinzu: „unsere Cousine von St., ein gar liebes, gescheidtes Mädchen." — „Ach ja," rief der kranke Heinrich, „die kann so schön erzählen," „und so hübsche Puppenkleider machen," rief das kranke Minchen. — „Ihr guter Muth thäte mir freilich wohl," sagte die Pfarrerin, „aber ich möchte dem Vater sein Herzblatt nicht wegnehmen." Kurz, jeder Mund pries die Adelheid, und dem Doktor ward's recht wunderbar zu Muth, hier den Fingerzeig zu erhalten, um den er gebetet, denn daß diese vielgeliebte Adelheid die seinige sei, da war kein Zweifel. Er sprach der Pfarrerin dringend zu, um die Cousine zu bitten, es sei höchst nöthig, und er konnte diesmal kaum erwarten, bis er nach Hause kam und allein sein konnte. Noch in derselben Nacht ging ein Brief an Adelheid und ihren Vater ab, nicht die glühende Bitte eines herzerstürmenden Jünglings, wohl aber die ernste, innige Frage eines Mannes.

Der Adelheid war's indeß seltsam gegangen, wie einer Festung, auf den Sturm gerüstet, die auch an die Möglich-

keit einer Uebergabe denkt, die aber gänzlich unangefochten bleibt. Seit dem Besuch des Doktors stand sie jeden Morgen auf und legte sich jeden Abend nieder mit der Frage: will ich? — „Nein, ich will nicht!" rief ihr Herz, aber kein Mensch fragte sie: willst du? Mit Herzklopfen sah sie den Briefträger kommen, mit einem erleichternden Seufzer sah sie, daß er nichts brachte als Briefe einiger Herzensfreundinnen, die über ihr Stillschweigen klagten; aber nachher war's doch eine gewisse Leere. Sie hatte in Gedanken die schönsten Absagebriefe an den Doktor aufgesetzt, voll Achtung, Bedauern und Dankbarkeit, aber es kam keine Gelegenheit, einen zu schreiben. Die Liese ließ sich nirgends blicken. Schon glaubte sie mit einiger Beschämung, das Ganze sei am Ende ein Märchen gewesen oder der arme Doktor sei, bekümmert über ihre Sprödigkeit, bereits in Verzweiflung nach Amerika abgesegelt, da kam eines Tags ein großer, gefährlich aussehender Brief an den Vater. Nun war's gekommen: das war die Werbung des Doktors. Der erstaunte Vater gab Adelheid den Einschluß seines Briefes, der an sie gerichtet war, besprach die Sache in Kürze mit ihr und ließ ihr gänzlich freie Hand; ihm eilte es nicht, sich von dem Töchterlein zu trennen.

Da saß Adelheid in ihrem Stübchen, die Feder in der Hand und vor sich das Postpapier. Der Absagebrief, wie sie ihn gedacht, paßte nicht mehr, des Doktors Brief war gar nicht so herzbrechend; aber ein Nein, motivirt oder nicht, wollte nimmermehr heraus, und doch zum Ja — da war's noch himmelweit, das war ganz undenkbar. So ließ sie sich denn in Kapitulationen ein, sandte einen Brief ab mit einer ziemlich offenen Erklärung über ihren Herzenszustand, bat um Aufschub, wollte ihr Herz prüfen, nähere Bekanntschaft u. s. w. Eine gefährliche Sache für eine Festung!

Am andern Tag kam der Brief mit der Bitte des Vetter

Pfarrers um Unterstützung seiner Frau. In ihrer Bedrängniß war Adelheid recht froh der Aussicht auf angestrengte Thätigkeit, erstürmte die Erlaubniß des Vaters und rüstete sich zur Reise, nicht ohne gebeten zu haben, daß man ihr alle einlaufenden Briefe nach Bernheim nachschicken solle.

Da Adelheid in der vaterländischen Geographie nicht stark war, wußte sie gar nicht, daß Bernheim in der Gegend von Dachshausen lag, und war daher höchlich erstaunt, den Doktor, mit dem sie in so gefährliche Unterhandlungen getreten war, gleich am ersten Abend im Pfarrhaus zu finden. Dieses unerwartete Zusammentreffen gab nun der Sache eine andere Gestalt, aber „der Zug des Herzens, der des Schicksals Stimme,“ wollte immer und immer noch nicht kommen, und ungewisser, unglücklicher als je, durchwachte Adelheid die nächste Nacht am Bette der kranken Kinder, während die Mutter ruhig schlief, wie seit lange nicht. Immer noch schien ihr diese neue Begebenheit ein Querstrich durch den blumigen Pfad ihrer Phantasiewelt. Anders, ach so ganz anders hätte es eben kommen sollen!

Aber die stille Nacht ist eine gute Zeit zur Selbstprüfung und in dem trotzigen und verzagten Mädchenherzen stieg die ernste Frage auf: „Hast du ein Recht, die Wege zu wählen, die Gott dich führen soll? Und sie betete ernst und innig wie nie, Gott möge ihr klar machen nicht ihren, sondern seinen Willen, und wenn sie ihn erkannt, so möge er ihr auch die Freudigkeit in ihr Herz geben, den Weg zu gehen, den er sie führen wolle.

Frischer und getroster als seit lange begann sie den Morgen und ihr Tagwerk, obwohl die Kinder klagten, daß sie nicht so viel und schöne Geschichten erzähle wie sonst. Der Abend kam, und nachdem sie den Tag über in geheimer Angst den Doktor erwartet hatte, ward allmählig aus dem stillen

Gedanken: „er wird doch nicht kommen!“ der Wunsch: „wenn er lieber heut käme!“

Nun, er kam und blieb zum Abendessen, und es traf sich wunderlich, daß das Gespräch allmählig allein von den Beiden geführt wurde. Sie sprachen von Kindheitserinnerungen, Jugendeindrücken, von allem möglichen; es ging Schlag auf Schlag, ein Wort in's andere, es war als sei eine verborgene Thüre aufgegangen an den zwei Herzen, aus der die innersten Gedanken hervorkamen. Die Zeit verging, man wußte nicht wie; der Doktor mußte sich's gefallen lassen, im Pfarrhaus zu übernachten, den Pfarrleuten ging ein Licht auf, und die Aussicht auf eine Brautschaft unter ihrem Dache richtete die Pfarrfrau zusehends auf, mehr als die beste Arznei des Doktors. Als in dieser Nacht Adelheid in ihr Stüblein kam, da war es hell vor ihr, sie wußte nun, was Gottes Wille sei, und die Herzensfreudigkeit war ihr nicht ausgeblieben.

Am andern Tag war die Pfarrerin schon so gefällig und fürsorglich, den Beiden Gelegenheit zu einem ruhigen Stündchen in der Laube zu geben. Da wagte der Doktor auf's neue seine Frage, und siehe da, ihm ward eine gute Antwort, und als das Pfarrpaar endlich herab kam, nach den Leuten zu schauen, da trat ihnen ein fröhliches Brautpaar entgegen. — Die Pfarrerin verjüngte sich selbst wieder an diesem jungen Glück, auch die kranken Kinder waren besser, und so konnte Adelheid sich dem ihr so neuen und wunderbaren Gefühl, glücklich zu sein, indem sie glücklich machte, von ganzer Seele hingeben.

Es war Sonntag Abend; alles war Friede und Freude, die zwei saßen in der Laube und vor ihnen lag ein Brief mit des Vaters freudigem Segen, nachdem Adelheid ihm ihr Herz geöffnet hatte; alle Wahl und Qual war vorüber, und

wenn sie nun in die treuen, tiefen Augen ihres Erwählten sah, so besann sie sich nicht mehr, ob er Sebastian oder Oskar hieß, und hatte vergessen, wie alle ihre Ideale ausgesehen hatten.

„Nun wirst Du nicht mehr nach Amerika wollen?“ fragte sie schmeichelnd. — „Gewiß nicht, Herz, auch dachte ich daran in Jahren nicht mehr.“ Dies verblüffte Adelheid etwas, und schüchtern fragte sie weiter: „Aber sage mir, warum hast Du denn die Liese zu Deiner Vertrauten gemacht?“ — „Die Weisheitsliese? Ja, liebes Kind, daran bin ich unschuldig; sie hat eigentlich mich zu ihrem Vertrauten gemacht.“ — „Wie so?“ fragte Adelheid mit weitoffenen Augen. — „Nun, sieh nicht böse aus, wir sind ja glücklich im Hafen; ich konnte freilich noch nicht wissen, welch Kleinod mir die Liese zudachte, als sie mich nöthigte, Deinen Vater zu besuchen.“

Welch ein Aufschluß für Adelheid! Der Doktor sah nun erst, wie neu ihr das alles war; er konnte nicht mehr zurück, er mußte beichten. Da ergab sich denn, daß der Doktor nimmermehr an die Adelheid gedacht hätte; nichts war es gewesen mit der jahrelangen stillen Liebe, nichts mit dem Vorhaben nach Amerika zu gehen, rein aus mit der Romantik! In der Liese Kopf, nicht in des Doktors Herzen war der Plan zu dieser Verbindung gereift. So wenig er sich von jeher um Liese bekümmert, eine so große Zuneigung hatte sie stets zu ihm, dem einzigen Familienglied von geistiger Bedeutung, gefaßt und frühe den Wunsch genährt, ihn mit Dekans Adelheid, ihrem höchsten Ideal weiblicher Liebenswürdigkeit, zu verbinden. Der Doktor, mißtrauisch in eine Empfehlung aus solchem Munde, war nur mühsam zu bewegen gewesen, bei seinen sehr seltenen Besuchen in der Vaterstadt einen förmlichen Besuch beim Dekan zu machen. Da

er nun kurzsichtig war und Adelheid nur von weitem erblickte, so wußte er kaum wie sie aussah, und stimmte nur so pro forma in die Lobpreisungen der Liese ein. Höchlich erstaunte er daher, als diese ihm eines schönen Morgens schrieb, sie sei Fräulein Adelheid so geschickt begegnet, daß sie nicht umhin gekonnt, dieser seine Gefühle mitzutheilen; es sei nun alles auf's Schönste eingeleitet, Fräulein Adelheid und der Herr Dekan erwarten täglich seinen Besuch.

Welche Ueberraschung! Der Doktor war zuerst gar nicht geneigt gewesen, diesen Wechsel auf ein ihm so unbekanntes Herz zu erheben, auch betroffen über eine so seltene Zuvorkommenheit. Doch hielt er's für der Mühe werth, zur Liese zu reisen, und entnahm bald ihrem Gespräch, daß Adelheid in der Sache so unschuldig sei wie er, und noch viel unwissender. So wollte er doch nun hingehen. Diesmal that er seine Augen auf, und bedurfte nun des Zuspruchs der Liese nicht mehr, um von Herzen zu wünschen, daß ihr Plan Wirklichkeit würde. Nun war es aber das so zurückhaltende Benehmen Adelheids, was ihn zögern machte, bis er im Pfarrhaus zum erstenmal gültige Bürgen für den Werth des Gutes erhielt, dessen Besitz er schon wünschen gelernt hatte.

Ja, so verhielt sich die Sache, und die arme Adelheid war um das letzte Tröpfchen Poesie betrogen, mußte Frau Doktor Mezgerin in Dachshausen werden, und hatte nicht einmal den Trost, daß sie so lange und so still geliebt worden sei, daß ihr Erkorner nach Amerika gewollt um ihretwillen! Noch einmal wollte der jungfräuliche Stolz aufwallen, und sie hätte gern ihr Herz zurückgenommen, nur um noch einmal auf Leben und Tod darum werben zu lassen. Aber ein Herz nimmt sich nicht so leicht zurück; der Stolz ging unter in dem süßen, demüthigen weiblichen Gefühl, sich in Liebe hinzugeben, und Adelheid hat sich mit freudigster

Resignation in das herbe Schicksal gefunden, das sie auf so prosaischem Weg an das poetische Ziel führte, eine frohe Braut und eine glückliche Frau zu werden.

Der Weisheitsliese nicht zu vergessen, so war diese freilich glückselig, daß ihr Plan so herrlich gelungen war, wurde aber durch des Doktors entschiedenen Zuspruch vermocht, ihre Verdienste nicht unbescheiden geltend zu machen. Sie begnügte sich alljährlich mit einem vierzehntägigen Besuch, wobei sie Adelheid unter ihren vier Söhnen mit den allerweisesten Erziehungsrathschlägen unterstützte.

Der Wittwe Töchterlein.

„Und sie war eine Wittwe." Wie manchem stillen Gesicht sind in wehmüthigen Zügen diese inhaltsschweren Worte eingeschrieben! Wie tiefe Geltung das Wittwenleid hat, zeigt die Sitte fast aller Zeiten und aller Völker, bei denen ein Funke geistigen Lebens schimmert, die Sitte, die den Wittwenstand als einen eignen, durch die Weihe des Schmerzens geheiligten achtet. Wie viele der schönsten Frauentugenden sind nicht erst in der Prüfungsglut des Wittwenstandes zu reinem Gold geläutert worden! Welche Schule für junge und alte Frauen könnten die Wände eines Wittwenstübchens werden, wenn sie reden könnten von den innigen Abbitten, von den leisen Seufzern sühnender Reue, von den frommen Gebeten voll Liebe und Vergebung, die an ihnen verhallt sind! Wie viel Entschuldigungsgründe für so manche oft schwer gerügte Fehler der Wittwen: ihr zu zaghaftes Sorgen, zu ängstliches Sparen, ihr häufiges Klagen, ihre reizbare Empfindlichkeit liegen nicht in den kleinen Steinen und unsichtbaren Dornen, die den einsamen Pfad der Wittwe erschweren! Wie verzeihlich ist ihre allzunachsichtige Mutterliebe! Lacht nicht, wenn

eine Wittwe ein recht ordinäres Söhnchen als einen Inbegriff der Vortrefflichkeit, als den Sproß einer reichen Zukunft ansieht, wenn sie selbst über seine Fehler noch mit geheimem Stolz kagt, ihr Unentbehrliches opfert, um seine, oft unnöthigen Wünsche zu befriedigen, wenn kein Mädchen ihr erlesen und würdig genug scheint, ihren Liebling zu beglücken! Lacht nicht und denkt, wie viel begrabene Liebe und Treue, wie viel Sühne für Versäumnisse, deren nur sie sich bewußt ist, nun zu verschwenderischer Güte wird gegen dieses Abbild des Verlorenen. Spottet nicht, wenn eine Wittwe mit dem Munde sich glücklich preist, ihr Töchterlein noch um sich zu haben, während ihr Herz sich sehnt nach dem Augenblick, wo sie sie an der Seite eines guten Mannes aus dem Wittwenstübchen entlassen könnte, oder wenn sie nicht müde wird, durch allerlei bescheidene Wendungen die Tugenden dieses Töchterleins in's Licht zu stellen; spottet nicht, sondern bedenkt, in wie rosigem Licht ihr selbst das nun versunkene Glück der Ehe erscheint, wie schmerzlich sie selbst empfinden gelernt hat, was es heißt, allein und schutzlos zu sein.

Eine Wittwe war es denn auch, die alle Liebesfülle eines einst schlecht belohnten Herzens, alle noch übrige Kraft eines durch langes klageloses Leid geknickten Geistes auf die Erziehung ihres einzigen Töchterleins verwendete. In Anna hoffte sie all die Blüthen aufgehen zu sehen, die ihr selbst in der Knospe gewelkt waren, in der Tochter Zukunft wollte sie das Glück finden, das sie selbst nur in Jugendträumen genossen hatte. Nie ist ein Pflänzchen zärtlicher gepflegt, sorgsamer von Unkraut gereinigt, liebevoller an Licht und Luft getragen worden, als dieses schwarzaugige Annchen. Auch war der Mutter Pflege nicht vergeblich; ein so unruhiges und vorlautes Kind das Annchen gewesen, ein so hübsches,

gescheidtes und anstelliges Mädchen wurde die Anna. Es war der Mutter gar nicht übel zu nehmen, wenn sie mit stillem Entzücken ihr rühriges Walten sah, ihren muntern Einfällen lauschte, und wenn sie bei sich dachte: der sei unter einem glücklichen Stern geboren, der einmal dieses Kleinod davontrage.

Aber das Kleinod war nicht in Gold gefaßt, nicht einmal in Silber, und die Welt wird so reel; die Männer sind so zartfühlend und rücksichtsvoll: ehe sie ein edles Wesen der Möglichkeit aussetzen, einst im Alter darben zu müssen, heirathen sie lieber gar nicht, oder eben eine Reiche. So schaute denn mancher gern in die hellen schwarzen Augen Annas, aber einer um den Andern ging an der Wittwe Thür vorüber, den stattlichen Portalen reicher Häuser zu. Das Myrthenbäumchen, das seit Annas sechzehntem Geburtstag ihr Fenster schmückte, und das die Mutter ganz heimlicherweise viel sorgsamer pflegte, als das Töchterlein, grünte und sproßte; Anna hatte schon manchen Zweig davon zum Brautkranz einer Freundin geschnitten, aber blühen wollte es nicht. Die Mutter war zu feinfühlend und zu stolz, um irgendwelche der geschickten Veranstaltungen zu treffen, durch die gewandte Mütter blöde, junge Leute mit sanfter Gewalt ihrem Glück entgegenführen. So ergab sie sich allmählig darein, ihr Röslein ungepflückt daheim verblühen zu sehen, und tröstete sich mit dem Gedanken, wenn ihr nun auch das Glück versagt bleibe, das sie für sie geträumt, so werde sie doch mit den Dornen verschont bleiben, die ihr selbst so bald aus den Knospen des bräutlichen Glücks erwachsen waren, und sie lernte ohne Sorgen und Fragen ihres Kindes Zukunft in die Hand legen, die die Vögel unter dem Himmel versorgt.

Anna war ein Mädchen, ein ächtes und ein stolzes Mädchen, und alle solche Plane, Wünsche und Hoffnungen lagen

bei ihr noch viel viel tiefer im Grund ihres Herzens. Wenn sie auch da und dort ein leises Gefühl von Kränkung und Zurücksetzung nicht unterdrücken konnte, so trug sie doch ihr Mädchenstolz und guter Jugendmuth darüber weg. Es gibt sehr stille Erlebnisse, so still, daß zwei Menschen, die auf's innigste vereint sind, sie zusammen erfahren, zusammen tragen und zusammen überwinden können, ohne daß ein Wort darüber auf ihre Lippen tritt. Erlebnisse der Art waren vielleicht auch schon an Mutter und Tochter vorübergegangen; Anna hatte sich in ihren stillen Thränen die Augen hell gewaschen und sah die Mutter frisch und freundlich an; auch fehlte ihr's zu keiner Zeit an muntern Einfällen und witzigen Ausfällen; es sind nicht immer dornenlose Rosen, die der Thränenthau befeuchtet.

Es gibt ein Alter, wo man eine wahre Passion hat zu resigniren, wo Ergebung und Entsagung die großen Schlagwörter sind; unsere ganze große Literatur hat diese Krankheit durchgemacht, da ist sie an einem einzelnen Menschenkind gar nicht verwunderlich. Solche junge Entsagungen gemahnen mich an jenes Trauerspiel, wo im dritten Akt alle Personen erschlagen sind und in den zwei letzten nur noch ihre Geister spielen sollen. Anna war dreiundzwanzig Jahre alt und ganz und gar resignirt, ergeben in den Gedanken, der Mutter Stütze zu sein bis an ihren Tod, rein fertig und abgefunden mit allen Jugendhoffnungen und Wünschen, und kam sich so ruhig vor wie gefrorenes Wasser.

Aber langweilig schien's Anna doch manchmal, gewaltig langweilig, sie konnte nichts dafür: wenn so ein Tag um den andern aufmarschirte und wieder abzog und jeder auf's Haar seinem Vorgänger glich, wenn sie alle Morgen Punkt sieben Uhr mit der Mutter am Nähtisch saß und ihre Augen, so oft sie sie erhob, auf nichts fielen als auf die Inschrift an

der Tafel des Nachbarhauses gegenüber: „Seifen- und Lichterverkauf von J. J. Schnazkobel,“ falls sie nicht etwa ein Stockwerk höher schaute, wo ein gemalter Stiefel und ein grasgrüner Schuh die Werkstätte eines Schuhmachers bezeichneten; wenn sie Tag für Tag nach Tisch einen Spaziergang mit der Mutter machte, einmal zum obern Thor hinaus durch die Krautäcker, das anderemal durch das untere über die Gemeindewiese. Freilich wurde diese Einförmigkeit hie und da durch eine Visite oder eine Landparthie unterbrochen, auch fand alljährlich ein Fastnachtsball statt, auf dem sich fünf Musikanten, sieben Tänzer und fünfzehn tanzlustige Damen einfanden, und Anna konnte acurat ausrechnen, welcher der sieben sie nach einigen unfreiwilligen Sitzungen zum Tanze führen werde. Aber das waren doch nur magere Freudenblümchen für ein junges, lebenswarmes Herz. Einmal, nur einmal, meinte sie, sollte doch auch etwas Besonderes geschehen.

Nun ja, einmal kam denn auch der Postbote und brachte einen Brief vom Herrn Onkel Schneck; das war doch so eine Art von Begebenheit. Der Herr Onkel war eigentlich ein Stiefonkel von Anna; er und seine Frau hatten, da sie kinderlos waren, nach dem frühen Tode von Annas Vater der Wittwe das großmüthige Anerbieten gemacht, die Kleine zu sich zu nehmen. Daß die Wittwe sich dazu nicht entschließen konnte und lieber ihr schmales Brod mit dem Kinde theilen wollte, das hatten sie ihr damals schwer verübelt und seither den Verkehr fast ganz abgebrochen. Jetzt aber war der Onkel übel von der Gicht geplagt und die Tante hatte sich den Fuß verstaucht, so daß sie für Wochen an's Bett gebannt war und ihrer Magd die Schlüssel lassen mußte. Da erinnerten sie sich denn gnädigst der Nichte und baten die Mutter, sie auf einige Wochen zur Hülfe zu senden; „viel sei freilich nicht geholfen

mit so jungen Mädchen, aber es sei dann doch eine eigene Person.“

Die Mutter, die die Herrlichkeit in Onkel Schnecks Hause wohl kannte, und der es so schwer wurde, sich von ihrem Kleinod zu trennen, hatte wenig Lust der Einladung Folge zu leisten. Anna aber bewies ihr eifrigst, wie empfindlich die Leute über eine abschlägige Antwort sein würden, und wie nützlich es für sie wäre, sich auch in einer andern Haushaltung umzusehen. Diesmal täuschte sich die gute Mutter ein wenig, wenn sie diese Bereitwilligkeit für lautern Edelmuth und Lerneifer hielt. Sie nahm es fast übel, daß Anna die Trennung nicht schwerer wurde und sie mit so glänzenden Augen in die Welt hinausfuhr in dem bescheidenen Einspänner, der sie auf die nächste Poststation bringen sollte, die resignirte, kühle Anna! Wie kurz war ihr der lange Weg durch diese neue Welt, mit wie hübschen Bildern malte sie sich die neuen Verhältnisse aus, und wie käglich wurde sie getäuscht!

Der erste Eindruck, Onkel Schneck in seiner Zipfelmütze und einem Schlafrock, der ein wahres Kaleidoskop von verschiedenen Flecken war, und die Tante in kattunener Nachtjacke und stahlgrünem Rock, hatte noch etwas von einem niederländischen Stillleben; aber es ward gar bald laut, und der Reiz der Neuheit verflog außerordentlich schnell.

Gern hätte sich Anna in das Amt einer barmherzigen Schwester gefunden, des Onkels Fontanelle und der Tante Fuß verbunden, gern dem Harthörigen die Zeitung vorgeschrieen und daneben Küche und Keller besorgt, wenn nicht ein Geist zänkischen Unfriedens, erbärmlicher Klatscherei, ruheloſen Mißtrauens und fabelhaften Geizes im Hause gewaltet hätte, der alles versäuerte. Es war nicht eben so schlimm

gemeint, aber es konnte doch keiner Seele wohl werden in dieser Atmosphäre, und recht sehnsüchtig verlangte Anna zurück an der Mutter Arbeitstisch, wo ihr Myrthenbäumchen vor dem Fenster stand und Luft und Sonne herein durften, wenn sie in der dumpfen, nie gelüfteten Stube die wenig anziehenden Strümpfe der Tante flicken mußte. Wie viel lieber hätte sie des Herrn Schnazkobels zierlich gemalte Seifenpyramide gesehen, als auf der Tante Befehl aufgelauert, ob die Nachbarin wieder Kaffee mache, wenn ihr Mann fort war! Welch' ein Vergnügen schien ihr jetzt der Spaziergang durch die Krautäcker an der Mutter Seite, hier, wo sie nicht weiter kam, als in den schmutzigen Hof, um die Hühnernester auszunehmen! Und vollends die traulichen Leseabende mit der Mutter, während sie jetzt jeden Abend mit dem Onkel Brett spielen mußte, und wohl aufpassen, um nicht dumm zu spielen und doch zu verlieren! Sie kam sich oft vor, wie auf eine wüste Insel verbannt, und fürchtete, ihr Lebtag nicht mehr von da wegzukommen. Ihr einziger Trost war Frau Fischer, eine freundliche, junge Frau, ehemalige Hausgenossin der Tante, die bei dieser wohl gelitten war und manchmal einsprach. Aber diese kam in die Wochen, und so war's aus mit den Besuchen.

Nach drei langen Wochen ward es mit dem Fuß der Tante besser und Anna sah ihrer Erlösung entgegen. Zunächst sollte nun eine große Wäsche angestellt werden, bei der man sie noch verwenden wollte, und dieses daheim sonst gefürchtete Ereigniß war ihr eine wahre Freude, da es doch einigen Wechsel in das trübselige Einerlei brachte.

Zwar weckte die Tante Anna schon Morgens um drei Uhr, aus Angst, die Wäscherinnen möchten allerlei Unterschleif treiben, zwar lief dieselbige Tante den ganzen Tag

mit ungeheuren Salbandschuhen in schlimmster Laune im Haus herum und folgte der Anna auf jedem Schritt und Tritt, zwar steigerte sich diese üble Laune zu einer wahrhaft gefährlichen Höhe, als am zweiten Tag Regenwetter drohte; aber das ging vorüber, die Sonne drang siegreich durch und Anna bekam den erfreulichen Befehl, auf dem Rasen vor dem Stadtthor die Wäsche aufzuhängen, wozu sie sich fröhlichen Herzens anschickte.

Die dem weiblichen Geschlecht zugewiesenen Arbeiten sind, abgesehen von Nutzen und Nothwendigkeit, gar nicht so lästig und nicht so verflachend, wie die emancipirte Frauenwelt sie darstellt, und die Frau, welche sie um irgend eines Zweckes willen gänzlich aufgeben will oder muß, wird einen wesentlichen Reiz des weiblichen Lebens verlieren. Es läßt sich so lieblich träumen, so behaglich plaudern beim Näh- oder Strickzeug, so liebe Gedanken lassen sich in eine zierliche Arbeit verweben, die zu einem Geschenk bestimmt ist, und die ächte Lust des Schaffens liegt darin, ein gutes Gericht zu bereiten, und seiner wohlgefälligen Aufnahme bei Tische sich zu erfreuen. Unter die angenehmsten dieser Geschäfte gehört denn auch das Trocknen des Leinenzeugs, sei es nun auf einem Dachboden, dessen geheimnißvollen Reiz Justinus Kerner so anmuthig beschreibt, oder im Freien, wo es die liebe Sonne gar nicht übel nimmt, daß man sie zu so prosaischen Zwecken benützt, wo die frischen kühlen Lüfte gern in des Menschen Dienst treten und einen lustigen Tanz mit den weißen Flaggen beginnen.

Wie ein Vogel aus dem Käfig, flog Anna in's Freie, sog in vollen Zügen die frische Frühlingsluft ein, schickte Magd und Wäscherin heim und machte sich mit rüstigem Muthe an ihr Tagwerk. All' ihre Lieder, die schon lang

verstummt waren, kamen ihr wieder zu Sinn, und während sie die vielfach geflickten Tisch- und Leintücher der Tante als Gardinen um sich zog, sang sie mit heller Stimme: „Mein Herz ist im Hochland!“

„Nun, wo singt man denn?“ fragte auf einmal eine sonore, etwas fremd klingende männliche Stimme, und aufblickend sah Anna ein landfremdes Gesicht über die volle Leine hereinschauen. Erröthend, erstaunt, befangen schlüpfte sie durch die Wäsche hervor und stand vor einer schlanken, hochgewachsenen Männergestalt, blondhaarig und blauäugig, aber so kraftvoll und männlich schön, wie sie einmal auf einem schönen Bilde den blondlockigen Gott Odin gesehen hatte.

„Mein liebes Fräulein,“ sagte der Fremde nun etwas schüchtern mit fremdlautendem Accent, „können Sie mir nicht sagen, ob ich da auf dem Weg zur Stadt bin und wo der Kaufmann Fischer wohnt?“ Anna schüttelte die Waschklammern aus der Schürze und begleitete den Fremden ein paar Schritte, so weit es nöthig war, um ihm den Weg zu zeigen. Der Fremde sprach nicht mehr, schien aber die hübsche Schaffnerin recht mit Interesse zu betrachten, und nachdem er mit höflichem Gruße von ihr geschieden war, traf sich's seltsam, daß just so oft Anna beim Rückkehren den Kopf drehte, sie allemal gerade seinem Blick begegnen mußte, so daß sie sich zuletzt eiligst hinter ihre Waschgardinen zurückzog. Gesungen hat sie aber an dem Tage nicht mehr.

Das war nun etwas Erlebtes! und gar zu gern hätte sie etwas über die wundersame Erscheinung gewußt, die ihr mehr Denkstoff gab, als in der Zoller'schen Handfibel enthalten ist, aber mit der Tante hätte sie um keinen Preis

davon sprechen mögen. Am zweiten Tag aber war großer Bügeltag. Die Büglerin, die stets die eine Hälfte des Tags dazu verwendete, Neuigkeiten auszukramen, und die andere, wieder neue einzusammeln, erzählte mit großer Wichtigkeit, daß nun bald bei Fischers Taufe sei, und daß ein landfremder Vetter der Frau aus Preußen oder England dazu gekommen, der zu Gevatter stehen werde. „Behüte!" rief die Tante, welche die Fischer'schen Familienverhältnisse auf's genaueste kannte, „das ist der Sohn einer Mutterschwester der Fischerin, die in jungen Jahren einen Kaufmann in Schweden oder sonst so geheirathet hat; es hat schon lang Eines von ihnen kommen wollen, aber Fischer hat geschrieben, sie sollen noch ein wenig warten. So, so, der ist gekommen? Ja, man hört doch auch gar nichts, wenn man eine Wäsche hat." Die Erörterungen über die Anzahl der Biscuittorten und Butterkuchen, die wahrscheinlich zur Taufe gebacken würden, wurde durch Herrn Fischers Erscheinung selbst unterbrochen, der in Frack und Glacéhandschuhen erschien, um die Tante als Pathin, den Herrn Schneck nebst Fräulein Anna als Privatgäste auf folgenden Sonntag zur Taufe zu laden. Der gute Herr Fischer hätte diesen Gang gewiß viel lieber gethan, wenn er hätte ahnen können, in welch' freudige Bewegung er durch seine Einladung Anna's resignirtes Herz versetzte.

Nun war sie nicht mehr auf einer wüsten Insel! Trällernd und singend ging sie ihren Arbeiten nach, pflegte den Onkel und besorgte die Tante so pünktlich und treulich, damit sie doch ja gewiß am Tauftag ausgehen könnten. Als der Sonntag Morgen selbst erschien, fand sie das Wetter so prächtig, und als sich der Himmel verdüsterte, schien ihr's erst recht angenehm zum Ausgehen. Sie legte den Staat

für Onkel und Tante zurecht, flog Treppen hinauf und hinunter, räumte auf und rüstete, daß nirgends ein Hinderniß im Wege stehe, es war, als ob sie zehn Hände hätte; der Onkel selbst sah ihr wohlgefällig zu und die Tante meinte mürrisch, es werde nicht so pressiren. Daß sie sich dergestalt rühre und rege und freue wegen einer landfremden Mannsperson, die sie kaum drei Minuten gesehen, davon wußte natürlich Anna selbst kein Sterbenswort und hätte es hoch übel genommen, wenn ihr Jemand das zugetraut hätte; sie lebte nur glückselig in den Tag hinein.

Ein rechtes Glück war's, daß die Mutter Anna doch ihren einzigen Staat, das schwarzseidene Kleid, mitgegeben hatte. Sonst stand ihr nicht viel zu Gebot, um elegante Toilette zu machen, aber mit ihrem sammtglatten gescheitelten Haar, dem kleidsamen schwarzen Kleid und der lichten Pelerine mit einer rosenrothen Schleife nahm sie sich wirklich recht hübsch aus, wenn sie auch zur Rose zu blaß und zur Lilie zu brünett war.

Mit fast hörbarem Herzklopfen trat sie hinter Onkel und Tante in's Fischer'sche Haus, wo die Elemente des Festes noch in ziemlich gestaltlosem Chaos umherstanden und lagen. Frau Fischer, schon ziemlich erholt, bewegte sich in einem gar nicht eleganten Morgenmantel, Chokolade servirend, wobei sie Herr Fischer unterstützte und sich etwas ungeschickt zeigte. Im Nebenzimmer besorgte die Wärterin die Toilette des Täuflings unter höchst unziemlichem Geschrei desselben. Der Fremde, der, wie sich später ergab, ein Norweger, Sohn eines Kaufmanns in Bergen und Geistlicher war, erschien erst, als der schon geordnete Zug sich zur Kirche bewegte, und begrüßte mit freudigem Erstaunen seine Wegweiserin, die er auch in ihrer vortheilhaften Umgestaltung sogleich erkannte.

Still wallte der kleine Zug in die Kirche; neben dem vergilbten Antlitz der Tante stand die männlich schöne Gestalt des Norwegers, fromm und andächtig wie eine der Rittergestalten auf alten Kirchenbildern, mit dem Kindlein auf den Armen. Der feierliche Hauch der heiligen Handlung verwandelte auch Anna's auf und ab wogende Gedanken in stille Gebete und selige Ahnungen. Das Kindlein war getauft, Christian, weil die Tante Christiane hieß; Knud, der Name des Pathen, war dem Vater gar zu heidnisch vorgekommen.

Daheim hatte sich indeß das Chaos gelichtet; die Wöchnerin lag nun in schneeweißem Ornat hinter den Gardinen und empfing mit Freudenthränen ihr gesegnetes Kindlein. Die Tafel war zierlich geordnet, sogar mit Blumenvasen geschmückt. Es traf sich ganz von selbst, daß der Norweger neben Anna zu sitzen kam, und die zwei hatten keine Langeweile. Wie von frischer reiner Bergluft fühlte Anna sich angeweht von der lebendigen gesunden Seele, die aus des Norwegers einfachen Worten sprach; ein ganz anderes, tiefes Verständniß über den Sinn des Lebens ging ihr auf, als er ihr von einer seiner Schwestern erzählte, die als Pfarrfrau in tiefster Einsamkeit reich und glücklich in ihrem häuslichen Frieden und frommen Wohlthun lebte, und sie schämte sich, wenn sie bedachte, wie manchmal sie den Werth und Reiz ihrer Jugend in dem gesucht hatte, was man Jugendgenuß nennt, so wenig sie auch je davon befriedigt worden war. „Das ist Leben!" rief's in ihrer tiefsten Seele, und der Nachmittag an der Seite des Norwegers schien ihr wie eine Stunde im Vorhof des Himmels. Sie war wie aus den Wolken gefallen, als Onkel und Tante zum Aufbruch trieben; Widerspruch hätte nichts geholfen,

sie war auch viel zu glücklich dazu, und der Norweger begleitete sie ja heim!

Man soll den Tag nicht vor dem Abend loben, auch den Abend nicht vor dem Morgen. Als Anna am andern Morgen leichten Trittes, ein Liedchen summend, die Treppe herab kam, brachte man ihr einen Brief von daheim, nicht von der Mutter, sondern von dem Doktor, ihrem Hausarzt und Hausfreund, der ihr schrieb, daß ihre Mutter erkrankt sei und sie zu schleuniger Rückkehr aufforderte. Das war ein kalter Guß auf das junge Freudenlicht! „Eine Mutter hat man einmal nur.“ Unter heißen Thränen packte Anna ihre Sachen und nahm Abschied von Onkel und Tante, deren lederne Herzen durch dieses lebensvolle Element in der That etwas geschmeidiger worden waren, und die sie mit aufrichtigem Bedauern scheiden sahen. Erst als Anna am Fischer'schen Hause vorüber fuhr, kam ihr der Norweger und ihre kurze Seligkeit zu Sinne und machte ihr das Herz noch schwerer.

Die Mutter traf sie recht krank, doch nicht so hoffnungslos, wie ihre Aengstlichkeit sich vorgestellt hatte. Nach langen sorgenvollen Tagen und endlosen Nächten kam es besser, und endlich konnte sie Anna mit Freudenthränen wieder auf den einst so verschmähten Spaziergang durch's Wiesenthal führen, und das Leben kam wieder in's alte stille Geleise.

Der Aufenthalt beim Onkel und der Lichtpunkt desselben, das Fischer'sche Tauffest, waren natürlich häufiger Gegenstand der Gespräche von Mutter und Tochter. Welche Bedeutung der nordische Gast für das Herz der Tochter gewonnen, davon war nie die Rede, aber es müßte ein blödes Mutterauge sein, das nicht zwischen den Zeilen lesen könnte.

Anna hatte, sobald es der Mutter Befinden erlaubte, pflichtschuldigst an Onkel und Tante geschrieben, am Schluß eine Empfehlung an Frau Fischer beigefügt und die beiläufige Bemerkung eingeschoben, der fremde Gast werde wohl abgereist sein. Auch hatte der Onkel wieder geschrieben (die Tante war des Schreibens unerfahren), hatte der Anna zum Präsent für ihre Bemühungen ein hübsches Kleid geschickt und sich nach dem Befinden der Frau Schwägerin erkundigt, vom Norweger aber kam kein Wort; das war vergessen worden, da die Tante, die nicht viel auf's Sammeln der Korrespondenzen hielt, mit Anna's Brief alsbald ein widerspenstiges Feuer angezündet hatte.

So blieb es still vom Norweger, und still ward's in Anna's Herzen; mit dem Resigniren sollte es nun Ernst werden. Anna verlangte aber nach nichts Neuem mehr; sie hatte genug an ihrer Gedankenwelt, und vergeblich wollte sie den Norweger nicht gekannt haben; er hatte ein Licht in ihr angezündet, das nicht erlöschen sollte, wie das Flämmchen ihrer Hoffnungen; wenn sie ihn auch nie wieder sah, so wollte sie seiner doch werth werden.

Bald ein Jahr war vergangen seit jener Reise zum Onkel Schneck, da fand in der Residenz eine große Einzugsfeierlichkeit statt. Der freundliche Doktor lud Anna, deren abnehmende Munterkeit er schon lang bemerkt hatte, ein, mit ihm hinzugehen. Anna hatte wenig Lust, nur der Mutter dringendes Zureden bewog sie dazu. Nun, da da war's eben wie bei all solchen Herrlichkeiten: bekränzte Häuser, Soldatenspaliere, überfüllte Gasthöfe, ein gräßliches Gedränge, das ein rechtes Drangsal wäre, wenn nicht ein

warmer Hauch wirklicher Festfreude, lebendigen Antheils, erquicklich durch alles wehte, und wenn nicht nachher jeder behauptete, alles am besten gesehen zu haben.

Anna hatte sich auf eine Haustreppe retirirt, wo sie zwischen zwei Soldatenmützen durch hoffen konnte den Zug zu sehen; da rief eine helle Stimme: „Ei, sind Sie's, Fräulein Anna?“ — „Nein, ich bin's nicht,“ sagte Anna, ärgerlich über die Störung. — „Ei, freilich sind Sie's!“ rief wieder eine freundliche Frau. Jetzt erkannte sie Anna und grüßte sie und machte ihr Platz und vergaß Fest- und Hofwagen über der angelegentlichen Unterhaltung mit ihr: es war ja Frau Fischer! „Denken Sie nur, der Herr Onkel haben einen ganz erträglichen Sommer, die Frau Gevatterin sind aber immer recht übel auf und haben jetzt eine Hausjungfer, und mein Christian, bei dessen Taufe Sie waren, steht schon auf die Füße und hat vier Zähne, kann auch schon Papa sagen.“ Anna verwunderte sich gehörig, hätte aber gar gerne noch mehr gewußt; Frau Fischer war jedoch nicht gesonnen, den Anblick des herannahenden Wagenzugs zu versäumen, bestellte jedoch Anna nachher in einen Kaufladen, wo sie Einkäufe zu machen hatte.

Da konnte sie sich recht nach Herzenslust mit der Frau ausplaudern, und endlich kam auch das ersehnte Thema. „Ja, denken Sie, ich habe erst in den letzten Tagen an Sie gedacht. Der Knud aus Norwegen, wissen Sie, der Vetter, der damals auch bei meines Christians Taufe war —“ — Ja, ja, Anna wußte. — „Warten Sie, ich habe vielleicht den Brief noch bei mir — er schreibt so schöne Briefe; er ist vielleicht in meiner Kleidertasche.“ Richtig, da war er, und mit einigem Buchstabiren

las Frau Fischer der Anna vor: „Wißt ihr denn gar nichts mehr von meiner liebenswürdigen Tischnachbarin? Ist sie wieder bei ihrer Mutter? ist sie noch bei ihrer Mutter? Nie werde ich den frohen Tag vergessen, den ich an ihrer Seite verlebt.“ — „Ich auch nicht!“ rief Anna mit glühenden Wangen; und so aus ihrem innersten Herzen kam das Wort, daß Frau Fischer sie erstaunt ansah und das verrathene Mädchen alle Diplomatie aufbieten mußte, um mit kühlen Redensarten den Eindruck dieser Worte zu schwächen.

So viel hatte aber Frau Fischer sich, scheint es, doch gemerkt, daß sie ein geneigtes Ohr finden würde, wenn sie der Anna noch ein Weiteres vom Vetter Knud und seinen Vorzügen erzählte: wie er die Handlung seines wohlhabenden Vaters hätte übernehmen sollen, aber aus innerem Herzenszug Pfarrer geworden, wie es gekommen, daß seine Mutter, ihre Tante, sich so weit weg verheirathet u. s. w. Anna hätte ihr zugehört bis Mitternacht, und viel zu früh kam ihr der Doktor, der sie abrief. „Ich schreibe dem Knud bald einmal, darf ich einen Gruß von Ihnen schreiben?“ fragte leise, in schalkhaftem Tone Frau Fischer beim Abschied. „Eine Empfehlung,“ stotterte Anna in großer Verlegenheit, machte sich aber nachher selbst große Complimente über ihr kluges zurückhaltendes Benehmen. Verliebte Herzen sind wie der Vogel Strauß, der den Kopf in einen Busch steckt und dann meint, man sehe ihn nicht.

In tiefen Gedanken fuhr Anna durch die sternhelle Nacht mit ihrem alten Freunde heim. Wie viel hatte sie nun der Mutter zu sagen! Die Mutter wußte aber auch eine Neuigkeit: „Weißt Du, Anna, daß Dein Myrthen-

bäumchen Knospen hat?" — „Hat es Knospen?" rief Anna fröhlich und versteckte ihr glühendes Gesicht an der Mutter Brust. In dieser Nacht hatten Mutter und Tochter so viel zu besprechen, daß der Morgen dämmerte, bis sie zum Schlummern kamen.

Ja, die Myrthe knospete, und mit stiller Freude belauschte Anna ihr Entfalten. Noch ehe die Blüthen aufgegangen waren, saß sie an einem sonnenhellen Morgen an ihrem Fenster und hielt in zitternder Hand einen Brief und las ihn mit glühenden Wangen und gab ihn der Mutter und eilte in ihr Stübchen und kniete nieder und drückte ihre überströmenden Augen in die gefalteten Hände. Was dieser Brief enthielt und was ihre Antwort war, das wird nicht schwer zu errathen sein: es war eine neue Variation auf das alte, ewig schöne Thema, das in tausend jungen Herzen wiedergeklungen hat und wiederklingen wird.

Der Norweger hatte sie nicht vergessen gehabt, und doch hätte er vielleicht nicht versucht, die flüchtige Erscheinung, die doch so oft wieder vor seine Seele trat, fest zu halten für's Leben, wenn nicht die freundliche Cousine ihm einen so lieblichen Bericht von ihrem Zusammentreffen mit Anna gesendet hätte, durch den ihm erst so recht klar wurde, wie lieb ihm das deutsche Mädchen sei. Da saßen nun die Wittwe und ihre Tochter im alten Stübchen, das jetzt für Anna ein so ganz anderes war. Und Anna sah die Mutter an mit glückseligen Augen, und die Mutter lächelte unter Thränen und saugte den Freudenstrahl aus der Tochter Blicken ein, um sich zu stärken gegen den Gedanken an die Trennung.

Anna vergaß, daß sie einst so resignirt gewesen; was Ergebung, was ein seliges Selbstvergessen ist, das weiß nur

ein Mutterherz. Und der Norweger ist gekommen und hat sein glückliches Bräutchen heimgeführt. Seine warme Liebe hat sie vergessen gemacht, daß sie den sonnenhellen Neckarstrand mit dem kalten Norden vertauscht. Der Zug des Herzens, der schon so manche junge Seele irre geführt, hat hier sich als eine gütige Schicksalsstimme bewiesen.

Inhalt.

Wildermuth, Ottilie,

Werke Erste Gesammtausgabe. Mit dem Portrait der Verfasserin

Bd.: 1

Stuttgart 1862